

Die Kirche am Markt

52 Predigten

Jahrgang 1988

von

Rüdiger Mielke

Herausgegeben von Rüdiger Mielke

Neukirchen-Vluyn
Schriftenmissions-Verlag 1988

Inhaltsverzeichnis

Seite

1.	<i>Schon umgekehrt? Losung 1988 (Markus 1,15)</i>	4
Kernworte der Bibel:		
2.	<i>(1) Was dieses Wort wertvoll macht (Johannes 3,16)</i>	7
3.	<i>(2) Kampf um eine neue Haltung (Jesaja 43,1)</i>	10
4.	<i>(3) Zu schön, um wahr zu sein? (Psalm 23,1)</i>	13
Treffpunkt Brunnen:		
5.	<i>(1) Geradewegs geführt (1. Mose 24,11)</i>	16
6.	<i>(2) Ein Modell für Gottes Reich (1. Mose 26, 17 – 22)</i>	19
7.	<i>(3) Wie kommen wir durch die Durststrecken? (Psalm 84,6 – 8)</i>	22
8.	<i>(4) Entgiftung (Jakobus 3,9 – 11)</i>	25
9.	<i>Jesus macht kaputt, was kaputtmacht (Markus 1,32 – 34)</i>	28
10.	<i>Riskante Sehnsucht nach Gottes Eingreifen (Matthäus 11,20 – 24)</i>	31
11.	<i>Lernt daraus! (Lukas 16,1 – 8)</i>	35
12.	<i>Schaut nach oben! (Offenbarung 22,1 – 5)</i>	38
13.	<i>Der Mann am Kreuz (Lukas 23,46 – 48)</i>	42
Ostern heißt:		
14.	<i>(1) „Trauriger“ Glaube ist überholt (Johannes 20,11 – 18)</i>	45
15.	<i>(2) Neuer, geistlicher Lebensstandard (Johannes 20,19 – 23)</i>	48
16.	<i>(3) Ausweg aus der Glaubenskrise (Johannes 20,24 – 29)</i>	51
17.	<i>O Jubel! (2. Korinther 4,16 – 18)</i>	54
18.	<i>So singt doch! (Apostelgeschichte 16,24 – 26)</i>	57
19.	<i>Bitte! (Kolosser 4,2 – 4)</i>	60
20.	<i>Auf denn! (Himmelfahrt) (Apostelgeschichte 1,8.9)</i>	63
21.	<i>Gehen im Geist (Galater 5,16 – 26)</i>	66
22.	<i>Fremde Freude (Apostelgeschichte 16,30 – 34)</i>	69
23.	<i>Glaubwürdigkeit ist gefragt (1. Thessalonicher 2,7b.8)</i>	72
24.	<i>Die Hoffnung – keine heikle Angelegenheit (Römer 5,5)</i>	75
Ehepaare der Bibel:		
25.	<i>(1) Geschichte einer schwierigen Ehe? (1. Samuel 25,23.24a.30.31)</i>	78
26.	<i>(2) Tödliche Harmonie (Apostelgeschichte 5,9)</i>	81

27.	<i>(3) Drastisch riskante Verkündigung (Hosea 1,2; 3,1)</i>	84
28.	<i>(4) In dieser Ehe ist was los (Apostelgeschichte 18,2.3.24.26; Römer 16,3.5)</i>	87
29.	<i>Das Zeichen (Matthäus 12,38 – 42)</i>	90
30.	<i>Ja und Nein (Matthäus 21,28 – 32)</i>	93
31.	<i>Was tut Not? (Lukas 10,38 – 42)</i>	96
32.	<i>Die Geißel (Johannes 2,13 – 22)</i>	99
33.	<i>Paulus und der Mülleimer (Philipper 3,7.8.10)</i>	102
34.	<i>Jesus, der hilflose Helfer (Markus 15,25 – 32)</i>	105
35.	<i>Eine Bitte, die die Welt zerreißt (Matthäus 6,9b)</i>	108
36.	<i>Tun, was Gott gefllt (Matthäus 6,10b)</i>	111
37.	<i>Predigt auf dem Friedhof (Hesekiel 37,13)</i>	114
38.	<i>Ein Apostel, der nicht glauben kann (Matthäus 14,30.31)</i>	117
39.	<i>Adel befreit (1. Petrus 2,9)</i>	120
40.	<i>Gespräch über unseren Lebensdurst (Johannes 4,14)</i>	123
41.	<i>Die Tagesration und das ewige Fest (Erntedankfest) (Matthäus 6,11)</i>	126
42.	<i>Eine Bankrotterklärung (Matthäus 6,12)</i>	129
43.	<i>Ein Gebet, das die Augen öffnet (Matthäus 6,13)</i>	132
44.	<i>Können wir jetzt schon singen und feiern? (Matthäus 6,13c)</i>	135
45.	<i>Der Mensch pocht vor Gott auf sein Recht (Lukas 15,11.12)</i>	138
46.	<i>Enttäuschung an der Freiheit (Lukas 15,14)</i>	141
47.	<i>Die Erweckung (Buß- und Bettag) (Lukas 15,17)</i>	144
48.	<i>1. Advent: Die Erfahrung der Liebe Gottes (Lukas 15,20)</i>	147
49.	<i>2. Advent: Maria – Gott beginnt in der Provinz (Lukas 1,26 – 31)</i>	150
50.	<i>3. Advent: Maria – Diese Frage ist erlaubt (Lukas 1,34.35.37)</i>	153
51.	<i>4. Advent: Maria – Eine vorbildliche Antwort (Lukas 1,38)</i>	156
52.	<i>Es geht um den Namen (Matthäus 1,20 – 23)</i>	159

I.

Schon umgekehrt? (Losung 1988)

Markus 1,15

Jesus Christus spricht: Kehrt um und glaubt an das Evangelium!

Die Karikatur hat mir gefallen: Ein Spitzensportler, ein Läufer, voll unterwegs, im Lauf aufs Ziel zu. Der Oberkörper aber, komisch genug, ist unterwegs in Gegenrichtung. Also: die Beine laufen nach links aus dem Bild, der Oberkörper nach rechts. Darunter die Frage: „Schon umgekehrt?“

Ja, wie steht's damit? – Neu anfangen, eine neue Richtung einschlagen, umkehren – kennen wir was davon? Ich möchte den Text und diese Predigt überschreiben: Schon umgekehrt?

1. Ist Umkehr eigentlich dran?

Die einen sagen: „Weiter so!“ Meist sprechen so die auf der Sonnenseite. „Weiter so, Deutschland“ war nicht nur eine Parole im Wahlkampf. – „Ich mache weiter so auf dem Weg wie bisher!“ Das ist auch ein persönliches Motto.

Die anderen sagen: Höchste Zeit zum Umdenken, zur Neubesinnung, zum grundlegenden Überdenken aller Werte und Ziele! Es ist höchste Zeit! Es ist 5 vor 12! Wenn jetzt kein Umdenken passiert, dann gibt's eine Katastrophe! Eine Katastrophe in der Umwelt, eine Katastrophe in der Arbeitswelt, eine Kriegskatastrophe oder eine persönliche Katastrophe.

Bei manchen ist sie wach: die Sehnsucht danach, dass etwas neu wird in ihrem Leben. – „So kann es nicht weitergehen! Mit mir. In der Ehe. Im Beruf. Das muss anders werden!“ Aber wo ein Wille ist, da ist noch lange kein Weg.

Neujahr – das ist die Zeit des guten Willens, der guten Vorsätze. Aber nichts wird dadurch neu, dass wir den alten Kalender in den Mülleimer schmeißen und einen neuen Kalender an die Wand hängen.

Solange wir selbst – auch im neuen Jahr – die alten sind, wird nichts neu. Daran ändern auch die guten Vorsätze nichts.

Also, eigentlich müsste der Ruf Jesu da doch auf guten Boden, auf fruchtbares Land fallen. Ruft die Bibel hier, in unserem Predigtwort, nicht auch zu Neubesinnung, zum Umdenken? Nein! Dieser Ruf ist von anderer Art. Worin liegen die Unterschiede?

2. Zeitansage.

Jesus begründet die Notwendigkeit der Umkehr anders. Nicht: „Es ist höchste Zeit! 5 vor 12!“ – sondern: „Das Reich Gottes ist angebrochen!“

Nicht: „Wenn jetzt nichts passiert, dann gibt's eine Katastrophe!“ – sondern: „Weil was passiert ist, darum kann alles neu werden!“

Jesus, der Retter ist da! Mit ihm hat es angefangen. Im Glauben an ihn kann es heute weitergehen. Wenn er wiederkommt, am Ende der Zeit, wird's für alle sichtbar sein.

Das Reich Gottes ist angebrochen, der neue Zustand aller Dinge.

Neu die Beziehung zu Gott: statt Rebell-versöhntes Kind. Neu die Beziehung untereinander: statt: „Der Mensch ist des Menschen Wolf“ – „Dienet einander!“

Neu die Gestalt der Erde: statt Todverfallenheit und Sklaverei der Vergänglichkeit – Erlösung, Überwindung der Herrschaft des Todes.

Also: Bei Jesu Ruf „Kehrt um!“, da geht es nicht um Untergangs- und Katastrophenstimmung, sondern um den „Morgenglanz der Ewigkeit.“

Nicht, weil alles schlecht läuft und immer schlechter läuft, ist Umkehr dran, sondern weil Jesus alles gut gemacht hat und am Ende gut machen wird. „Er hat alles wohl gemacht!“

Das ist die Zeitansage der Bibel: Die Zeit ist erfüllt. Das Reich Gottes ist angebrochen. Es ist „angenehme Zeit“ (2. Kor. 6,2). Die große Zeitenwende hat stattgefunden.

Nach dieser Zeitansage sollen wir nun die Uhren einstellen, das Leben ausrichten.

Und: Diese Zeitansage gilt allen! Sie ist für alle verbindlich. Sogar die Toten sind einbezogen (Eph 5,14).

Es wird chaotisch, wenn die Menschen ihr Leben an verschiedenen Zeiten ausrichten. Es wäre chaotisch, wenn z. B. heute morgen die einen schon im Gottesdienst saßen, während die anderen noch zu Hause im Bett lägen. Man könnte dann keine Vereinbarung mehr treffen.

Ob dies die Ursache für das Chaos in unserer Welt ist, dass die Menschen ihr Leben an verschiedenen Zeiten ausrichten, dass sie auf verschiedene Zeitansagen hören und sich daran orientieren?

Ja, es macht einen gewichtigen Unterschied, ob ich sage: „Wir leben kurz vor der Katastrophe!“ oder aber: „Wir leben im Anbruch des Reiches Gottes!“

Wobei, bitte, kein optimistisches Missverständnis nach der Devise: Es wird auf unsere Faust und unter der Mithilfe Jesu alles immer besser!

Gerade die Texte des Neuen Testaments, die von der Endzeit handeln, reden von Katastrophen. Das ändert aber nichts daran, dass am Ende Jesu Sieg steht.

Doch dieser Sieg ist nicht der Endpunkt einer steten Entwicklungslinie nach oben, sondern diesen Sieg gibt es nur durch Gottes machtvolles Eingreifen.

3. Umkehr konkret.

Was heißt das konkret: sein Leben nach der Zeitansage Jesu auszurichten?

Umkehr heißt nicht Sinnesänderung, sondern Änderung der Beziehung zu Gott. Umkehr ist keine Veränderung in mir und in Beziehung zu anderen Menschen, sondern Umkehr ist die von Gott geschenkte, grundlegende Änderung der Beziehung zu ihm – mit Folgen für mich und meine Beziehung zu anderen Menschen.

Ich kann viele Änderungen vornehmen, ich kann einen Sinneswandel in meinem Leben vollziehen: Ich kann umsteigen von Fleischnahrung auf Vollwertkost; meine politischen Anschauungen können sich wandeln; ich kann Verhaltensweisen ändern.

Das ist auch nicht alles gleich. Der eine Weg ist besser als der andere. Aber: Er ist nicht grundlegend anders!

Sinnesänderung ist, wie wenn man auf der Autobahn die Spur wechselt – die Richtung ist und bleibt dabei die alte.

Wenn Jesus von Umkehr spricht, dann meint er nicht Spurwechsel, sondern Richtungswechsel. Raus aus der Richtung „weg von Gott,“ in der wir alle drinstecken – rein in die Richtung „hin zu Gott,“ in seine offenen Arme.

So wird Leben neu: Schuld beim Namen nennen, sie abgeben, die offene oder verborgene Rebellion gegen Gott aufgeben, Vergebung annehmen.

Nur so wird Leben neu – nicht aber durch einen neuen Kalender.

Und: Dieser Richtungswechsel ist möglich – heute! Ich kann die Richtung wechseln, weil Jesus die Freiheit dazu gibt.

Viele leben wie in einer Sackgasse, ohne Wendemöglichkeit. Viele stehen mit dem Rücken zur Wand, haben keinen Platz mehr für neue Schritte

Wenn Jesu sagt: „Kehrt um!“, dann gibt er Freiräume zur Umkehr.

Das ist Gute Nachricht: Ich darf umkehren.

Amen

Rüdiger Mielke

II.

Kernworte der Bibel. (1)

Was dieses Wort wertvoll macht.

Johannes 3,16

Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Einige Kernworte der Bibel werden uns in dieser Predigtfolge beschäftigen. Unser Text ist das erste.

„Das ist das unvergleichliche, unschätzbare Sprüchlein, das uns der eingeborene Sohn aus dem Schoß seines Vaters gebracht hat.“ So hat der Kirchenvater Hieronymus über dieses Bibelwort geurteilt. „Es ist das Herzblatt der ganzen Schrift. Es fasst den ganzen Rat der Liebe des Vaters, die ganze Erlösung des Sohnes, das ganze Werk des Geistes, das ganze Heil der Verlorenen, das ganze Elend der Sünder, die ganze Menge der Begnadigten auf Erden, den ganzen Himmel mit dem ewigen Leben in sich. Gott sei ewig Dank dafür.“

Auch Martin Luther bezeichnet es als „einen gar feinen Text.“ „Die Worte lauten so einfältig und sind doch so mächtig, sind größer als der Himmel und die Sonne . . . In den einzelnen Worten ist Majestät, Einfachheit, Klarheit, Gewicht, Nutzen und Wonne.“

Nun, mir kommt dieses Bibelwort eher vor wie eine wertvolle alte Münze, die durch viele Hände gegangen ist und dabei ihren Glanz verloren hat. Ist es Aufgabe einer Predigt über Johannes 3 Vers 16, einer abgegriffenen Münze wieder Glanz zu verleihen?

Ich bin sehr froh, dass das nicht stimmt. Dieses so oft gehörte und gelesene und sicherlich vielen bekannte Bibelwort behält seinen Wert, hört nicht auf zu glänzen, und meine Aufgabe besteht darin, diesen Wert zu preisen, zu zeigen, was dieses Wort so wertvoll macht.

1. *Es enthält Gottes Programm.*

Was ist Gottes Programm mit der Welt? Die Antwort heißt: Rettung! Im Anschluss an unseren Text geht es in Vers 17 weiter: „Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, dass er die Welt richte, sondern dass die Welt durch ihn gerettet werde.“ Was bedeutet das?

Retten, das ewige Leben geben, das heißt nicht, unser jetziges Leben unendlich verlängern. Das ewige Leben, das ich bekommen darf, wird nicht irgendwann irgendwie einmal sein. Wenn die Bibel vom ewigen Leben redet, tut sie es nicht im Blick auf die

Zukunft. Entscheidend ist nicht das, was vor uns liegt, sondern was hinter uns liegt, nämlich das Gericht Gottes, das wir im Glauben an Jesus Christus hinter uns haben.

Retten, Leben geben, die Welt lieben – das ist Gottes Programm. „Gott ist der größte Liebhaber der Welt,“ hat Martin Luther einmal gesagt. Aber versteht sich das nicht von selbst? Was sollte Gott anderes sein als Liebe? Ist das nicht sowieso klar?

Nein, klar wäre etwas ganz anderes, nämlich dass Gott diese Welt, die ihm davongelaufen ist und ihm die Treue gebrochen hat, richtete. „Es gibt keinen unwürdigeren Bösewicht als die Welt.“ Auch dieses Wort stammt von Luther.

Aber retten statt richten ist Gottes Programm, und es beschreibt weder eine Herzempfindung, die nach außen nicht sichtbar wird, noch enthält es eine bloße Absichtserklärung. Es ist keine Zukunftsmusik, von deren konkreten Auswirkungen man leider noch nichts bemerken kann.

Dieses Programm Gottes läuft schon, und die entscheidende Arbeit ist bereits geschafft. „So sehr hat Gott die Welt geliebt . . .“ Wie zeigt er das? „Er gab seinen eingeborenen Sohn.“ Damit ist eine Geschichte beschrieben, die Geschichte vom Kind in der Krippe, vom Mann am Kreuz, vom Sieger an Ostern. Das sind die entscheidenden Stationen des Rettungsprogrammes Gottes, und sie sind bereits Tatsachen.

Trotzdem bedrängt uns die Frage: Läuft dieses Programm wirklich? Kann ich das so sagen: Gott liebt die Welt!? Ist das nicht vielleicht doch nur ein Wunschtraum? Wenn ich mich umschaue in dieser Welt, steigen die Zweifel auf. Müsste nicht alles anders aussehen?

„Wann warst du eigentlich lieb, lieber Gott?“ So fragt ja nicht nur der Kriegsheimkehrer Beckmann nach Stalingrad in Wolfgang Borcherts „Draußen vor der Tür.“ Wann warst du eigentlich lieb, Gott? So fragen zum Beispiel auch die, die im Tauziehen gegensätzlicher politischer Kräfte aufgerieben werden, zwischen Armeen und Befreiungsbewegungen, im Sudan, in Nicaragua und wo immer sonst in der Welt. Wann warst du eigentlich lieb, Gott? So kann auch der Aidskranke fragen, der ja allen Anlass haben kann, die Botschaft von der Liebe Gottes in seiner Situation zu bezweifeln, wenn sogar die Christen ihm vorrechnen, dass er seine Krankheit verdient habe und sie die gerechte Strafe sei.

„Also hat Gott die Welt geliebt . . .“ Retten ist Gottes Programm mit der Welt . . .

Kann man das eigentlich so sagen, wenn man die Fenster zur Welt weit offen hat und sich umsieht in ihr? Ist nicht der Schrei der leidenden Kreatur viel zu laut? Bekommt man den Satz nicht nur dann über die Lippen, wenn man Ohren und Augen verschließt vor der Wirklichkeit?

Wie gehört das zusammen? Da ist auf der einen Seite die Botschaft vom Rettungsprogramm Gottes, aber ihr steht auf der anderen Seite die scheinbar heillose Brutalität des Lebens gegenüber. Übersieht nicht der blauäugig die Realitäten, der da noch von Gottes Liebe redet?

Wer so denkt, hat noch nicht viel von der Liebe Gottes begriffen. Gott kennt die Welt besser, als der größte Realist es kann, und er schaut ihre Verlorenheit radikaler, als wir es je könnten. „Die ganze Welt liegt im Argen,“ heißt es laut 1. Johannes 5 Vers 19. Das ist Gottes Perspektive. So sieht er unsere Welt.

Aber gerade diese Welt, die im Argen liegt, die so ist, wie sie ist, und nicht so ist, wie Gott sie gewünscht hat, gerade diese Welt ist der Gegenstand der Liebe Gottes. Diese brutale Wirklichkeit ist der Schau- und Kampfplatz der Liebe Gottes.

Die Wirklichkeit unserer Welt und das Arbeitsfeld der Liebe Gottes sind nicht zwei Schauplätze, die nichts miteinander zu tun hätten. Gott sendet seinen Sohn mitten in diese Welt hinein, er bringt seine Liebe als Sprengsatz in dem Kind von Bethlehem und dem Mann am Kreuz mitten in unsere Wirklichkeit, die so ist, wie sie ist. Denn Gott hört nicht nur das Schreien der Leidenden, sondern er kennt auch die Ursachen des Schreiens. Er sieht den ganzen Zusammenhang des Elends unserer Welt mit dem Abfall vom lebendigen Gott. Seine Retterliebe reißt uns aus dieser heillosen Verstrickung durch Jesus, der als Kind geboren wird, am Kreuz für uns stirbt und zu Ostern wieder aufersteht. Gottes Rettungsprogramm läuft!

2. *Es macht Beine.*

In dem Wort Johannes 3 Vers 16 steckt die geballte Ladung der Liebe Gottes: Gott ist der größte Liebhaber der Welt.

Aber das ist kein Tatbestand, über den man meditieren oder philosophieren kann, kein Anlass, große theologische Gedankengänge zu unternehmen, sondern dieser Tatbestand macht uns Beine, Zeuge der Liebe Jesu in Wort und Tat in dieser Welt zu sein. Er rückt die ganze Wirklichkeit in ein anderes, ein neues Licht und verschiebt die Maßstäbe.

Ich möchte das erklären an einer Redewendung. Wir sprechen gerne vom „Tropfen auf den heißen Stein,“ und wir fragen uns oft kritisch und sogar resigniert, ob nicht alles, was wir im Glauben an Jesus in dieser Welt tun, angesichts der Sünde und der Übermacht des Bösen, angesichts des Todes wie ein Tropfen auf dem heißen Stein verpufft. Was richten wir aus mit unseren Taten des Gehorsams?

Da sagen wir die gute Nachricht von Jesus weiter, sind Zeugen seiner Liebe in unserer Umwelt. Aber die Brutalität unserer Wirklichkeit bleibt, die Brutalität, die ja nicht erst da beginnt, wo einer den anderen erschlägt. Sie fängt ja schon da an, wo einer den anderen kalt links liegen lässt, wo jeder für sich allein seinen Weg in der Isolation geht, wo die anderen sich für die Botschaft von Jesus nicht öffnen wollen, sondern sich ihr verweigern. Gleicht all unser Bemühen da nicht dem Tropfen auf dem heißen Stein?

Das Bibelwort aus Johannes 3 Vers 16 dreht diese Frage total um. Nicht das Evangelium ist der Tropfen auf dem heißen Stein der Verlorenheit dieser Welt, sondern angesichts der geballten Ladung der Liebe Gottes, angesichts seines Rettungsprogramms, das schon in der Welt läuft, ist das Arge der Welt, ist der Unglaube nichts anderes als ein Tropfen auf dem heißen Stein der Liebe Gottes. Wir brauchen nicht mehr zu fragen: Hat Gottes Liebe überhaupt eine Chance gegenüber der Brutalität? Die entscheidenden Fakten im Rettungsprogramm sind schon geschehen, und alles Böse wird endgültig ausgespielt haben am Tag der Wiederkunft Jesu.

Luther hat recht mit seiner Ermahnung, wenn er zu unserem Text sagt: „Man soll dieses Wort alle Tage mit aus dem Bett nehmen und es sich im Herzen wenigstens einmal täglich vorsprechen.“ Wer diesen Rat befolgt, der wird von keiner noch so bedrängenden Wirklichkeit mehr abgezogen werden können von der Liebe Gottes, sondern er wird dieser Wirklichkeit offen entgegentreten können, ohne im Zeugendienst zu resignieren. Amen

Rüdiger Mielke

III.

Kernworte der Bibel. (2)

Kampf um eine neue Haltung.

Jesaja 43,1

Und nun spricht der Herr, der dich geschaffen hat, Jakob, und dich gemacht hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!

Mein neuester Einkauf hat mich wieder einmal in der Meinung bestärkt, dass es gut ist, auch im Blick auf seine Schuhe gesundheits- und umweltbewusst zu leben. Eine knubbelige Einlege-Hartkorksohle soll laut Hersteller ein besonders gutes Fußbett sein und vor orthopädischen Peinlichkeiten wie Knick-, Senk- und Spreizfüßen bewahren. Sie fördert Durchblutung und gesundes Gehen. Wer sich der Tortur dieser Sohlen aussetzt, ist vor Haltungsschäden aller Art geschützt.

Sie werden fragen, was diese Sohlen mit unserem Bibeltext zu tun haben. Der Vergleich ist zwar plump, aber er drängte sich mir auf bei der Durcharbeitung unserer Bibelstelle. Der Prophet, der im Auftrag Gottes spricht, kämpft gegen gefährliche Haltungsschäden in der Gemeinde und möchte bei den Zuhörern eine neue Glaubenshaltung erzielen, und zwar in dreierlei Hinsicht.

1. Neue Haltung im Umgang mit der Angst.

Zu diesem Punkt mache ich eine Vorbemerkung. Ich lasse bei meiner Auslegung die feinere Unterscheidung beiseite, die besagt: Angst ist das unbestimmte Gefühl, von etwas Ungreifbarem, Nichtdefinierbarem bedroht zu werden, während Furcht sich immer auf einen konkreten Gegenstand, ein bestimmtes Phänomen richtet. Ich gehe darauf nicht näher ein.

„Fürchte dich nicht!“ heißt es am Anfang des Prophetenwortes. Warum eigentlich nicht? Gehören nicht Angst und Furcht notwendig zum Leben? Hätten wir keine Angst vor dem Tod, wären wir blind für tausend Gefahren, etwa beim Autofahren im Straßenverkehr. Die Angst ist doch ein wichtiger Mechanismus, der Gefahren signalisiert, auf die ich mich sonst nicht einstellen könnte. Bei dem Psychologen Reinhold Ruthe las ich den Satz: „Die Angst gehört zu uns wie Augen, Ohren und Haare.“

Auch zum Leben der Gemeinde gehört die Angst, weil Jesus seine Jünger wie die Schafe unter die Wölfe sendet. Er schickt seine Leute in die Welt, die nicht an Jesus glaubt, ja, gegen ihn ist. „In der Welt habt ihr Angst,“ stellt Jesus fest, und wehe der Gemeinde, die keine Angst mehr kennt! Nur eine angepasste Gemeinde, die von ihrer

Sendung nichts mehr weiß, die angesichts ihres Auftrages keine weichen Knie mehr bekommt, weil der Widerstand gegen das Evangelium sie nicht mehr bedroht, nur eine solche angepasste Gemeinde ist eine furchtlose Gemeinde. Ich finde die Frage bedenkenswert, ob die Selbstverständlichkeit, mit der wir oft unsere Nachfolge leben, aus unserem Glauben an den Sieg Jesu kommt oder aus einer Unterschätzung der gottfeindlichen Mächte. Ist sie vielleicht gar ein Zeichen dafür, dass wir ausweichen aus dem gefährlichen Auftrag, den Gott uns gab?

Es gibt also gesunde Angst, auch im geistlichen Leben. Nun muss ich aber einen Schritt weitergehen. Es gibt auch übertriebene, krankhafte und krank machende Angst als seelische Störung, psychische Anomalie und auch als geistliches Fehlverhalten des einzelnen und der Gemeinde. Wie viele Christen gleichen einem Bündel der Angst, leben als eingeduckte, zitternde Kreaturen in der ständigen Furcht, etwas falsch zu machen, schuldig zu werden. Sie können sich nicht frei der Liebe Gottes freuen, sind nicht frei zu einem dankbaren Dienst.

Machen wir uns klar: Diese Angst will Gott nicht, sie kommt nicht von ihm! Wir müssen klar unterscheiden lernen zwischen Angst, die zur Nachfolge gehört, weil wir von Gott wie Schafe unter die Wölfe gesandt sind, und der anomalen Angst, aus der Gott uns retten will. Gott ist niemals der Wolf!

Diese Unterscheidung ist auch in einem anderen Sinn noch wichtig. Camus hat einmal gesagt: „Das siebzehnte Jahrhundert war das Jahrhundert der Mathematik, das achtzehnte Jahrhundert das der physikalischen Wissenschaft, das neunzehnte Jahrhundert das der Biologie, unser zwanzigstes Jahrhundert ist das Jahrhundert der Angst.“ Diese allgemeine diffuse Lebensangst hat ihre Berechtigung, aber wenn Christen sich von ihr infizieren lassen, entspricht das nicht dem Willen Gottes. Dabei möchte ich klar sagen, dass ich nicht in den Chor der Verharmloser einstimme, die meinen, es sei alles in Ordnung. Es gibt genügend Anlass zur Furcht. Aber Christen brauchen sich davon nicht lähmen zu lassen. Gott will mit seinem Wort „Fürchte dich nicht!“ nicht alle Angst im Leben wegwischen. Er will uns in unserer Angst helfen.

2. Neue Haltung durch eine tragfähige Beziehung.

Ein amerikanischer Verhaltenspsychologe hat untersucht, welche Phänomene bei Kleinstkindern Angst auslösen, und das Ergebnis ist: Ein lautes Geräusch und der Verlust der Unterlage machen Babys Angst.

Angst ist ihrem Wesen nach ein Beziehungskonflikt. Sie ist die Befürchtung, von der maßgeblichen Beziehungsperson nicht mehr gehalten zu werden, ohne verlässliche Beziehung leben zu müssen.

Genau an dieser Stelle, am Kern der Angst, setzt die Verheißung des Propheten ein. Gott ist die maßgebliche Beziehungsperson des Menschen und des Volkes Gottes. Wenn sie ja zu uns sagt, wird aller Angst die Grundlage entzogen. Dass Gott uns lieb hat, das allein treibt die Furcht aus.

Es kommt aber noch etwas anderes dazu: „Ich habe dich erlöst,“ sagt Gott. „Erlöser“ ist im Alten Testament kein religiöser Begriff, sondern bezeichnet im Familienrecht den nächsten haftpflichtigen Blutsverwandten, der mit seinem Kapital eintreten muss im Fall einer Verschuldung. Gott ist der Erlöser. Er übernimmt die Haftung für mich. Er bezahlt für mich, wo ich bettelarm dastehe. Nichts anderes ist am Kreuz auf Golgatha geschehen. Der

Kern aller Angst, der Beziehungskonflikt, wird von Gott überwunden. Gott gibt und gewährt eine verlässliche Beziehung. Das treibt alle Furcht aus. Wer sich in der Liebe des Jesus Christus bergen lässt, findet zu einer neuen Haltung.

3. Neue Haltung im Umgang mit der Erinnerung.

Erinnerung und Vergangenheit, das sind für das Volk Gottes immer neuralgische Punkte, so auch für das Volk Israel, zu dem der Prophet spricht.

Israel ist im Exil. Sie sind Zwangsverschleppte. Sie leben in Siedlungsgemeinschaften in Babylon. Sie kommen zusammen, um große Gedenktage zu feiern. Im vierten Monat eines jeden Jahres zum Beispiel erinnerten sie sich an die vergangene Eroberung Jerusalems, im fünften Monat eines jeden Jahres an die Zerstörung des Tempels. Diese regelmäßigen jährlichen Gedenktage waren Klagefeiern, Klagegottesdienste! In den Psalmen kann man es nachlesen: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten . . .“ (Psalm 137 Vers 1). Klagen finden wir auch im Jesajabuch, etwa im Kapitel 40 Vers 27: „Warum sprichst du denn, Jakob, und du, Israel, sagst: Mein Weg ist dem Herrn verborgen, und mein Recht geht vor meinem Gott vorüber?“

Mitten in diesen rückwärts gewandten Blick, in diese Klage hinein redet der Prophet im Auftrag Gottes: „Nun aber spricht der Herr . . .“ Jetzt aber seht nicht zurück, sondern auf das, was der Herr jetzt tun will! Schaut nicht zurück auf die Niederlagen, auf eure Schuld, ja, nicht einmal auf Gottes vergangene Taten. In Vers 18 des Kapitels 43 heißt es: „Gedenkt nicht an das Frühere und achtet nicht auf das Vorige! Denn siehe, ich will ein Neues schaffen . . .“

Was ist mit dem Vorigen gemeint? Wer die vorangehenden Verse liest, erhält schnell eine Antwort: Da ist die Rede von der Ausführung aus Ägypten, von der Errettung am Schilfmeer. Gottes große Taten sind gemeint. Daran soll sich Israel nicht mehr erinnern? Soll das Volk Gottes nicht mehr dankbar sein?

Natürlich ist dieses Bibelwort keine Ermahnung, die Dankbarkeit aufzugeben. Aber offensichtlich gibt es ein falsches Festhalten an der Vergangenheit, ein Rückwärtsgewandtsein, das Gott nicht will. Da meint man, in der Vergangenheit liege das Beste, auch das Beste an Erfahrung mit Gott. Dabei übersieht man, dass Gott heute und morgen Neues schaffen will. Man lebt aus der großen Vergangenheit, aber ist blind für das Handeln Gottes heute.

Das ist ein Haltungsschaden des Volkes Gottes, dem der Prophet hier kräftig entgegenspricht. „Und nun! Jetzt aber!“ Mit diesen Worten will Gott sein Volk aus einem Haltungsschaden befreien, aus einer Rückwärtsgewandtheit des Glaubens seine Leute neu auf die Zukunft ausrichten. Sie sollen die Haltung der Offenheit lernen für das, was Gott ankündigt: „Siehe, ich will Neues schaffen. Jetzt wächst es auf.“

Amen
Rüdiger Mielke

IV.

Kernworte der Bibel. (3)

Zu schön, um wahr zu sein?

Psalm 23,1

Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.

Der Psalm 23 gehört zu den bekanntesten und vertrautesten Worten der Bibel. Zeile für Zeile ist oft gehört, oft gebetet worden. Ich wünsche mir, dass der Geist Gottes uns dieses bekannte Wort neu aufschließt und neu zum Leuchten bringt.

1. *So schön ist Leben mit Gott.*

Wer den Psalm 23 im Zusammenhang liest, dem läuft das Wasser im Munde zusammen. Hier betet jemand, der fortgesetzte Erfahrungen der Nähe und Hilfe Gottes macht.

„Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.“ Da ist die Rede von der Erquickung, vom Rastplatz, den Gott schenkt. – „Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen.“

Man darf Gottes Wegweisung erfahren. – „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück.“ Gott gibt Hilfe und Schutz in der Angst. – Mehr noch: Gott schenkt Festfreude und Überfluss. „Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein.“ – Damit aber ist es noch nicht genug. „Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang.“ Gottes Güte wird unser Wegbegleiter sein bis ans Ende.

So schön ist das Leben mit Gott! Saftige Weide, frisches Wasser, Rastplatz, Führung, Schutz vor Angst, Festfreude, Barmherzigkeit und Güte erfahren dürfen.

Aber ist das nicht zu schön, um wahr zu sein? Wer erlebt denn in seinem Alltag die saftige Weide? Gleichet dieser nicht eher dem kargen Land oder gar der Wüste? Wer findet den Rastplatz statt der Tretmühle ständiger Überforderung? Wer erhält fortgesetzte Erfrischung statt faden, abgestandenen Wassers? Leben wir nicht oft nur von vergangener Freude am Gebet, am Wort Gottes? Und Festfreude? Wo gibt es in unserem Christsein überfließende Festfreude? Wir sagen doch meist: Ohne Gott feiern wir am besten! Wir begreifen nicht mehr das Besondere an den Festen, die Gott seinem Volk verordnete. Im Festkalender des Volkes Israel im 5. Buch Mose Kapitel 16 kann man es nachlesen: Die Feste werden vor Gottes Angesicht gefeiert. Die Gaben werden zum Tempel gebracht nach Gottes Befehl, damit man sie in Gottes Gegenwart genießt. „Du sollst fröhlich sein vor dem

Herrn deinem Gott.“ Bei uns aber heißt es eher: Gib Gott deine Gaben, aber feiere zu Hause.

Und wie sieht es mit der Wegbegleitung aus? Gehen nicht eher Zweifel, Enttäuschungen und Traurigkeit immer mit uns mit? Ist das Leben mit Gott, wie es uns in diesem Psalm geschildert wird, nicht doch zu schön, um wahr zu sein?

Manchmal kommt mir Psalm 23 wie die Idylle eines frommen Traums vor, wie ein herrlicher Film, der einen entzückt, solange man im Kino sitzt. Aber dann geht man hinaus in die Nacht, und mit der Vorführung ist auch aller Glanz vorbei. Passt zu unserer Wirklichkeit nicht viel besser das Gebet aus Psalm 102? Da ist nicht die Rede von erquickender Versorgung und von beglückendem Rastplatz. Da hören wir die Klage eines erschöpften Menschen: „Ich liege wach und seufze. Ich verdorre wie Gras.“ Da geht es nicht um Festfreude Gemeinschaft mit Gott, sondern es heißt: „Ich esse Asche wie Brot. Ich mische Tränen in meinen Trank.“ Der Beter erkennt sich nicht als ein vom guten Hirten geführtes Schaf, sondern vergleicht sich mit der Dohle in der Wüste, mit der Eule in den Trümmern.

Gibt es Verbindungen zwischen dem Klagepsalm 102 und dem Psalm 23? Bin ich entweder das Schaf des guten Hirten oder die Dohle in der Wüste? Erlebe ich entweder den einen oder den anderen Zustand oder beides nacheinander? Oder gehört ein Teil der Menschen zu den Schafen und ein anderer Teil zu den Dohlen?

Zum Verstehen des Psalms 23 hat mir eine Erklärung der Ausleger geholfen. Sie haben die Form des Psalms untersucht, und einer sagt: Dieser Psalm ist ein Vertrauenslied. In ihm wird ein Element, das immer wieder in den Klagepsalmen vorkommt, herausgegriffen und ausgeführt, nämlich das Vertrauen zu Gott. Es ist, als wenn man eine Einzelheit aus einem großen Bild mit der Lupe vergrößert und sie sich genau ansieht. In nahezu allen Klagepsalmen findet sich als ein Detail das Vertrauenswort: Herr, du verschmäht das Gebet der Verlassenen nicht! Herr, ich danke dir! Dieses Vertrauensmotiv wird hier in Psalm 23 ohne den umfassenden Zusammenhang der Klage ausgeführt.

Ich finde diese Erklärung sehr hilfreich für den Umgang mit diesem Psalm. Er soll eben nicht nur wie ein frommer Film ablaufen, der uns dann wieder in die Dunkelheit unseres Lebens entlässt. Er soll nicht nur im Gottesdienst gebetet, sondern im Alltag erfahren werden. Wie kann das geschehen, wenn ich mich im Augenblick eher in der Wüste befinde als auf der grünen Weide?

Klage Gott deine Situation! Wer sich in seiner Not an Gott wendet, darf vor ihm alles ausschütten, was ihn bedrückt. Die Themen der Klagepsalmen sind weit gestreut: Schuld, Krankheit, Verfolgung, Einsamkeit, Zweifel an Gott . . . Gott will, dass wir alle ausweglosen Lagen, alle Enttäuschungen mit ihm besprechen. Wer das tut, wird von Gott weitergeführt werden zum Vertrauen, bis er neu sagen kann: Du, Herr, bist mein guter Hirte!

Damit ich richtig verstanden werde: Damit ist keine Einladung zum allgemeinen Bejammern und Beklagen gegeben! Im Gegenteil! Wer Gott seine Not anvertraut, wird aufhören, sich bei den Menschen zu beklagen. Das ist sowieso nur ein Kreisverkehr, der keine Hilfe bringt. Wir sollen aber auch nicht alle Lasten ertragen nach dem Motto: Lerne leiden, ohne zu klagen! Nein, der Psalm 23 lädt uns ein zum Gebet als dem konkreten Schritt, durch den ich das Vertrauen zu Jesus neu einüben und seine Hilfe neu erfahren kann.

2. Schön nur für mich?

Wir haben danach gefragt, ob der Psalm 23 nicht zu schön klingt, um wahr zu sein, und dabei auf unsere eigene Situation geschaut. Man kann die Frage aber auch in einer anderen Richtung stellen. Es heißt im ersten Vers: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln!“ Was aber ist mit den anderen Menschen?

Wir kennen die Redewendung: „Schön für dich!“ Wer so spricht, drückt damit kaum Mitfreude aus, sondern eher Neid.

Bei dem Wort „mangeln“ fallen mir immer wieder die vertrauten Bilder aus den Hungergebieten ein, die Bilder von den Kindern mit Mangelerscheinungen, die uns schon gar nicht mehr aufregen, und ich frage mich: Wie hängt das zusammen?

Der Psalm spricht von der guten Versorgung durch Gott, von frischer Weide. Kann ich diesen Psalm beten angesichts der Tatsache, dass 800 Millionen Menschen völlig mittellos sind und etwa 10.000 täglich am Hunger sterben? Kann mein Gebet nicht zum frommen Zynismus werden, wenn ich meine Augen verschließe vor der leidenden Kreatur?

Ich will noch einmal das Bild vom Kino gebrauchen. Wenn der Psalm 23 wie ein schöner Film vor uns abläuft, dann trete ich nach dem Ende nicht nur in die Nacht meiner eigenen Existenz hinaus, sondern auch in die Wirklichkeit der mich umgebenden Welt mit ihren ungezählten Problemen und ganz konkret mit ihrem Hungerelend. Muss da nicht das Lob Gottes und das Gebet des Vertrauens verstummen? Was ist mit den anderen, Herr?

Nein, ich meine nicht, dass angesichts der Wirklichkeit der Welt das Lob Gottes schweigen müsste. Denn in die Wirklichkeit dieser Welt, so wie sie ist mit ihren zahllosen Nöten, ist Jesus ja als der gute Hirte hereingekommen und hat hier sein Reich aufgerichtet.

Ich sehe aber die Gefahr, dass wir das Lob Gottes als eine Oase verstehen, in der wir uns freuen an unserem Herrn und seinen guten Gaben und uns satt essen an seinen Rastplätzen, dabei aber die Augen verschließen vor dem schreienden Elend um uns her. Das Lob Gottes braucht nicht zu verstummen, aber Lob Gottes und Gehorsam gehören zusammen.

Der Gehorsam, der danach fragt, wie er die Liebe Jesu in Wort und Tat den Menschen bringen kann, ist das Echtheitsiegel des Lobes Gottes. Lob Gottes ohne Gehorsam ist ein fromme Farce. Gehorsam ohne Lob Gottes ist ein tötendes Gesetz.

Sicher ist es richtig, dass der Zusammenhang von Lob und Gehorsam im Gottesdienst dadurch deutlich wird, dass wir beten und singen und dabei ein Opfer zusammenlegen. Aber ich sehe hier noch größere Herausforderungen. „Wir alle sind berufen, einen einfacheren Lebensstil zu entwickeln. Wir beabsichtigen, unser Einkommen und unsere Ausgaben zu überprüfen, damit wir mit weniger auskommen und mehr geben können.“ Dazu verpflichteten sich Christen 1980 auf einer Konferenz zum einfachen Lebensstil. Sich an dieser Stelle herausfordern zu lassen, gehört für mich unverzichtbar dazu zum Lobe Gottes, zur Freude an Psalm 23: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.

Amen

Rüdiger Mielke

V.

Treffpunkt Brunnen. (1)

Geradewegs geführt.

1. Mose 24,11ff.

Da ließ er die Kamele sich lagern draußen vor der Stadt bei dem Wasserbrunnen des Abends um die Zeit, da die Frauen pflegten herauszugehen und Wasser zu schöpfen. Und er sprach: Herr, du Gott Abrahams, meines Herrn, lass es mir heute gelingen und tu Barmherzigkeit an Abraham, meinem Herrn! Und ehe er ausgeredet hatte, siehe, da kam heraus Rebekka, die Tochter Betuëls, und trug einen Krug auf ihrer Schulter. Und das Mädchen war sehr schön von Angesicht. Die stieg hinab zum Brunnen und füllte den Krug und stieg herauf. Da lief ihr der Knecht entgegen und sprach: Lass mich ein wenig Wasser aus deinem Krug trinken. Und sie sprach: Trinke, mein Herr! Ich will deinen Kamelen auch schöpfen, bis sie alle genug getrunken haben. Und eilte und goss den Krug aus in die Tränke und lief abermals und schöpfte allen seinen Kamelen. Der Mann aber schwieg still, bis er erkannt hätte, ob der Herr zu seiner Reise Gnade gegeben hätte. Da neigte sich der Mann und betete den Herrn an und sprach: Gelobt sei der Herr, der Gott Abrahams, meines Herrn, der seine Barmherzigkeit und seine Treue von meinem Herrn nicht hat weichen lassen; denn der Herr hat mich geradewegs geführt zum Hause des Bruders meines Herrn.

Treffpunkt Brunnen“ lautet das Generalthema dieser Predigtfolge. Der Brunnen ist der Ort, an dem sich Menschen treffen und an dem auch oft Entscheidendes geschieht. Er spielt in vielen Geschichten des Alten und des Neuen Testaments eine wichtige Rolle.

Unser Text gehört in den Bericht von der Brautsuche für Isaak, den Sohn Abrahams. Abraham hat seinen Knecht Elieser losgeschickt aus dem Südland Palästinas zurück zu seiner Verwandtschaft in Haran am Euphrat, um von dort für Isaak eine Frau zu holen. Es ist eine Geschichte der Führung Gottes.

„Gott schreibt auch auf krummen Linien gerade,“ sagen wir und meinen damit, dass Gott sein Konzept mit uns auch durch verworrene menschliche Wege, durch Schuld und Konfusionen hindurch verwirklicht. In unserer Erzählung aber ist von krummen Linien nichts zu sehen. Alles läuft wie am Schnürchen. Am Anfang steht Abrahams Auftrag an Elieser, es folgt Eliesers Reise und die Begegnung mit Rebekka am Brunnen, die Verhandlung mit ihrer Familie, am Schluss steht schließlich die unverzügliche Heimkehr mit Rebekka zu Abraham und Isaak. Alles entwickelt sich in einer geraden Linie. Vers 27 fasst das Ganze gut zusammen: „Der Herr hat mich geradewegs geführt.“

Was wir hier über die Führung Gottes und den Glauben erfahren, ist wichtig für uns, und zwar sowohl für die, die ihren eigenen Lebensweg als eine „krumme Linie“ ansehen

voller Fehlentscheidungen, als auch für die, bei denen sich Stationen und Ereignisse ihres Lebens geradlinig zusammenfügen.

1. Erstaunlich und dramatisch.

Eigentlich könnte man annehmen, die „Besorgung“ einer Frau für Isaak sei ein dramatischer Vorgang. Die Vorgeschichte einer Eheschließung ist ja meist eine spannende Sache. Zur Zeit Abrahams lief das sicherlich noch aufregender ab als heute, weil die Eltern die Ehe anbahnten und die Partner für die Kinder bestimmten. Weil Abraham aus Altersgründen diese Aufgabe selbst nicht mehr erledigen kann, schickt er seinen Knecht. Man könnte also eine spannende Geschichte erwarten.

Erstaunlich, dass sich alles ganz undramatisch abspielt. Das liegt daran, dass Gott so verborgen Regie führt, dass man es kaum merkt. Später, wenn Gott die Wassermassen des Roten Meeres teilt, um sein Volk aus Ägypten zu führen, wird sein Eingreifen unübersehbar sein. Wenn er am Sinai die Gebote gibt, wird das unter Feuer und Rauch, Donner und Posaunenschall geschehen. Beim Kampf Josuas gegen die Amoriter wird jeder Gottes Handeln sehen können, wenn er die Sonne anhält.

Aber hier, in unserer Geschichte? Alles verläuft ganz alltäglich. An keiner Stelle wird die Ordnung der Natur aufgelöst. Ein junges Mädchen geht zum Brunnen und trifft dort einen Fremden. Es ist freundlich zu ihm und zu seinen Tieren. Die Familie des Mädchens erweist Gastfreundschaft, und am Ende hat Isaak eine Frau, nein, nicht eine Frau, sondern die, die Gott ihm bestimmt hat.

Ist das nun ein Wunder oder nicht? Die Zusammenhänge der Natur werden nicht durchbrochen. Es geschieht nichts Außergewöhnliches, Dramatisches, oder doch?

Ein Wunder ist das, was hier geschieht, deshalb, weil Gott hier verborgen handelt. Entscheidend für ein Wunder ist nicht, dass die Naturgesetze außer Kraft gesetzt werden, entscheidend für ein Wunder ist, dass Gott handelt – sei es nun, dass die Sonne stillsteht, sei es, dass Gott alltägliche Begebenheiten benutzt, dass er sie wunderbar durchwirkt. In der Jugendarbeit singen wir oft das Lied: „Er spricht zu uns durch kleine Fingerzeige, durch Botschaften im Alltagsalphabet . . .“

Ich denke da an einen Jungen, der zum Glauben an Jesus kam. Er stand an einer Bushaltestelle, um in den Sportverein zu fahren, wird dort eingeladen zum Sporttreff einer christlichen Jugendgruppe, geht zögernd mit, findet Freunde und hört die gute Nachricht von Jesus, nimmt sie persönlich an. Ja, Gott bewirkt große Wunder, bei denen uns die Augen übergehen, und durchwirkt zugleich verborgen Alltagsgeschehnisse.

2. Ein klarer Kopf.

Wie verhält es sich nun mit dem Menschen, der in solcher Führung Gottes steht? Handelt er mechanisch wie eine Marionette? An Elieser sehen wir drei Merkmale.

❶ Als erstes bemerken wir, dass Elieser betet, und zwar erstaunlicherweise in dem Augenblick, als er am Ziel seiner langen Reise angekommen ist. Jetzt, als er eigentlich aktiv werden müsste, tritt er nicht gleich in Aktion, sondern legt die Sache aus der Hand, übergibt sie Gott.

② Zweitens erkennen wir, dass Elieser klug vorgeht. Er gebraucht seinen Verstand. Er geht zum Brunnen, weil er weiß, dass er dort die Chance hat, in den Abendstunden Frauen und Mädchen zu treffen. Er erbittet von Gott einen Fingerzeig, welches Mädchen das richtige ist. Diese Weisung soll aber nicht durch Blitz und Donner geschehen, sondern soll darin bestehen, dass das Mädchen freundlich und hilfsbereit ihm entgegentritt. Rebekkas Handeln am Brunnen bedeutet also zweierlei, einmal das erbetene Zeichen von Gott für Elieser, zum anderen aber auch einen Beweis ihrer fraulichen Qualität, ihrer Fähigkeiten. Elieser ist klug genug, um zu wissen, worauf es ankommt. Ein Ausleger sagt dazu: Frauliche Hilfsbereitschaft, Herzensgüte und ein Sinn für Tiere, das ist es, was Rebekka auszeichnet.

③ Das dritte Merkmal: Elieser überstürzt nichts; aber wenn es darauf ankommt, dann zögert er auch nicht und gibt Tempo. Elieser hat Geduld. Durch Rebekkas Handeln ist für ihn die Wegweisung Gottes völlig klar. Er hat sein erbetenes Zeichen erhalten. Trotzdem zerrt er Rebekka nicht sofort aufs Kamel und reitet mit ihr zurück, sondern er wartet, bis er mit den Eltern und der Familie gesprochen hat und auch dort der Plan Gottes erkannt worden ist. Aber dann bricht er auch auf und will sofort mit Rebekka zurück zu Abraham und Isaak: „Haltet mich nicht auf . . .“

Ja, Elieser geht seine Aufgabe mit einem klugen Kopf an und gibt sie doch zugleich ganz an Gott ab. Er betet und gebraucht seinen Verstand. Er vertraut Gott und handelt. Er kann warten, bis Gott alles zusammengefügt hat; aber er zögert auch nicht mehr, als er grünes Licht bekommen hat. Solche Weisheit dürfen wir uns von Gott schenken lassen.

3. *Schöne Bescherung.*

Wir haben Gottes Handeln kennengelernt, seine Führung und Eliesers Klugheit. Nun wollen wir noch Isaak und Rebekka betrachten. Am Ende der Geschichte hat Isaak seine „schöne Bescherung.“ Es heißt Vers 67: „Da wurde Rebekka seine Frau, und Isaak gewann sie lieb.“

Ist das persönliche Eheglück von Isaak und Rebekka das Ziel der Führung Gottes? Wir müssen noch einmal den Anfang der Geschichte betrachten. Für Abraham geht es zunächst nicht um das private Glück seines Sohnes, sondern um die Geschichte Gottes. Gott hat ihn aus Ur in Chaldäa in dieses Land gebracht. Hier soll er Nachkommen haben. Sein einziger Sohn Isaak darf nach Gottes Willen keine Frau aus den einheimischen Kanaanäern heiraten. Zurückkehren in die alte Heimat zu den Verwandten können sie auch nicht. Damit die Geschichte Gottes mit ihm hier weitergeht, muss eine Frau aus seiner Verwandtschaft hierher kommen. Nur so kann sich Gottes Verheißung erfüllen. Darum geht es.

Das ist mir sehr wichtig. Das Ziel der Führung Gottes ist nicht unser persönliches Glück, obwohl er das sehr oft auch schenkt, wenn wir seiner Wegweisung folgen. Er möchte, dass wir eingebaut werden in seine Geschichte mit den Menschen. Die Bitte um die Führung Gottes wird missbraucht, wenn wir nur unsere persönlichen Wünsche vor Augen haben. Möchten wir doch begreifen, dass Gott uns einfügen will in seine weltweiten Rettungspläne!

Amen

Rüdiger Mielke

VI.

Treffpunkt Brunnen. (2)

Ein Modell für Gottes Reich.

1. Mose 26,17 – 22

Da zog Isaak von dannen und schlug seine Zelte auf im Grunde von Gerar und wohnte da und ließ die Wasserbrunnen wieder aufgraben, die sie zur Zeit Abrahams, seines Vaters, gegraben hatten und die die Philister verstopft hatten nach Abrahams Tod, und nannte sie mit denselben Namen, mit denen sein Vater sie genannt hatte. Auch gruben Isaaks Knechte im Grunde und fanden dort eine Quelle lebendigen Wassers. Aber die Hirten von Gerar zankten mit den Hirten Isaaks und sprachen: Das Wasser ist unser. Da nannte er den Brunnen ‚Zank‘, weil sie mit ihm da gezankt hatten. Da gruben sie einen andern Brunnen. Darüber stritten sie auch, darum nannte er ihn ‚Streit‘. Da zog er weiter und grub noch einen andern Brunnen. Darüber zankten sie sich nicht, darum nannte er ihn ‚Weiter Raum‘ und sprach: Nun hat uns der Herr Raum gemacht, und wir können wachsen im Lande.

Wenn ein wichtiges großes Bauwerk entstehen soll, etwa das Gebäude des Bundestages, setzt das eine gute und gewissenhafte Planung voraus. Aber auch nach der Planung folgt nicht gleich der Baubeginn, sondern es wird erst einmal ein Modell erstellt. Das Modell zeigt dem Betrachter maßstabgetreu, nur in kleineren Dimensionen, wie das fertige Gebäude einmal aussehen wird. Während man beim Betrachten des Planes seine Vorstellungskraft einsetzen muss, ist das beim Modell nicht mehr nötig. Es ist anschaulich genug.

Auch von Gottes Bauplan mit der Welt, vom Bauplan des Reiches Gottes, gibt es ein Modell. Gott zeigt zunächst an wenigen Menschen, was er mit allen Menschen vorhat. Ich verstehe die Geschichten von Abraham, Isaak und Jakob als solch ein Modell, an dem in verkleinertem Maßstab deutlich wird, was Gott an und mit allen Menschen tun will. Auch unser Text gehört dazu.

1. Gefährlicher Segen.

In diesem Punkt möchte ich erklären, wieso diese Geschichte ein Modell ist.

Ich weiß nicht, was die Leute von Gerar sich dachten, als sich Isaak und sein Gefolge vor ihrer Stadt niederließen. Gerar, ein kleiner Stadtstaat, bestand aus einer wilden Ansammlung von Häusern, die ohne System errichtet worden waren, von einer Stadtmauer umgeben, hinter der sich Felder dehnten. Es war ein unabhängiges Fürstentum mit eigenem Herrscher. – Draußen, außerhalb der Mauer, wurden Isaaks Zelte

aufgeschlagen, viele Zelte, denn Isaak war reich an Vieh. In Vers 14 kann man davon lesen.

Eigentlich war das nichts Besonderes. Die Nomaden kamen in jedem Jahr in der Dürrezeit des Sommers in die Nähe der Städte, wo sie ihre Tiere auf den abgeernteten Feldern weiden lassen konnten. Im fruchtbaren Winterhalbjahr gab es ja auch in der aufblühenden Steppe Nahrung genug. Aber im Sommerhalbjahr waren sie angewiesen auf das Kulturland. Was uns im 26. Kapitel des 1. Buches Mose erzählt wird, war also ein ganz normaler Vorgang.

Trotzdem erscheint den Bewohnern von Gerar die Situation kritisch. Normalerweise war das Kräfteverhältnis klar: Die Stadtstaaten waren stark, die Halbnomaden vor den Toren waren schwach. Von den Vätern Israels heißt es im 5. Buch Mose: Mein Vater war ein Aramäer, herumirrend, dem Umkommen nahe. Darum konnte Abimelech, ein Stadtkönig, es sich leisten, zu sagen: „Mein Land steht dir offen. Wohne, wo es dir gefällt“ (Kap. 20,15). Aber in dieser Geschichte hat sich das Kräfteverhältnis umgekehrt. Isaak ist reich und stark, und Abimelech fordert jetzt: „Ziehe von mir, denn du bist mir zu mächtig geworden“ (Vers 16).

Der Segen Gottes, der auf Isaak ruht, wird Abimelech unheimlich. Kann Gottes Segen gefährlich werden, gefährlich für die, denen er nicht gilt?

Dahinter steckt eine schwierige Frage. Kann der Segen, der Landbesitz, den Gott dem Isaak verheißen hat, nicht nur auf Kosten derer geschenkt werden, die im Lande schon wohnen? Freilich kann man sagen: Isaak und seine Leute waren ja nur Kleinviehnomaden, die gewaltfrei lebten und das Land gewaltfrei besetzten, nicht so brutal, wie die Kamelnomaden das taten. Außerdem zogen Isaak und seine Leute ja auch wieder ab. Aber später, bei der Landnahme der Nachkommen Isaaks, ging es eben nicht mehr glimpflich ab. Da gab es Eroberungsfeldzüge auf Kosten der anderen. Ist es nicht letztlich doch so, dass Gott seine Verheißungen wahr macht und Segen schenkt für die einen auf Kosten der anderen?

Wir müssen diese Geschichte im Zusammenhang der Baupläne Gottes für die Welt sehen. Das Ziel Gottes ist: Es sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden. Umrisshaft wird dieser Bauplan schon bei Abraham deutlich. Am Anfang der Segensgeschichte gilt Gottes Zusage einem einzelnen, danach einem Volk, nämlich dem Volk Israel, schließlich seit Jesus allen Völkern. Früher wart ihr Fremde, außerhalb des Bundes der Verheißung, nun aber gehört ihr dazu, heißt es im Epheserbrief. Die Segensverheißung Gottes für Isaak, die Abimelech noch gefährlich erscheint, war das Modell einer Segensgeschichte, die alle umfassen soll.

2. Lebendiges Wasser.

Für welche konkreten Inhalte der Verheißung Gottes steht dieses Modell? Ich sehe zwei Linien. Zunächst ist da von lebendigem Wasser die Rede, von einem Brunnen. Ich weiß nicht, wie Isaaks Leute die richtige Stelle zum Graben entdeckten. Aber klar ist, dass sie eine Quelle fanden, eine Stelle, an der immer Nachschub an frischem Wasser vorhanden war, fließendes Wasser, nicht abgestanden fadens wie in den Zisternen.

Das lese ich nicht einfach als irgendeine Information über vergangene Ereignisse, sondern das ist ein Modell für das Leben, das Gott seinem Volk geben will. Mit Psalm 36 beteten die Israeliten später im Gottesdienst: „Bei dir, Gott, ist die Quelle des Lebens.“

Gott will aber allen Menschen dies Geschenk des frischen Wassers machen. Ganz am Ende der Bibel, in der Offenbarung, heißt es: „Ich will dem Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst“ (Kap. 21).

Gute Nachricht für uns! Wir legen ja alle Wert auf Frische. Wir haben Angst vor dem Verfallsdatum bei Quark, Joghurt, Buttermilch und sehen darauf. „Alles frisch,“ sagt der Aufkleber.

Aber damit wird leicht übertüncht, dass alles veraltet, dass jedes Leben seinem Verfallsdatum entgegengeht. „Die Tage, die du uns geschenkt, wenn deine Güte uns nicht lenkt, veralten wie Gewänder,“ singt Jochen Klepper in seinem Lied zum neuen Jahr.

Gottes Gaben verfallen nicht, das ist die gute Nachricht für uns. Er gibt lebendiges Wasser. Wir bekommen Anteil am lebendigen Gott: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben.“ Lassen wir uns nicht irre machen von den „Alles-frisch“-Sprüchen, die nur den Todesgeruch kaschieren. Suchen wir das Leben, wo es zu finden ist: beim auferstandenen Jesus!

3. Weiter Raum.

Wir können das Modell der alten Isaakgeschichte noch in einer zweiten Linie ausdeuten.

Gott schenkt Isaak weiten Raum. Das ist ein Zeichen für die Bewegungsfreiheit, die Gott seinem Volk geben will.

Die Israeliten haben das immer so gesehen. Das Volk Israel sang im Gottesdienst (Psalm 31,9): „Du, Gott, stellst meine Füße auf einen weiten Raum.“

Gott gibt Bewegungsfreiheit. Der weite Raum war der offene Marktplatz in der Mitte der Stadt im Gegensatz zur engen, winkligen Gasse, in der man dauernd aneckte. Weiter Raum – das war zunächst eine Verheißung für Isaak, dann für das Volk Israel, schließlich für uns heute.

Im 2. Korintherbrief heißt es (3,17): „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.“ Das haben die Nichtchristen noch nicht begriffen. Sie meinen immer: Gott engt ein, Gott nimmt uns den Spielraum. Sie übersehen dabei, in welcher Enge sie stecken, der Enge der Schuld, der Enge der Konventionen – „Man tut eben, was alle tun“ – der Enge der Perspektive fürs Leben. Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit!

Aber das haben auch viele Christen noch nicht begriffen, für ihr eigenes Leben nicht und für die Gemeinschaft der Christen nicht. Ich meine die Christen, die den freien Raum, den Gott schenkt, für sich und andere zubauen und umzäunen mit lauter ängstlichen Mahnungen, harten Forderungen und übertriebener Vorsicht. Wie viel Angst und Enge gibt es im Leben vieler Christen!

Gott schenkt weiten Raum. Am Modell der Isaakgeschichte dürfen wir das sehen!

Amen

Rüdiger Mielke

VII.

Treffpunkt Brunnen. (3)

Wie kommen wir durch die Durststrecken?

Psalm 84,6 – 8

*Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten und von Herzen dir nachwandeln!
Wenn sie durchs dürre Tal ziehen, wird es ihnen zum Quellgrund, und Frühregen hüllt es
in Segen. Sie gehen von einer Kraft zur andern und schauen den wahren Gott in Zion.*

Zu den Methoden der Auslegung biblischer Texte gehört auch die Frage nach dem „Sitz im Leben.“ Dahinter steckt die Erkenntnis, dass bestimmte Inhalte und bestimmte Formen der Aussage zu bestimmten Lebenssituationen gehören. Ich verdeutliche das an einem simplen Beispiel: Die Aussage „Links 2 Kariesbefall, rechts 4 Krone locker“ kommt sicher nicht im Frisörsalon vor, sondern in der Zahnarztpraxis.

Mich interessiert der „Sitz im Leben“ unseres Psalmtextes. In welcher Lage wurde so gesprochen? Wann, unter welchen Umständen, wo hat der Psalmbeter so gesagt: „Wohl den Menschen . . .?“

Nun, der Psalm gibt Auskunft. Der Beter ist gerade angekommen. Er steht in den Toren des Tempels (Vers 11). Jubel erfüllt ihn am Ort der Gegenwart Gottes (Verse 2 und 5). Hier ist sein Zuhause. Die Sehnsucht nach der Nähe Gottes hat ihn zum Tempel getrieben (Vers 3). Der Weg war anstrengend; aber Gottes Kraft war ihm nahe (Vers 6). Es gab viele Durststrecken; aber Gott hat ihm geholfen (Vers 7). Das also ist die Situation des Beters: Endlich am Ziel nach einem mühsamen Weg voller Durststrecken!

Was der Psalmbeter sagt, interessiert uns für unseren Weg der Nachfolge hinter Jesus her. (Hoffentlich sind wir auf diesem Weg!) Auch wir möchten ans Ziel kommen, wie der Beter es erreicht hat. Er ist schon da, wir sind noch unterwegs. Er hat die Durststrecken schon hinter sich, wir haben sie vielleicht noch vor uns oder sind gerade mitten darin. So wende ich mich an den Beter mit der Frage: Wie hat er es gemacht, die Durststrecken durchzustehen und ans Ziel zu gelangen?

Ich will nicht näher darauf eingehen, was die Durststrecken des Glaubens sind und wie sie zustande kommen. Manche von ihnen sind hausgemachte Probleme, Probleme des Ungehorsams. Da klebt mir nicht deswegen die Zunge am Gaumen, weil Gott mich in die Wüste führt, sondern weil ich zu stolz oder zu ungehorsam bin, um von der Quelle zu trinken, die Gott bereithält. In solcher Lage geht es nicht darum, wie Gott mir hilft, sondern mein Schritt zurück in den Gehorsam ist gefordert.

Ich forsche jetzt aber nicht weiter nach Ursachen der Durststrecken, sondern spreche ganz bewusst offen von ihnen. Da lese ich die Bibel; aber ich lerne nichts Neues von Gott.

Ich habe keine Freude an ihm. Ich bete; aber mich quält die Frage, ob Gott mich eigentlich hört. Ich bin Mitarbeiter in der Gemeinde; aber es ist mühsame Plackerei ohne Erfolg, ohne Erfahrung, dass Gott mich wirklich braucht. Ich stecke in Konflikten, und meine Kraft reicht nicht aus, sie zu bewältigen. Wo ist Gott? Wie kommen wir durch solche Durststrecken? Der Psalmbeter gibt uns Antwort.

1. Das Ziel muss euch klar sein.

Ich muss noch einmal vom „Sitz im Leben“ sprechen. Der Beter ist am Tempel angekommen. Er lobt den Tempel, die Vorhöfe, die Tage im Hause des Herrn. Gottes Gegenwart geht ihm über alles. Gott ist seine Vorliebe.

Ob der Beter an einer anderen Stelle seines Lebens auch so gesprochen hätte, so begeistert und so klar? Dass er im Tempel Gott lobt, das wundert mich nicht. Alle Zuhörer dort werden ihm gewiss zustimmen. Aber wie steht es mit dem Lob Gottes etwa zu Hause oder unter Menschen, denen Gott nichts gilt?

Indirekt gibt der Psalm auch darauf eine Antwort. Der Beter vergleicht seinen Alltag mit den Festtagen im Hause des Herrn und bekennt: „Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser als sonst tausend.“ Er will lieber die Tür hüten im Hause Gottes als in der Hütte der Gottlosen wohnen, und sei es ein Prunkzelt. Für ihn ist klar: Gott hat eindeutige Priorität. Gott ist meine Vorliebe, und das gilt für alle denkbaren Situationen des Lebens.

Ist das auch für uns klar? Ist Gott die Vorliebe meines Lebens? Ist die Jesusnachfolge, das Leben mit und für Gott mir lieber, besser, schöner als alles andere?

Ob wir dieses Bekenntnis im Gottesdienst oder im Jugendkreis sprechen, ist nicht entscheidend. Entscheidend ist, ob wir es durchhalten im Alltag, zu Hause, in der Schule, unter Freunden und Kollegen. Vielleicht sagen wir dann nur: Das Leben mit Gott ist gut, gut ist aber auch das Leben hinter Gottes Rücken, das die anderen führen, die Jesus nicht kennen.

Der Beter hält sein Bekenntnis durch: Gott hat eindeutige Priorität für mich. Darum übersteht er auch die Durststrecken. Das Ziel war ihm klar: die Gegenwart Gottes. An keiner Stelle seines Weges war ihm fraglich, wohin die Reise gehen sollte, das Magnetfeld der Liebe Gottes hatte ihn immun gemacht gegen alle Einflüsse von außen. Nichts konnte ihn locken, einen anderen Weg zu gehen.

Das ist wichtig fürs Christsein. Wer Christ ist, der weiß, dass es für ihn und für andere keinen anderen Weg als den der Nachfolge Jesu gibt. Wenn das schon einmal unter uns klar wäre!

Wie kommt es zu solcher Klarheit? Gott selber und er allein schenkt sie. Er lässt uns erkennen: Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. – Wie kommt es aber auch, dass uns diese Klarheit so oft wieder verlorengeht? Ich sehe zwei Gründe dafür.

❶ Wir schätzen einmal die Schwierigkeiten der Nachfolge oft falsch ein und fragen, wenn der Weg beschwerlich wird, nur danach, ob er richtig ist, statt zu fragen, ob er ans Ziel bringt. Was wollen wir, den leichten Weg oder das richtige Ziel?

❷ Der zweite Grund liegt darin, dass wir uns an Orte begeben, vor denen Gott warnt. Zwar gehört die ganze Erde Gott. Trotzdem warnt Gott ausdrücklich davor, Orte aufzusuchen, an denen sein Wort nichts gilt, oder Gemeinschaften, in denen sein Name

nicht zählt: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen noch tritt auf den Weg der Sünder noch sitzt, wo die Spötter sitzen . . .“ (Psalm 1).

Das Ziel muss uns klar sein, damit wir Durststrecken überstehen und durchstehen können!

2. *Ihr müsst die Gefahrenquellen erkennen.*

Der Psalmbeter spricht von einem dünnen Tal. Was ist damit gemeint? Die Ausleger rätseln daran herum. Ist es das nach einer bestimmten Baumart genannte Bachatal oder das Tränental? Auf jeden Fall ist es das trostlose Tal.

Dieses dünne, trostlose Tal aber ist keine Gefahr für den Weg der Nachfolge, das ist klar. Es gibt kein Wüstental, kein Tränental, in dem nicht Quellen der Hilfe und Gegenwart Gottes zu finden wären. Israel erlebte in der Zeit der Wüstenwanderung nach dem Auszug aus Ägypten, dass Gott ihnen aus dem Felsen Wasser gab. Und bis heute haben Menschen immer wieder bezeugt, dass man Erfahrungen der Durchhilfe Gottes macht gerade da, wo menschlich keine Möglichkeiten mehr bestehen. Nein, das Wüstental ist keine Gefahr!

Ich sage das nicht leichtfertig. Die Bibel weiß vom Tränental. Es heißt etwa in Psalm 6: „Ich bin müde vom Seufzen. Ich netze mit Tränen mein Lager. Mein Auge ist trübe geworden vor Gram. Ach Herr, wie lange?“ Das ist Durststrecke.

Aber die eigentliche Gefahr ist eine andere. Die gefährlichen Situationen sind nicht die, in denen nichts mehr geht und ich allein auf Gott angewiesen bin, sondern die, in denen noch einiges möglich ist nach meiner Meinung, wo ich nicht auf Gottes Hilfe setze, sondern auf die eigene Kraft und Klugheit vertraue, wo ich Zisternen nutze, statt aus Gottes Quelle zu trinken. Das Problem ist nicht, ob ich in der Wüste Gottes lebendiges Wasser finde, sondern ob ich der Versuchung nicht widerstehe, die Zisternen aufzusuchen.

Der Weg zu Gott gleicht oft nicht einem Pfad in der Finsternis auf ein helles Fenster zu, sondern einer Einkaufspassage voller Angebote auf beiden Seiten. Da lockt mich alles mögliche, das Ziel aus den Augen zu verlieren. Das ist die wahre Gefahr.

3. *Ihr müsst richtig zählen.*

Im Psalm heißt es: Sie gehen von einer Kraft zur andern. Wer nicht die Schwierigkeiten und Gefahren zählt, sondern die Durchhilfen, die Gott geschenkt hat, und das Ziel klar vor Augen hat, der kommt durch bis ans Ziel, trotz aller Durststrecken.

Amen

Rüdiger Mielke

VIII.

Treffpunkt Brunnen. (4)

Entgiftung.

Jakobus 3,9 – 11

Mit der Zunge loben wir den Herrn und Vater, und mit ihr fluchen wir den Menschen, die nach dem Bilde Gottes gemacht sind. Aus einem Munde kommt Loben und Fluchen. Das soll nicht so sein, liebe Brüder. Lässt auch die Quelle aus einem Loch süßes und bitteres Wasser fließen?

Stellen Sie sich vor, Sie entdecken in einer unberührten Landschaft eine Quelle mit kristallklarem Wasser, eine Quelle in ihrem ursprünglichen, natürlichen Zustand. Sie trinken voller Freude von diesem erfrischenden Süßwasser, und als Sie ein paar Stunden später wieder Durst verspüren, suchen Sie die Quelle noch einmal auf. Aber was müssen Sie feststellen? Das Wasser, das ihr entfließt, ist milchig-trüb und schmeckt salzig. Noch ein paar Stunden später gibt die Quelle Mineralwasser, versetzt mit Kohlensäure, ab. Die Vorstellung ist doch absurd, völlig unmöglich!

Unser Text aus dem Jakobusbrief spricht von solch absurdem Tatbestand, und zwar im Blick auf die Gemeinden in der Zerstreung, an die der Brief gerichtet ist. Jakobus hat eine Situation vor Augen, auf die das obige Bild von der Quelle genau passt.

Worum geht es Jakobus? Es geht ihm um das, was in der Gemeinde geredet wird, und dieses Reden kommt ihm völlig vergiftet vor. Die Ermahnung unseres Textes möchte wie eine Kläranlage wirken, in der schmutziges, vergiftetes Wasser wieder gereinigt werden soll. Ja, aus unserer Rede muss das Gift wieder ausgeschieden werden. Wie kann solche Entgiftung geschehen?

1. Wir brauchen eindeutige Rede.

Manche haben die Bücher von Karl May gelesen. Darin erheben Indianer oft den Vorwurf: „Der Weiße Mann redet mit gespaltener Zunge.“

Genau das meint unser Text. Die Gemeinde spricht mit gespaltener Zunge. In Vers 9 heißt es: Wir loben Gott und fluchen den Menschen. Loben und fluchen aber sind zwei ganz entgegengesetzte Redeweisen. Gibt es etwas Extremes?

Wir können mit unserer Sprache viel Gutes tun. Wir können die Wahrheit sagen, andere trösten und ermutigen, hilfreichen Rat erteilen, Schuld bekennen, um Vergebung bitten. Aber das Höchste und Beste, was wir mit unserer Sprache ausrichten können, ist das Lob Gottes. Gott loben ist die Aufgabe, die uns am höchsten adelt.

Ebenso können wir mit unserer Sprache viel Unheil anrichten. Wir können andere verletzen, verdächtigen, verleumden, verurteilen. Das Schlimmste aber, wozu unsere Sprache fähig ist, ist der Fluch. Wer einen anderen verflucht, will ihn aus der Gemeinschaft mit Gott hinausstoßen, will ihn töten. „Verflucht ist, wer am Holz hängt,“ heißt es in der Bibel, und Jesus hat am Kreuz die ganze Gottverlassenheit dieses Fluches verspürt, als er schrie: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Gibt es extremere Gegensätze als loben und fluchen? Aber so gewaltig müssen die Ausschläge des Pendels ja gar nicht sein, um von einer doppelzüngigen Rede zu sprechen. Doppelzünftig ist es schon, wenn ich einerseits die gute Nachricht von Jesus weitersage, einen anderen Menschen mit dieser Botschaft aufrichte, gewinnend mit ihm rede und mich doch andererseits ihm gegenüber so äußere, als wäre Jesus nicht für ihn gestorben, als gäbe es keine Vergebung und keine Hoffnung für ihn. Wenn ich ohne Achtung mit dem anderen rede, als wäre er wertlos vor Gott, wenn ich es ohne Liebe tue, als wäre er nicht auch durch Jesus erkaufte, wenn ich ihn verletze durch meine Interesselosigkeit, dann ist das auch doppelzüngige Rede!

Nicht weniger schlimm ist es, wenn ich gleichsam zwei Sprachen habe, eine für sonntags und die frommen Kreise, in denen ich Mitglied bin, für die Dienste für Gott, in denen ich stehe, und eine Sprache für den Alltag, in dem eben ganz andere Gesetzmäßigkeiten gelten, wo auf einen groben Klotz ein grober Keil gehört. „Das soll nicht so sein, liebe Brüder,“ mahnt Jakobus.

Es soll eine Entgiftung unserer doppelzüngigen Rede geschehen, und zwar gerade auch der alltäglichen Sprache. In den Sprüchen kann man viel von der entgifteten, hilfreichen Sprache lesen. „Freundliche Reden sind Honigseim, trösten die Seele und erfrischen die Gebeine“ (Spr. 16,24). „Sorge im Herzen bedrückt den Menschen; aber ein freundliches Wort erfreut ihn“ (Spr. 12,25).

Um das freundliche Wort geht es, das dem anderen begegnet wie einem Freund. Auch in der Gemeinde spüren wir es immer wieder: Wie sehr ist unsere Atmosphäre vergiftet durch üble Nachrede, Unterschwelligkeit, verunsichernde Andeutungen. Ironie, Verdächtigungen, Verletzungen aller Art zerstören die Gemeinschaft, und ich meine damit zunächst die ganz alltäglichen Situationen. Wir brauchen die freundliche Rede!

Aber jetzt muss ich noch mehr sagen. Wir haben den Auftrag, durch unsere Worte zu bezeugen, was Gott in Jesus Christus getan hat. Dem anderen die Liebe Gottes in Jesus Christus weiterzusagen, das ist die besondere Auszeichnung und Würde unserer Sprache. Wir dürfen Bote Jesu sein! Wer das begriffen hat, dass wir die Menschenfreundlichkeit Gottes den anderen nahezubringen haben, für den kann es keine Frage mehr sein, dass er auch in seinen alltäglichen Gesprächen, wenn es nicht um den Glauben geht, das freundliche Wort gebraucht.

Ich kann nicht gleichzeitig Zeuge Jesu sein und meine Alltagssprache überlaufen lassen von Ironie, Verletzungen und Verdächtigungen. Wer so doppelzünftig redet, baut Barrikaden um sich auf und vertut die Chance, dem anderen gegenüber ein glaubwürdiger Bote Jesu zu sein.

Wir brauchen die eindeutige Rede von der Menschenfreundlichkeit Gottes, denn Gott selbst hat eindeutig und freundlich mit uns gesprochen. „Denn der Sohn Gottes, Jesus Christus, der war nicht Ja und Nein, sondern es war Ja in ihm,“ steht 2. Korinther 1,19.

2. Wir brauchen Entgiftung durch Schweigen.

Wir stehen vor der Frage: Wie können wir es vermeiden, mit der Zunge, mit unseren Worten zu sündigen? Zur Entgiftung gehört nicht nur die eindeutige freundliche Rede, sondern auch das rechte Schweigen.

In den Psalmen sind eine ganze Reihe Stellen dazu zu finden. „Herr, behüte meinen Mund, bewahre meine Lippen“ (Ps. 141,3). „Ich will mich hüten, dass ich nicht sündige mit meiner Zunge“ (Ps. 39,2). „Ich will schweigen und meinen Mund nicht auf tun“ (Ps. 39,10).

Wenn wir unsere Sprache entgiften wollen, dann müssen wir neu das Schweigen lernen. Freilich nicht nach der Devise „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.“ Bei der Lektion des Schweigens müssen wir als Jünger Jesu auch von ihm selbst lernen.

Wir kennen die Geschichte, wie Jesus vom Hohen Rat verhört wird. Es treten Zeugen gegen ihn auf, gekaufte Männer, die dafür bezahlt werden, dass sie falsche Anschuldigungen gegen Jesus vorbringen. Was tut Jesus? Verteidigt er sich? Versucht er, die Lügen zu entlarven? Er könnte sofort alles klarstellen. Im Markusevangelium heißt es: „Jesus aber schwieg still und antwortete nicht.“

Es ist eine schwere Lektion, die wir als Jünger Jesu zu lernen haben, zu falschen Beschuldigungen zu schweigen. Der Hang, sich dauernd selbst zu rechtfertigen und sich zu verteidigen, ist unter uns weit verbreitet. Wie würde die Atmosphäre entgiftet, wenn wir schweigen könnten, statt zurückzuschlagen und zurechtzurücken! Bonhoeffer hat einmal gesagt: „Wer aus der Rechtfertigung lebt, die Gott schenkt, der ist bereit, auch Beleidigungen und Kränkungen hinzunehmen.“ Die Sünde der Empfindlichkeit zerstört die Gemeinschaft.

Wir müssen aber auch noch etwas anderes von Jesus lernen. Als Jesus vor Pilatus steht, gibt er Pilatus klärende Antworten auf seine Fragen, schweigt aber, nachdem alles gesagt ist und weiteres Reden nichts mehr deutlicher machen würde. Es kann Situationen geben, wo wir mit einem anderen über den Glauben sprechen und dieser das Gespräch nur fortsetzen möchte, um sich einer längst erkannten Klarheit zu entziehen und den Konsequenzen auszuweichen. Da ist es für Christen dran zu schweigen.

Gebe Gott, dass wir in der Schule Jesu die eindeutige Rede und das Schweigen lernen, damit unsere Sprache entgiftet wird, unsere Gemeinschaften wieder heil werden und wir glaubwürdige Zeugen der Liebe Jesu sein können!

Amen

Rüdiger Mielke

IX.

Jesus macht kaputt, was uns kaputtmacht.

Markus 1,32 – 34

Am Abend aber, als die Sonne untergegangen war, brachten sie zu ihm alle Kranken und Besessenen. Und die ganze Stadt war versammelt vor der Tür. Und er half vielen Kranken, die mit mancherlei Gebrechen beladen waren, und trieb viele böse Geister aus und ließ die Geister nicht reden; denn sie kannten ihn.

Ist dieser Text mit seinem Bericht, dass Jesus Menschen geheilt und böse Geister ausgetrieben hat, nicht eine große Verlegenheit?

Mit den Worten Jesu, mit seinen Predigten und Gleichnisreden, die uns im Evangelium überliefert sind, können wir schnell etwas anfangen. Da wissen wir, was zu tun ist. Auch die Botschaft vom Sterben und Auferstehen Jesu hat ihre Bedeutung für unser Leben. Dass er uns durch seinen Tod erlöst hat und uns in seinen Auferstehungssieg mit hineinziehen will, ist gleichsam eine zeitlose Wahrheit, die heute gilt.

Aber diese Geschichte von den Heilungen und der Befreiung besessener Menschen? Vorher und nachher erzählt Markus von weiteren Heilungen. Jesus macht etwa die Schwiegermutter des Petrus und einen Aussätzigen gesund. Auch von der Austreibung böser Geister wird ein anschauliches Beispiel gegeben: Ein Mensch, besessen von bösen Geistern, sitzt in den Grabhöhlen. Niemand kann ihn bändigen. Jesus kommt und treibt die Geister in eine Schweineherde, die sich dann den Felsen hinabstürzt (Markus 5).

Wenn man diese Wundergeschichten liest, drängen sich einem doch Fragen auf. Zunächst fragt man sich: Ist das überhaupt passiert? Ist das wirklich geschehen?

Aber daran kann kein Zweifel sein. Die Wundertaten Jesu sind historisch gesichert! Die Gegner Jesu warfen ihm ja immer wieder vor, dass er Menschen heilte: „Er treibt die bösen Geister aus durch ihren Obersten“ (Markus 3,22). Im babylonischen Talmud wird Jesus sogar Scharlatan und Zauberer genannt. Wenn die Wunderberichte nicht stimmten, hätte wohl die sich immer wieder daran entzündende Kritik der Feinde Jesu die Jünger dazu bewogen, davon zu schweigen und lieber nur die Worte Jesu weiterzugeben. Nein, die Tatsache, dass Jesus als Wunderheiler und Exorzist gewirkt hat, könnte kaum besser bezeugt sein.

Es gibt aber auch noch andere Fragen, etwa: Was ist ein Besessener? Die Krankheitsphänomene kennen wir auch, dass das Ichbewusstsein eines Menschen zerstört ist, dass er nicht mehr Herr seiner Sinne und seiner selbst ist. Aber steckt dahinter wirklich ein Dämon? Ist das nicht die gängige Anschauung der altchristlichen Antike? So fragen wir aufgeklärten Zeitgenossen. Wir kennen Viren und Bakterien, leben mit exakten Naturwissenschaften. Da hat doch ein Dämon keinen Platz . . . Andererseits sind wir der

Aufgeklärtheit längst überdrüssig, und die Mächte der Finsternis – Okkultismus, Magie, Satansmessen – interessieren uns ja wieder.

Ist der Text nun eine Verlegenheit? Für mich besteht der Schlüssel zum Verständnis dieser Verse in einem Wort aus dem 1. Johannes-Brief: „Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, dass er die Werke des Teufels zerstöre.“ Jesus macht kaputt, was uns kaputtmacht. Darum geht es.

1. Jesus ist stärker.

Was uns unser Text berichtet, ist nicht besonders anschaulich, sondern eher eine Zusammenfassung, eine Zusammenfassung der Liebestaten und Kraftakte Jesu. Die ausführlicher erzählten Geschichten davor und danach machen die Sache anschaulicher.

Da ist zum Beispiel die Schwiegermutter des Petrus. Vom Fieber geschüttelt und geschwächt, liegt sie zu Bett. Jesus fasst die Kranke bei der Hand. Er richtet sie liebevoll auf. Er wendet sich dem geschwächten Menschen zu und gibt ihm neue Lebenskraft.

Oder wir hören von der Heilung eines Besessenen. In Vers 25 heißt es: „Jesus bedrohte den Geist und sprach: „Verstumme!“ Das ist ein Anherrschen, ein Beschimpfen und Niedermachen. Jesus trieb viele böse Geister aus. Das heißt: Er warf sie gewaltsam hinaus, setzte sie vor die Tür. Mit dem Machtwort Gottes zwang er die Dämonen in die Knie.

Das ganze Evangelium ist voll von den Berichten der Kraftakte und Liebestaten Jesu. Immer wieder geht es um Heilung von Kranken und machtvolle Befreiung von Besessenen. Die Bibel zeigt uns den frontalen Angriff Jesu auf alles, was uns kaputtmacht. Jesus ist Sieger! Die Macht des Bösen – an Jesus prallt sie ab. Es heißt schon in der Versuchungsgeschichte: „Hebe dich hinweg, Satan!“ Der Böse ist entthront. „Der Fürst dieser Welt ist gerichtet,“ sagt das Johannesevangelium (Kapitel 16).

Jesu hat die Mächte und Gewalten der Finsternis ihrer Macht entkleidet. Er hat einen Triumph aus ihnen gemacht, sie öffentlich zur Schau gestellt. So beschreibt Paulus den Sieg Jesu im Kolosserbrief Kapitel 2. Die Zeit Satans ist abgelaufen.

Diese Kampf- und Siegesbotschaft ist heute aktuell. Wer die Bibel liest, kann nicht anders, als realistisch zu erkennen, dass es die Macht des Bösen allerdings gibt. Es ist nicht die Übernahme eines überholten Weltbildes, vom Feind Gottes zu reden, sondern es gehört zum Realismus des Glaubens.

Freilich weiß ich auch, dass es gefährlich ist, im Blick auf die Konfliktlage eines anderen Menschen von Besessenheit zu sprechen. Ich möchte auch nicht, dass wir nun anfangen, alle Probleme des Lebens mit dem Etikett „Besessenheit“ zu benennen.

Aber es ist Illusion und naiv, zu meinen, die Übel der Welt wären nur die erklärbare, herleitbare Folge unseres Tuns und man könne sie abschaffen, wenn man nur die Ursache beseitige.

Es stimmt zwar, dass das Leid auf Erden, und zwar viel mehr Leid, als wir gemeinhin ahnen, Folge unserer Sünde und etwas Urpersönliches ist. Aber zugleich ist es wahr, dass die Macht Satans existiert, und beides ist oft unentwirrbar verquickt. Darum neigen wir leicht dazu, die Dinge zu verdrehen. Wo man in einem Leben ganz klar nach ursächlicher Schuld fragen müsste bei einer Not, sprechen wir schnell von der Gewalt des Bösen,

während wir da, wo einer wirklich besetzt ist von der Macht Satans, meinen, Appelle könnten genügen: „Reiß dich zusammen! Rappelle dich wieder auf!“

Mir sind die Christen suspekt, die leichtfertig vom Satan reden, statt den Sieg Jesu zu verkünden. Trotzdem gilt: Die Bibel kennt den Feind Gottes, und es ist naiv, nicht mit ihm zu rechnen.

Darum ist die Kampf- und Siegesbotschaft unseres Textes heute aktuell. Denn als Jesus leibhaftig als der Sohn Gottes unter uns war, hat er durch Kraftakte und Liebestaten die Macht des Bösen gebrochen, und am Ende der Zeit wird er sie endgültig vernichten. Die Offenbarung zeigt uns das: „Der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein“ (Offenbarung 21,4). Aber heute gibt es schon manchen Vorgeschmack und manches Zeichen des Sieges Jesu.

Ich habe Sehnsucht nach solchen Kraftakten Jesu heute, Sehnsucht im Blick auf konkrete Menschen und Situationen. Wenn ich einen Menschen vor mir habe, der in sich selbst total zerstört ist und keine Fähigkeit mehr hat, eine Beziehung zu einem anderen Menschen aufzubauen, dann helfen keine Appelle mehr, dann braucht es Kraftakte Jesu. Oder wenn ein 14-jähriger in seinem Leben schon so negativ geprägt und festgefahren ist, dass man nicht weiß, wie er noch einmal auf einen neuen, guten Weg kommen kann, dann braucht es Kraftakte Jesu zu seiner Befreiung. Wenn ein junger Erwachsener schon gepackt ist von der Gier: Ich muss alles haben, was man heute so hat und was es heute so gibt!, wenn die Sucht nach Macht und Karriere schon in den Achtzehnjährigen einprogrammiert ist, dass er blind wird für alle Fragen, die von außen kommen – dann gibt es keinen wirklichen Neubeginn, keine Heilung des Lebens, wenn Jesus nicht seine Kraft einsetzt.

Die Macht des Bösen beginnt ja nicht erst beim Pendeln und Tischerücken, sie fängt nicht erst da an, wo einer in okkulten Praktiken gefangen ist. Ich kann noch so aufgeklärt sein, ich kann mit dem Computer arbeiten und komplizierte Aufgaben lösen und trotzdem besessen sein. Lassen Sie uns das Böse in seiner Vielgestaltigkeit und seinen wechselnden Gesichtern nicht verkennen!

Ich habe Sehnsucht nach Kraftakten Jesu heute, weil ich viele Menschen kenne, bei denen er Befreiung bewirken muss. Ich weiß wohl auch vom Trost des Kreuzes, den Jesus gibt in Situationen, wo er uns nicht aus der Not herausholt. Trotzdem ist unser Text eine Verheißung für uns heute, dass er unter uns jetzt und hier die Macht des Bösen brechen kann und will. Lassen wir uns von dieser Hoffnung anstecken und ihn bitten, dass er Hilfe schicke und Befreiung wirke!

2. Die Konsequenz, die jetzt dran ist.

Jesus ist stärker! Welche Konsequenzen hat das für uns heute? Im Matthäusevangelium wird erzählt, dass Jesus über die Stadt Kapernaum ein hartes Urteil gesprochen hat, weil sie angesichts seiner Wundertaten nicht in Buße umkehrte.

In diesem Wort wird deutlich, was Jesus erwartet, wenn wir von seinen Kraftakten und Liebeserweisen hören. Er will nicht der bestaunte Wundertäter sein, sondern er will uns in seine Nachfolge rufen. Ein neuer Gehorsam gegenüber seinem Wort ist die angemessene Reaktion. Gott wünscht unsere neue Hinwendung zu ihm. Amen

Rüdiger Mielke

X.

Riskante Sehnsucht nach Gottes Eingreifen.

Matthäus 11,20 – 24

Da fing er an, die Städte zu schelten, in denen die meisten seiner Taten geschehen waren; denn sie hatten nicht Buße getan: Wehe dir, Chorazin! Weh dir, Betsaida! Wären solche Taten in Tyrus und Sidon geschehen, wie sie bei euch geschehen sind, sie hätten längst in Sack und Asche Buße getan. Doch ich sage euch: Es wird Tyrus und Sidon erträglicher ergehen am Tage des Gerichts als euch. Und du, Kapernaum, wirst du bis zum Himmel erhoben werden? Du wirst bis in die Hölle hinuntergestoßen werden. Denn wenn in Sodom die Taten geschehen wären, die in dir geschehen sind, es stünde noch heutigen Tages. Doch ich sage euch: Es wird dem Land der Sodomer erträglicher ergehen am Tage des Gerichts als dir.

Im Neuen Testament wird berichtet, wie Kranke und Besessene zu Jesus gebracht werden und wie er die Kranken heilt und die Besessenen befreit. Jesus wirkt wie ein Magnet, der Menschen in Not anzieht. Die Bibel erzählt uns in vielen Geschichten von den Kraftakten und Liebestaten Jesu, mit denen er in Gottes Macht den Bösen überwindet.

Wenn wir davon lesen, kommt in uns die Sehnsucht auf, auch heute so handgreiflich das Wirken Gottes und seines Geistes zu erleben. Es geht nicht um spektakuläre Ereignisse. Aber wir wissen von so viel Not, die ein Eingreifen Jesu nötig macht.

Jeder von uns hat da bestimmte Situationen vor Augen. Da ist etwa in Gruppen und Kreisen der Gemeinde die Lage so festgefahren, dass man schreien möchte: Jesus, bewirke einen Aufbruch, dass alles noch einmal neu beginnen kann! Oder es geht um einzelne Menschen, die so in der Sackgasse stecken, dass sie nicht mehr herauskommen auf eine gute Spur. Herr, beweise deine Macht! Du bist doch der Sieger! Vielleicht sind wir auch verzweifelt im Blick auf unsere eigene Situation: Herr, ich versuche vergeblich, einen Weg zu finden. Ich brauche dein Eingreifen!

Solche Sehnsucht ist verständlich und auch biblisch berechtigt. Die Berichte von den Kraftakten und Liebestaten Jesu wollen uns helfen zu erwartungsvollem Glauben. Aber das ist nur eine Konsequenz, die sich aus dem Hören von den Wundertaten Jesu ableiten lässt. Es gibt noch eine zweite, die unbedingt dazugehört und die heute genauso gerne beiseite geschoben wird, wie man es damals tat. Wir sehen sie am Beispiel Kapernaums und der anderen Städte, die Jesus erwähnt und über die er sein „Wehe!“ spricht.

Was für ein Wettersturz! Kapernaum hat Jesus als Heiland und als Retter erfahren, und das nicht nur einmal, sondern immer wieder, und doch wird Kapernaum jetzt aus dem Munde Jesu das Gerichtswort entgegengeschleudert. Warum? Kapernaum ist die Konsequenz schuldig geblieben, die Jesus erwartet hatte: die Umkehr.

Mit den Wundertaten Jesu, mit seinem machtvollen Eingreifen ist es offensichtlich eine zweischneidige Sache. Wilhelm Stählin hat diese Tatsache einmal gut beschrieben: „Wir sollten nicht allzu selbstverständlich darum bitten, dass der Heilige Geist bei uns einkehren möge, weil der Heilige Geist da, wo er einkehrt und Wohnung nimmt, nicht nur seine Gaben mitbringt, sondern zugleich ein in hohem Maße unbequemer, ja störender Gast ist. Der gleiche Heilige Geist, den wir mit Recht inbrünstig erbitten, ist zugleich die unheimliche Störung aller Selbstsicherheit.“ Das ist das Risiko, das die Sehnsucht nach den Machttaten Jesu mit sich bringt, und ich nenne zwei Risikofaktoren.

1. Erster Risikofaktor: Gott selbst.

Ja, das ist ein Risikofaktor! Vielleicht haben wir die Geschichten von Jesu Wundern gelesen oder gehört und daraus die Sehnsucht empfangen, sein Handeln heute zu erleben. Vielleicht haben wir uns nach der Weisung der Bibel in regelmäßigem und treuem Gebet an ihn gewandt und ihm immer wieder konkrete Situationen und Menschen in der Fürbitte gebracht in der Hoffnung, Gott werde eingreifen. Vielleicht haben wir uns auch in einer Gemeinschaft von Christen zusammengeschlossen zu solch gemeinsamem Gebet und beharrlich daran festgehalten.

Und wenn dann nichts passiert? Wenn alles beim alten bleibt? (In Klammern möchte ich sagen: Wir würden sicherlich viel mehr erleben von Gottes Wundern, wenn wir überhaupt erst einmal anfangen, die Verheißungen ernst zu nehmen, die er dem Gebet gibt!) Trotzdem bleibt die Frage: Was ist, wenn Gott das machtvolle Eingreifen verweigert? War es dann falsch, um seine Machttaten heute zu bitten? Vielleicht ist solches Gebet auch gar nicht biblisch? Schließlich hat Jesus doch die Zeichenforderung der Pharisäer zurückgewiesen und dem ungläubigen Thomas gesagt: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“

Auf diese Zweifel gibt die Bibel eindeutige und klare Antwort. Die Zeichen, die Macht- und Liebestaten Jesu sind nicht beliebige Zugabe, die auch fehlen kann, sondern sie zeigen Jesu Vollmacht und beweisen, dass in ihm Gottes Reich angebrochen ist. Im Johannesevangelium Kapitel 14 heißt es einmal: „Glaubt mir um der Werke willen!“ Und nach Matthäusevangelium Kapitel 11 weist Jesus die Jünger des Johannes auf seine Wunder und Zeichen hin, als sie ihn fragen, ob er der erwartete Messias sei: „Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, und Armen wird das Evangelium verkündigt.“

So einfach lässt sich die Frage nach den Zeichen also nicht vom Tisch wischen. Es ist richtig, Jesus um Machttaten und Liebeserweise zu bitten. Aber das andere ist auch klar: Der Glaube fängt nicht da an, wo ich Jesu Eingreifen erlebe, und er hört nicht da auf, wo es ausbleibt.

Der Glaube hat seinen Grund und Halt im Wort vom gekreuzigten und auferstandenen Jesus, und die Wunder müssen eingeordnet werden in den Zusammenhang der Verkündigung des Evangeliums. Jesus hat sich am Ende nicht als Wundertäter aus der Affäre gezogen. Als er am Kreuz hing, hat er das Wunder, herabzusteigen, verweigert und so das größte und entscheidende Wunder getan, unsere Schuld durch seinen Tod zu sühnen. Das allein ist Mitte und Grundlage des Glaubens.

Deshalb ist es falsch, wenn heute behauptet wird, vollmächtige Verkündigung geschehe nur da, wo sie von Zeichen und Wundern begleitet sei. Ich will einmal ein

schlichtes Beispiel gebrauchen. Das Wort vom Kreuz, das die verlässliche Grundlage des Glaubens ist, und die Wunderverhalten sich zueinander wie ein Motorrad zu seinem Beiwagen. Der Beiwagen fährt zwar mit, aber der Antrieb für das Vorankommen liegt im Motorrad. Gott kann die Wunderverweigern. Sie können fehlen, und trotzdem hat der Glaube damit nicht seinen Boden verloren. Der Glaube wurzelt im Wort vom gekreuzigten und auferstandenen Jesus. Auch da, wo Gott sein machtvolles Handeln vorenthält, sind wir nicht allein, haben wir Trost in der Gegenwart Jesu, und das ist keine billige theologische Notlösung, sondern erfahrbare Wirklichkeit.

Ich möchte in Ihnen den erwartungsvollen Glauben wecken, dass Jesus zurechtbringen kann in vielen notvollen Situationen im Leben einzelner und der Gemeinde. Es könnte manches bewegt werden, wenn Menschen darüber nicht theoretisch nachdächten, sondern die praktische Konsequenz des treuen Gebets und der Fürbitte zögen.

Aber wir dürfen nicht wundersüchtig werden. Wo ich Gottes sichtbares Eingreifen nicht so erfahre, wie ich es erhoffe und mir vorstelle, kann ich im Glauben an Jesus seinen Trost erhalten. Ich sage es noch einmal: Das ist kein billiger theologischer Trick, sondern kann von vielen Christen bezeugt werden.

2. Zweiter Risikofaktor: Wir.

Die Sehnsucht nach einem Eingreifen Gottes ist noch aus einem anderen Grunde riskant. Dabei geht es nicht um Gott, sondern um uns. Welche Konsequenzen ziehen wir, wenn wir Gottes besondere Taten sehen dürfen? Es gibt da ja verschiedene Möglichkeiten.

In den Evangelien wird uns etwa berichtet von einem regelrechten Tourismus hinter Jesus her. „Jedermann sucht dich,“ sagt Petrus. Die Leute zogen in Scharen hin an die Stellen, zu denen sich Jesus zurückgezogen hatte. Als er über den See fuhr, kamen sie ihm auf dem Uferweg zuvor. Auch heute gibt es solch einen Tourismus hinter erstaunlichen Phänomenen her. Man will immer da sein, wo etwas los ist, wo Außergewöhnliches geschieht. Das aber ist nicht die Konsequenz, die Jesus meint.

Eine andere mögliche Konsequenz ist auch aktuell, nämlich der Selbststurm. In Kapernaum hielt man sich etwas zugute darauf, dass Jesus dort auf den Straßen lehrte und viele Wundertat. Man war stolz darauf, dass er nicht die großen Zentren Tiberias oder Magdala gewählt hatte, sondern den kleinen Ort Kapernaum. Auch heute gibt es Orte unter uns, die Jesus besonders gesegnet hat, und mancher zieht daraus die Folgerung, dass man sich darauf etwas einbilden könne: Hier ist der Ort, wo Gott besonders wirkt! Jesus zieht durch solches Reden einen ganz radikalen Strich.

Er hat eine ganz andere Konsequenz vor Augen, nämlich Buße und Umkehr. In unserem Text ist davon zu lesen. Wenn Gott machtvoll eingreift, können wir nicht die alten bleiben. Wenn Gottes Reich nahe ist, der neue Zustand aller Dinge, dann kann auch unsere Beziehung zu Gott nicht die alte bleiben. Dann müssen wir doch unser Leben darauf einstellen, dass er der Herr ist, und unsere Auflehnung gegen ihn, auch die fromme, loslassen.

Das war ja das Besondere in der Geschichte von der Heilung der Gottliebigen Dittus, die Blumhardt d. Ä. erlebt hat. Da gab es nicht nur Heilung einer Gebundenen nach langem Gebetskampf der Gemeinde, sondern zugleich eine große Bußbewegung, die Alte und Junge erfasste und in der Schuld bekannt wurde von vielen Gemeindegliedern. Blumhardt

d. J. sagt einmal davon: „Wir wissen wohl die Macht verborgener Gewalten, aber unsere Erlebnisse lassen uns heute hiervon mehr absehen, denn Gott hat uns die Augen dafür geöffnet, dass das Menschliche, das, was Fleisch heißt, der Widerstand ist, dessen Vernichtung noch viel wichtigere Folgen haben wird als der Sieg über den Dämon.“ Umkehr und tiefe Buße sind die Konsequenz, wenn Gott machtvoll handelt.

Amen

Rüdiger Mielke

XI.

Lernt daraus!

Lukas 16,1 – 8

Er sprach aber auch zu den Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Verwalter; der wurde bei ihm beschuldigt, er verschleudere ihm seinen Besitz. Und er ließ ihn rufen und sprach zu ihm: Was höre ich da von dir? Gib Rechenschaft über deine Verwaltung; denn du kannst hinfort nicht Verwalter sein. Der Verwalter sprach bei sich selbst: Was soll ich tun? Mein Herr nimmt mir das Amt; graben kann ich nicht, auch schäme ich mich zu betteln. Ich weiß, was ich tun will, damit sie mich in ihre Häuser aufnehmen, wenn ich von dem Amt abgesetzt werde. Und er rief zu sich die Schuldner seines Herrn, einen jeden für sich, und fragte den ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Er sprach: Hundert Eimer Öl. Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Schuldschein, setz dich hin und schreib flugs fünfzig. Danach fragte er den zweiten: Du aber, wie viel bist du schuldig? Er sprach: Hundert Sack Weizen. Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Schuldschein und schreib achtzig. Und der Herr lobte den ungetreuen Verwalter, weil er klug gehandelt hatte; denn die Kinder dieser Welt sind unter ihresgleichen klüger als die Kinder des Lichts.

Jesus erzählt in dieser Geschichte von einem empörenden, handfesten Skandal von Wirtschaftskriminalität. Es handelt sich um eine anschauliche Sache, aus dem Leben gegriffen, die vielleicht ähnlich gerade geschehen war. Ein Ausleger sagt: „Eine in Vergangenheit und Gegenwart gut mögliche Lebensbegebenheit.“ So ist es in der Tat!

Ein Verwalter eines Großgrundbesitzers nutzt seinen Posten dazu, um in die eigene Tasche zu wirtschaften. Lange Zeit geht das gut, und seine Konten wachsen ständig an. Irgendwann aber fliegt die Sache doch auf. „Gib Rechenschaft!“ fordert sein Chef. „Belege her!“ Aber er kann nichts herzeigen, was seine Unschuld beweisen könnte. Es kann nur die fristlose Entlassung folgen. Der Verwalter steht vor seinem totalen Ruin. Aber statt sich in sein Schicksal zu ergeben, versucht er durch entschlossenes Handeln, in einem letzten Versuch seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. In Verhandlungen mit den Schuldnern seines Herrn setzt er dem fortgesetzten Betrug noch die Krone auf durch Bestechung und Urkundenfälschung. Und dabei geht es nicht um kleine Fische, sondern um dicke Brocken. Fünfzig Eimer Öl sind ca. 80,25 Hektoliter, der Ertrag von 73 Olbäumen, Wert 500 Dinare. Zwanzig Sack Weizen sind 110 Zentner, der Ertrag von mehr als 8 Hektar Land, Wert 500 Dinare.

Die Reaktion der Zuhörer auf diese Geschichte, die Jesus erzählt, kann nur Empörung sein. Dieses Verhalten ist unmöglich! Aber jetzt kommt der Clou. Jesus sagt: Lernt daraus!

Da kann man nur fragen: Jesus, denkst du diese betrügerischen Machenschaften? Ist das eine Beispielerzählung nach dem Motto: Gehe hin und handle genau so? Aber Jesus

lobt nicht die finsternen Geschäfte als vorbildlich, sondern die Klugheit des Verwalters, der auf seine Weise entschlossen handelt, um dem drohenden Unheil zu entgehen. „Lernt daraus für euern Bereich!“ sagt Jesus.

Ein Hoheslied auf die Klugheit.

Wir meinen oft, Christsein und Klugheit seien zweierlei Dinge. Wer wirklich in dieser Welt, die ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten hat, nach den Maßstäben Jesu lebt, kann nur als Narr angesehen werden. Die Botschaft des Evangeliums kann man nur glauben, wenn man seinen Verstand einpackt. So ist die landläufige Ansicht.

Die Bibel hat jedoch eine ganz andere Einschätzung. Von vorne bis hinten finden wir in ihr das Hoheslied auf die Klugheit. Jesus etwa mahnt seine Jünger: „Seid klug wie die Schlangen!“ Er vergleicht den Mann, der seine Worte nicht nur hört, sondern auch tut, mit dem klugen Baumeister, der sein Haus auf den Felsen gründet. Er möchte, dass seine Jünger wie die klugen Jungfrauen bereit sind, wenn er als der Bräutigam erscheint. Er möchte sie bei seiner Wiederkunft als kluge Knechte an der Arbeit finden.

Es gibt genug Ermahnungen zur Klugheit in der Bibel. In Psalm 14 heißt es: „Der Herr schaut vom Himmel auf die Menschenkinder, dass er sehe, ob jemand klug sei.“ Im Weisheitsbuch des Alten Testaments, den Sprüchen, finden sich noch weitere Hinweise auf die Klugheit: „Wer im Sommer sammelt, ist ein kluger Sohn. Wer aber in der Ernte schläft, der macht seinen Eltern Schande.“ „Das ist des Klugen Weisheit, dass er acht gibt auf seinen Weg.“ „Wer Zucht liebt, der wird klug; aber wer Zurechtweisung hasst, der bleibt dumm.“ „Der Kluge sieht das Unglück kommen und verbirgt sich; die Unverständigen laufen weiter und leiden Schaden.“

Was also ist Klugheit? Zur rechten Zeit das Richtige tun, das macht die Klugheit aus. Das klingt einfach, aber im Lebensvollzug ist es sehr schwer umzusetzen. Karl Barth hat das Elend des Menschen in seiner Dummheit einmal so ausgedrückt: „Die Dummheit ist genial darin, alles zur Unzeit zu meinen, all den unrichtigen Leuten alles zu sagen, das Einfache, das Notwendige, das eben jetzt Geforderte regelmäßig zu unterlassen und dafür mit sicherem Instinkt das Komplizierte, das Überflüssige, das eben jetzt nur Störende und Aufhaltende zu wählen, zu wollen, zu tun.“

Für die Bibel ist klar: Klug handelt der, der sich auf die Wirklichkeit des lebendigen Gottes einstellt. Jesus sagt: Lernt von der Klugheit des Verwalters. Er hat eine realistische Einschätzung der Situation: Ich habe keine Chance mehr. Als Handwerker arbeiten kann ich nicht, Betteln will ich nicht, also muss ich jetzt handeln! An dem Verwalter zeigt sich das Engagement eines Menschen, der voller Entschiedenheit um seine Existenzsicherung kämpft, und zwar entschlossen, schnell.

Jünger Jesu sollen davon lernen im Blick auf die Tatsache der Wiederkunft Jesu. Wie oft gibt es bei uns Illusionen und Unklarheiten im Blick auf Gott, im Blick auf die Botschaft von der Vergebung der Schuld, im Blick auf die Zeit, die Gott uns gibt. Statt sie als Raum zur Buße zu erkennen, in der ich endlich aufhören sollte, ohne Gott zu leben, nutzen wir sie als Möglichkeit, immer so weiterzumachen wie bisher.

Die Erzählung Jesu soll uns zu Realisten machen, die die Situation ihres Lebens im Angesicht des lebendigen Gottes sehen. Auch auf dem Weg der Nachfolge sind wir oft befangen in falschen Meinungen.

„Die Narren sagen: Der Herr sieht's nicht, und der Gott Jakobs beachtet's nicht.“ Ich kann ohne ihn gut leben und gut tun, was ihm nicht gefällt. Das ist Illusion! Es ist Illusion, dass das Geschöpf leben kann ohne Gehorsam gegenüber dem Schöpfer.

Es ist auch Illusion, wenn ich die teure Botschaft von der Vergebung der Schuld zur billigen Entschuldigung für die Sünde mache und einfach sage: „Jesus vergibt ja Sünde, also ist alles in Ordnung bei mir!“ So wird unter der Hand das Heil Gottes, das ihn seinen Sohn kostete, zum Deckmantel eines Lebens im Ungehorsam.

Da gibt es die Illusion, unser Leben sei nicht die Chance, die Gott uns gibt zur Umkehr. Wir meinen, wir hätten noch viel Zeit. Die Bibel sieht das genau umgekehrt. Sie ruft uns zu: Erkenne, dass jeder Tag, den Gott dir noch schenkt, Freiraum für dich ist, dich zu Gott zu wenden!

Falsche Meinungen und Unklarheiten haben wir aber auch über uns selbst. Die einen finden sich selbst so richtig, dass sie gar keinen Grund sehen, nachzudenken und zu überlegen, ob der Gekreuzigte wirklich noch die Mitte ist für sie. Der Alltag mit seinen frommen Stationen läuft doch! Warum sollte man zweifeln an sich?

Die anderen verzagen: Bei mir ist sowieso alles hoffnungslos! Ich komme doch nicht auf einen neuen Weg, der Gott gefällt!

In diesen ganzen Nebel der Illusionen über Gott, über seine Geschenke und über uns selbst spricht Jesus sein Gleichnis, um uns zur Klugheit zu führen, die erkennt, was jetzt nötig ist, aber auch zur Entschlossenheit, jetzt rasch die Konsequenzen zu ziehen!

Wie viel wird auf die lange Bank geschoben! Da weiß ich genau, dass es in meinem Leben Bereiche gibt, die dringend der Klärung und Durchleuchtung bedürfen, die ich ans Licht des Evangeliums bringen muss, damit ich auf eine andere Spur komme. Dummheit ist der geniale Verdrängungsmechanismus, der mich dazu bringt, die entscheidenden Fragen immer in die unterste Schublade zu stecken und die Unwesentlichkeiten ständig auf dem Schreibtisch zu bearbeiten. Dummheit lässt mich die persönlichen Briefe, die Gott an mich richtet, ungelesen abheften, während ich die Massendrucksachen, mit denen ich überschüttet werde, gebannt studiere.

„Der Herr schaut vom Himmel auf die Menschenkinder, dass er sehe, ob jemand klug sei.“ Klugheit besteht darin, sich auszurichten auf die Wirklichkeit des lebendigen Gottes. Zu dieser Wirklichkeit gehört erstens, dass Jesus am Kreuz für uns gestorben ist und dadurch die Herrschaft der Sünde gebrochen hat. Darum ist es Torheit, in unserem Leben weiterhin der Sünde ein Recht einzuräumen.

Es gehört zweitens dazu, dass der gekreuzigte Jesus wiederkommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten. Paulus ermahnt die Gemeinden immer wieder: Denkt daran, dass ihr offenbar werden müsst vor dem Richterstuhl Christi! Für die Wiederkunft Jesu gerüstet ist der, der sich heute in die Arme des Gekreuzigten flüchtet.

Amen

Rüdiger Mielke

XII.

Schaut nach oben!

Offenbarung 22,1 – 5

Und er (der Engel) zeigte mir einen Strom lebendigen Wassers, klar wie Kristall, der ausgeht von dem Thron Gottes und des Lammes; mitten auf dem Platz und auf beiden Seiten des Stromes Bäume des Lebens, die tragen zwölfmal Früchte, jeden Monat bringen sie ihre Frucht, und die Blätter der Bäume dienen zur Heilung der Völker. Und es wird nichts Verfluchtetes mehr sein. Und der Thron Gottes und des Lammes wird in der Stadt sein, und seine Knechte werden ihm dienen und sein Angesicht sehen, und sein Name wird an ihren Stirnen sein. Und es wird keine Nacht mehr sein, und sie bedürfen keiner Leuchte und nicht des Lichts der Sonne; denn Gott der Herr wird sie erleuchten, und sie werden regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Kürzlich las ich von einem besonderen Gespräch, das ich Ihnen wiedergeben will.

Ein junger Adler sprach mit dem grundgescheiterten Uhu über den seltsamen Vogel Merops. „Ich muss dich noch etwas fragen,“ sagte der junge Adler zum tiefsinnigen, grundgelehrten Uhu. „Man sagt, es gäbe einen Vogel mit Namen Merops, der, wenn er in die Lüfte steigt, mit dem Schwanz voraus und den Kopf gegen die Erde gekehrt, rückwärts zum Himmel fliegt. Ist das wahr?“ Antwort des Uhus: „Ei, nicht doch! Das ist eine alberne Erdichtung des Menschen. Er mag selbst ein solcher Merops sein, weil er nur gar zu gern den Himmel erfliegen möchte, ohne die Erde auch nur für einen Augenblick aus dem Gesicht zu verlieren.“

Sind wir so ein komischer Vogel? Wir wollen zwar nach oben, aber wir gucken immer nach unten. Wir möchten in den Himmel, aber wir sind angezogen von der Magnetwirkung der Erde. Wir wollen zu Gott, aber wir sind gebannt sowohl von den verlockenden irdischen Angeboten als auch von den Kämpfen, Niederlagen und dem Elend der diesseitigen Welt.

Eins ist klar: Wer nach oben will, der muss auch nach oben schauen. Wer zu Gott will, der muss jetzt schon auf dieser Erde seinen Blick zu Gott hin wenden, eben nach oben gucken. Es ist das Anliegen meiner Predigt, unserem Blick diese Richtung zu geben.

Manchem sträuben sich da die Haare. Müssen wir Christen nicht lernen, die Not zu sehen da, wo Jesus uns hinstellt, und sie tatkräftig anzupacken? Es gibt doch eine ganz gefährliche Orientierung aufs Jenseits! Wie viele Christen haben die Erde bereits aus ihrem Gesichtskreis verloren und wohnen sozusagen in einem frommen Wolkenkuckucksheim, einem idyllischen Paradiesgarten! Soll ich das noch bestärken?

Ja, die Gefahr besteht, dass Christen sich so sehr dem Jenseits zuwenden, dass Sie ihre Aufgabe im diesseits darüber vergessen. Trotzdem geht es heute um die leicht missverständliche, aber notwendige Ermahnung: Schaut nach oben! Seht auf zu Gott!

Denn wir kommen nur dann zu ihm wenn wir schon jetzt unsere Augen auf ihn richten. Diese Predigt ist notwendig, weil es in der Gemeinde so viele komische Vögel gibt, die zwar zu Gott wollen, aber nur auf die Erde sehen und gleichsam rückwärts fliegen. Unser Text aus Offenbarung 22 hilft uns zu diesem Aufblick.

1. Ein stärkender Ausblick.

Der Seher Johannes schreibt an sieben Gemeinden, die in den ersten Kapiteln der Offenbarung genannt werden: Ephesus, Pergamon, Thyatira, Smyrna, Philadelphia, Sardes und Laodizea. Wenn diese Gemeinden nach unten schauten, auf die Wirklichkeit, die sie umgab, was bekamen sie dann in den Blick?

Sie erkannten zweierlei. Da lockte einmal eine unüberschaubare Fülle gigantischer, imponierender Heilsangebote. Zum anderen aber bedrückte sie die Armseligkeit der Gemeinde. Wir wissen heute einiges zum Beispiel über Ephesus, das Zentrum des Artemiskultes. Der Artemistempel zählte zu den sieben Weltwundern. Ephesus war zugleich auch ein Zentrum des Kaiserkultes. Domitian hatte sein Standbild in Ephesus aufrichten lassen, und es wurde besonders angebetet. Auch von Pergamon gibt es Imponierendes zu berichten. Es wird oft das Lourdes Klein-Asiens genannt. Dreihundert Meter über der Stadt prangte auf einer Hochebene ein prachtvoller Zeus-Altar. Von Smyrna weiß man, dass es eine bedeutende Handelsstadt war. Es gab dort einen verkehrsreichen Hafen, eine florierende Wirtschaft, eine reiche Bürgerschaft.

Für alle diese Orte gilt: Die Gemeinde Jesu war arm, gering, unbedeutend, gesellschaftlich im Abseits. Mit dem sich ausbreitenden Kaiserkult unter Domitian nahm auch die Schärfe der Christenverfolgung zu. Ja, wenn sich die Christen in den Gemeinden umsahen, gab es nicht viel, was ermutigte und den Glauben aufrichtete, zu erkennen. Da erhob sich eher die bange Frage: Wie komme ich durch? Wie halte ich Kurs in dieser Fülle imponierender Verlockungen, aber auch in der Erfahrung bedrückender Wirklichkeit um mich her?

Da hilft der Seher Johannes. Aber er hat keinen billigen Trost zur Hand, sondern ernüchternde Wahrheit. Es wird nicht besser werden, sondern nur noch schlimmer. Es wird immer schwieriger werden, an Jesus zu glauben, ihm nachzufolgen, sich allein zu ihm als dem Heilsbringer zu bekennen angesichts der großartigen Heilsangebote ringsum und der anderen Werte, die Verehrung erheischen.

Da kommt allerdings die Frage auf: Ist das nicht eine maßlose Überforderung für die Gemeinde? Aber Johannes sieht nicht nur nach vom, er blickt auch nach oben: Es gibt die Bewahrung, die Jesus schenkt, und am Ende der Zeit steht der Sieg Jesu! Dieser Ausblick befreit und stärkt für den Dienst. Die Perspektive, die Johannes den Gemeinden zeigt, ist vergleichbar dem Erlebnis der Verklärung Jesu, das die Jünger hatten auf dem Weg zum Kreuz. Einer Gemeinde, die bedrängt ist von allen Seiten, helfen keine guten Vorsätze durchzuhalten, sondern nur der Blick auf Jesus als den Sieger in der Herrlichkeit des Vaters.

2. Gott ist faszinierend.

Johannes hat eine Vision vom himmlischen Jerusalem, und das ist ein unendlich schönes Bild. Was er sieht, ist nicht aus seiner Phantasie geboren, sondern Gottes Geist

stellt ihm und der Gemeinde auf dem Kreuzweg die letzte Wirklichkeit vor Augen. „Eine Kurstadt gegen den Tod,“ hat ein Ausleger die ewige Stadt Gottes einmal genannt, die in Offenbarung 21 und 22 beschrieben wird.

Das Baumaterial dieser Stadt stammt aus den herrlichsten Verheißungen des Alten Testaments. Die zwölf Grundsteine repräsentieren die zwölf Apostel, die zwölf Tore die zwölf Stämme Israels. Durch die Stadt fließt ein Strom lebendigen Wassers, und die Bäume an seinen Ufern tragen zwölfmal im Jahr Frucht. Sogar ihre Blätter haben heilende Kraft. Der Zugang zu den Bäumen des Lebens steht jedem offen. In der Mitte des Bildes der Thron Gottes, eine Quelle gleißenden Lichtes. Ich denke an Psalm 104: „Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich. Du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du anhast.“

Gott ist schön! Das kann man erkennen an Offenbarung 21 und 22. Aber dann sieht man im Zentrum dieses Lichtglanzes und der faszinierenden Pracht ein Lamm, das geschlachtete Lamm, Jesus, den Gekreuzigten!

Ist der Gekreuzigte schön? Oder ist das geschlachtete Lamm in diesem herrlichen Bild des himmlischen Jerusalems der große, störende Schönheitsfehler?

Nun, dieses ganze Bild, diese Vision vom herrlichen Jerusalem wird ohne diese Mitte des gekreuzigten Jesus frommer Plunder und religiöser Kitsch! Nur von Jesus her hat das himmlische Jerusalem seinen Glanz. Die Edelsteine leuchten, weil Jesus das Licht der Welt ist. Das Gold glänzt, weil es sein Licht widerspiegelt. Das Wasser sprudelt, weil Jesus die Durstigen zu sich gerufen hat. Die Bäume sind voll des Lebens, weil Jesus am Holz des Kreuzes für uns starb. Der gekreuzigte Jesus in der Mitte – das ist die eigentümliche Schönheit Gottes. Ja, so ist Gott faszinierend!

Ich weiß nicht, was Sie vom Christsein denken. Christsein heißt nicht, eine Summe von frommen Sätzen im Kopf zu haben oder eine fromme Erklärung für die Welt oder moralische Handlungsanweisungen. Christsein ist im Kern zunächst das Fasziniertsein von der eigentümlichen Schönheit Gottes.

Davon wissen wir sehr wenig. In unseren Gebeten kennen wir viel von Klagen und Bitten. Da sind wir sehr sprachgewandt. Aber um Gott in seiner unbegreiflichen Schönheit zu ehren, ihn anzubeten, fehlen uns oft die Worte. Aber auch hier kann uns Johannes helfen:

3. *Sieh dich an Gott satt!*

Denn das ist die Konsequenz aus dem Anschauen der Schönheit Gottes, dass ich zur Anbetung geführt werde. Gleich im Anschluss an unseren Text heißt es in Vers 8: „Als ich's gehört und gesehen hatte, fiel ich nieder, um anzubeten.“ Johannes möchte uns dahin mitnehmen.

Im Psalm 17 spricht ein Beter das so aus: „Ich will satt werden an deinem Bilde.“ Genau darum geht es in der Anbetung, um den Blick nach oben zu der faszinierenden Liebeswirklichkeit Gottes, in deren Mitte der gekreuzigte Jesus steht. Sieh dich satt an diesem Bild!

Wer die Bibel liest, findet viele Stellen, an denen der lebendige Gott in immer neuen Wendungen angebetet und geehrt wird. Wenn wir selber die Worte nicht finden, können wir hier lernen von den Betern der Bibel. Sieh dich satt an Gott!

Wer, geführt vom Geist Gottes, dieses Bild anschaut, der ist gefeit gegen die unüberschaubare Fülle gigantischer und imponierender Heilsangebote dieser Welt, aber auch gefeit gegen die niederdrückende Armseligkeit der Gemeinde. Der hat Antwort auf die Frage: Wie halte ich Kurs? Wie komme ich durch? Der wird gehorsamer leben, fröhlicher glauben, geduldiger leiden, mutiger hoffen. Er wird ein deutlicherer Zeuge Jesu sein.

Amen

Rüdiger Mielke

XIII.

Der Mann am Kreuz.

Lukas 23,46 – 48

Und Jesus rief laut: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! Und als er das gesagt hatte, verschied er. Als aber der Hauptmann sah, was da geschah, pries er Gott und sprach: Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen! Und als alles Volk, das dabei war und zuschaute, sah, was da geschah, schlugen sie sich an ihre Brust und kehrten wieder um.

Der Baumeister des Naumburger Doms hat durch seine Bauweise eine stumme, aber eindruckliche Predigt gehalten. Zwischen Mittelschiff und Chor der Kirche hat er einen sogenannten Lettner eingebaut, d. h., eine halbhohle Scheidewand, durchbrochen von einer Doppeltür, die den Zugang zum Chorraum herstellt. Dieser Chorraum ist von dem Baumeister als Abbild des Himmels gedacht und dargestellt. Und nun die eindruckliche Predigt: Die beiden Türen, die zum Chorraum führen, sind durch einen Mittelpfosten getrennt bzw. auch vereint, der ein Kreuzifix darstellt. Rechts wie links geht der Zugang zum Chorraum (Himmel) nur unter den Armen des Gekreuzigten hindurch. Es kommt keiner in Gottes Ewigkeit, der nicht unter dem Gekreuzigten hergeht. Außerhalb der ausgebreiteten Arme gibt es keinen Zugang zur Ewigkeit.

Oft wird gesagt: Was macht ihr Christen für ein Theater um das Sterben Jesu! Sicher war es grausam. Aber sind die Foltermorde heute nicht mindestens ebenso schlimm?

Wir antworten: Bei Jesu Tod ist nicht die Grausamkeit das, was uns aufregt und beeindruckt, jedenfalls nicht mehr als alle anderen Grausamkeiten dieser Welt. Uns fasziniert etwas anderes: Mit seinem Tod eröffnet uns Jesus den Zugang zu Gott, zur Ewigkeit. Hier stirbt ein Mensch nicht für sich, sondern für mich. Darum ist uns dieser Mann am Kreuz so lebensnotwendig. Darum können wir unseren Blick nicht abwenden von ihm. Und indem wir ihn ansehen, machen wir noch einige zusätzliche Beobachtungen:

1. Er lebt ganz aus der Bibel.

Dieses Wort am Kreuz hat Jesus nicht selbst formuliert. Er hat es übernommen aus Psalm 31 Vers 6. Jesus war ein großartiger und origineller Denker. Wie viele Gleichnisse hat er nicht erdacht, die eins wie das andere so zutreffend und erhellend sind! Wie viele einprägsame Worte hat er doch geprägt, die z.T. sogar bis hinein in kirchenfremde Kreise zu geflügelten Worten geworden sind!

Aber an den entscheidenden Stellen seines Lebens hat er nicht selber formuliert, sondern aus der Heiligen Schrift zitiert. Als der Versucher Jesus am Anfang seiner Wirksamkeit immer wieder in die Zange nimmt, antwortet er regelmäßig mit einem

Bibelwort. Auf Fangfragen der Schriftgelehrten verweist er häufig auf ein Bibelwort, ob es sich um die Frage nach dem höchsten Gebot handelt oder um die Auferstehung oder um die Frage nach dem Davidssohn. Am Kreuz greift er zurück auf die Schrift, nicht nur in unserem Wort.

Daran wird unübersehbar deutlich: Auch Jesus bezieht seine Kraft nicht aus sich selbst, sondern aus Gottes Wort. Er ist nicht unabhängig in sich selbst. Er ist abhängig von der Quelle des Wortes Gottes. Ohne ständigen Zustrom aus dieser Quelle ist das eigene Wollen und Planen ganz schnell leer gebrannt.

Warum sind viele, die Christen sein wollen, oft so glaubensschwach? Sie glauben ehrlich, dass Jesus für ihre Sünde gestorben ist. Aber es lässt sie in kritischen Situationen doch oft so schwach bleiben. Woran liegt das?

Wir sollten nicht nur an Jesus glauben, sondern auch von ihm lernen! Noch am Kreuz demonstriert Jesus, woher er immer wieder seine Stärke bezieht: aus der Schrift. Auch unser Glaube kann nur stark werden, wenn wir es lernen, so aus der Schrift zu leben. Dazu gehören zwei Dinge:

❶ das regelmäßige Lesen der Schrift. Es reicht nicht, Predigten zu lesen, obwohl sie uns helfen, die Schrift besser zu verstehen. Es reicht auch nicht, sich selber fromme Gedanken zu machen und im Gebet mit Gott in ständiger Verbindung zu bleiben. Jesus hat viel gebetet, aber das ersetzte nicht die Heilige Schrift. Sie gibt die Maßstäbe, nicht mein noch so redliches Beten.

❷ das Auswendiglernen von einzelnen Bibelstellen. Es genügt nicht, nur die großen Zusammenhänge zu kennen. Man braucht gerade in Krisenzeiten ganz konkret Worte unseres Gottes für sich selbst. Da reicht nicht ein Konfirmationsspruch oder ein weiteres Lieblingswort. Auch Jesus zitiert sehr verschiedene Worte in den verschiedensten Situationen.

Der Mann am Kreuz stirbt für uns nicht aus eigener Kraft, sondern er handelt in Auftrag und Abhängigkeit vom Schöpfer aller Welten.

2. Er weiß sich beim Vater geborgen wie ein Kind.

Das Wort aus Psalm 31, das Jesus hier am Kreuz spricht, spielte bei den frommen Juden eine besondere Rolle. Es war nicht nur irgendein bekanntes biblisches Wort, sondern wurde vielfach als das erste Abendgebet benutzt, das eine Mutter ihren Kindern beibrachte. Dieses Gebet, das Jesus von Kindheit an kannte, greift er im Sterben auf. Allerdings verändert er die Anrede und gebraucht das vertrauensvolle „Vater.“ Damit wird deutlich: Auch im Sterben ist Gott für ihn nicht zu einem unpersönlichen Schicksal geworden, das mit dem Menschen spielt. Mitten im Leiden darf er zu dem liebenden Vater hinfliehen, bei dem er geborgen ist wie ein Kind bei seinem irdischen Vater.

Ob Gott Vater ist, hängt für Jesus nicht davon ab, welchen Weg er geführt wird, welche Bewahrung Gott vor Leid und Tod gewährt. Es ist umgekehrt für Jesus: Gott ist für ihn Vater. Das muss nicht erst bewiesen werden durch eine glatte Lebensführung. Gott ist Jesu Vater ein für allemal, und darum ist er es auch im Sterben. Darum kann Jesus wie ein Kind vertrauensvoll sein Leben in die Hand dieses Vaters legen: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!

Wieder müssen wir von Jesus lernen. Wenn Gott unser Vater ist, können wir als seine Kinder ihm nicht vorschreiben, wie er seine Vaterrolle am besten auszuüben habe. Dann können wir ihm nur glauben und vertrauen, dass er seiner Vaterrolle gewachsen ist. Wir können nur von Isaak lernen, der sich auch von seinem Vater Abraham binden und auf den Opferaltar legen ließ, und von Abraham, der auf Gottes Geheiß diesen Sohn Isaak zu opfern bereit war, weil „er dachte: Gott kann auch von den Toten erwecken“ (Hebr. 11,19).

Wie denken wir über Gott? Das ist die entscheidende Frage. Denken wir wie ein Kind an seinen Vater, so können wir in jeder Situation getrost sein. Vater weiß schon, was gut ist. Vater hat den Überblick. Denken wir wie ein Junior-Partner an den Senior-Partner, dann müssen wir immer auf der Hut sein. Nicht aus Misstrauen gegen den Senior-Partner, aber schließlich könnten ihm ja auch einmal Fehler unterlaufen.

So kindlich vertrauen wie Jesus kann man nicht erst im Sterben lernen. Man muss es im Leben üben, damit man es im Sterben kann. Auch der Mann am Kreuz spiegelt in seiner Todesstunde nur das wider, was er im Leben praktiziert hat: Vater, in deine Hände lege ich meine Zeit, meine Gedanken, mein Geld, meinen Umgang und nun auch mein Leben!

3. Er bringt Menschen zu Besinnung und zur Umkehr.

Noch im Tode verändert der Mann am Kreuz Menschen, und bis heute ist es gerade der Tod Jesu, der verhärtete Menschenherzen aufgebrochen hat. Auch ohne große theologische Einsicht spürt man: Hier passiert etwas, was göttliche Dimensionen hat.

Da ist zunächst der römische Hauptmann, der die Hinrichtungstruppe befehligte. Das war wohl einmalig, dass so ein Mann im Sterben eines Hingerichteten zum Lob Gottes und zur öffentlichen Feststellung der Unschuld des Hingerichteten gekommen ist.

Doch wo ein Mensch innerlich vom Tode Jesu überwunden ist, da fragt er nicht mehr, was andere Menschen denken. Da muss er zu diesem Mann am Kreuz stehen. Da riskiert er sein Ansehen bei seinen bisherigen Freunden. Da hat er nur noch ein Interesse: Auch mein Leben soll ein Beitrag zum Lobe des großen und gnädigen Gottes werden.

Und dann ist da das Volk. Leute, die eben noch nichts anderes als Zuschauer und Konsumenten waren, die eben noch dem eigenen Nervenkitzel frönten, einem Todeskampf zuzuschauen, diese Leute sind nun betroffen. Sich an die Brust schlagen, das ist das Zeichen der Buße. Die Leute spüren offenbar, dass sie durch ihr „Kreuzige! Kreuzige ihn!“ und durch konsumierendes Zuschauen selber mitschuldig geworden sind. Nun verkriechen sie sich und warten gar nicht mehr ab, was mit den anderen beiden Gekreuzigten geschieht. Der Nervenkitzel ist umgeschlagen in Nachdenken und Buße.

Wie aber begegnen wir dem Mann am Kreuz? Jesus will uns nicht nur zur Buße führen, sondern die Augen öffnen dafür, dass er für uns gestorben ist. Für uns! Nun darf ich dankbar aufatmen und mein Leben auf ihn ausrichten.

Amen

Jürgen Blunck

XIV.

⓪stern heißt: (1)

„Trauriger“ Glaube ist überholt.

Johannes 20,11 – 18

Maria aber stand draußen vor dem Grab und weinte. Als sie nun weinte, schaute sie in das Grab und sieht zwei Engel in weißen Gewändern sitzen, einen zu Häupten und den anderen zu den Füßen, wo sie den Leichnam Jesu hingelegt hatten. Und die sprachen zu ihr: Frau, was weinst du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Und als sie das sagte, wandte sie sich um und sieht Jesus stehen und weiß nicht, dass es Jesus ist. Spricht Jesus zu ihr: Frau, was weinst du? Wen suchst du? Sie meint, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast; dann will ich ihn holen. Spricht Jesus zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um und spricht zu ihm auf hebräisch: Rabbuni!, das heißt: Meister! Spricht Jesus zu ihr: Rühre mich nicht an! denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater. Geh aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. Maria von Magdala geht und verkündigt den Jüngern: Ich habe den Herrn gesehen, und das hat er zu mir gesagt.

Keine Frage: Maria war eine gläubige Frau. Sie glaubte an Gott. Sie glaubte auch, dass Jesus von Gott gesandt war. Wie stark sie sich für Jesus interessierte, beweist ihr einsamer Gang zum Grab Jesu am frühen Sonntagmorgen.

Aber: dieser Glaube machte das Leben Marias nicht froh. Er hielt die Realitäten dieser Welt für stärker als Jesus. In dieser Welt herrschen andere Gesetze, und denen musste sich offensichtlich auch Jesus beugen, z. B. dem Gesetz der Machtpolitik, dem Gesetz des Todes.

Nun bleibt auch der gläubigen Frau nichts anderes als ein trauriger Glaube, als ein Sich-Beugen vor den anscheinend so übermächtigen Tatsachen. Ich habe den Eindruck, dass, dieser vorösterliche Glaube der Maria auch heute noch weitgehend unter dem Stichwort „christlicher Glaube“ verkauft wird, etwa an Gräbern oder gegenüber den Fragen der Politik.

In diesen traurigen Glauben bricht das Wunder von Ostern ein. Der lebendige Jesus selbst macht durch sein Wort deutlich: Maria, dein trauriger Glaube ist jetzt überholt! Seit Ostern ist aktiver, froher Glaube möglich.

1. *Jesus ist längst da!*

Jesus lebt schon, als Maria es noch gar nicht merkt! Ihre Gedanken sind noch bei dem, was ihre eigenen Sinne miterlebt haben: Jesus ist tot! Unsere Gedanken sind ja meist geprägt von den Erfahrungen der Vergangenheit und darum nicht offen für eine Zukunft aus Gottes neuen Möglichkeiten.

Maria sucht Jesus, sogar von ganzem Herzen. Aber sie tut es im Rahmen ihres eigenen Erfahrungshorizontes: Wurde Jesus gestohlen? Wurde er verlegt? Wer hat das getan? Sie kann trotz ihres Glaubens im Grunde nicht anders denken als die Hohenpriester, die bei der Nachricht vom leeren Grab auch nur Diebstahl vermuten, oder als der moderne Mensch, der sich das Osterwunder auch im Rahmen seiner Denkmöglichkeiten zu erklären sucht.

Es ist schon gut, dass ein Mensch Jesus sucht. Aber er muss wissen: Jesus übersteigt alle deine Erfahrungen und Denkmöglichkeiten bei weitem!

Wie oft wirkt Jesus unerkannt in unserem Leben. Während wir ihn in den uns vertrauten Bereichen von Liebe, Glück und Erfolg suchen, war er auch längst in Leid, Tod und Misserfolg da. Während Maria nur „Gärtner“ denken kann, heißt doch die Wirklichkeit längst „Jesus.“ Er steckt immer auch im Alltäglichen, während wir ihn doch so gerne im Besonderen suchen.

2. *Jesus formt unser Denken.*

Was hat Maria verändert? Was hat sie erkennen lassen, dass Jesus doch stärker ist als alle Gesetze dieser Welt? Was hat sie überzeugt, dass Jesus wirklich und wahrhaftig lebt? Was hat ihren traurigen Glauben froh gemacht?

Offensichtlich keine Beweise äußerer Art. Die äußere Erscheinung Jesu war offenbar kein Erkennungszeichen, weder das Gesicht noch die Gestalt noch auch die Stimme. Jesus kann Maria anreden: „Frau, was weinst du?“, ohne dass sie irgend etwas merkt. Was bewirkt den Umschwung?

Ein einziges Wort! Ein Wort Jesu. Jesus ruft Maria bei ihrem Namen. Nötig sind keine dogmatischen Erklärungen über die Notwendigkeit von Auferstehung, keine physikalischen Erklärungen über die Möglichkeit von Auferstehung, kein Glaubensunterricht über das Verständnis von Auferstehung. Nur ein ganz persönlicher Anruf beim Namen genügt.

Das Wunder eines fröhlichen Osterglaubens lässt sich weder durch irgendwelche menschlichen Manipulationen planen noch hinterher auf rationale Weise erklären. Es ist das Wunder des persönlichen Rufs Jesu an dich und mich. Es ist das Wunder, dass ein Mensch auf einmal diesen Ruf für sich hört und glaubt und darüber froh wird.

Ungezählte Menschen in der Kirchengeschichte haben dies an einem Jesaja-Wort für sich erlebt. Da darf Jesaja im Namen Gottes weitersagen: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!“ Dieser Satz steht auch hinter dem kleinen Wort: „Maria!“

Beim Militär, in den Akten der Verwaltung, oft auch in einer Firma ist der Mensch nur eine auswechselbare Nummer. Bei Jesus ist er eine unverwechselbare Person mit individuellem Namen.

Bei Maria ist der neue Glaube aber noch mit altem Denken gekoppelt. Sie will Jesus anfassen, begreifen. Will sie sich durch handgreifliche Bestätigung vergewissern?

„Rühre mich nicht an!“ sagt Jesus, und er begründet es: „Denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater.“ Das kann doch nicht heißen: Danach kannst du mich anrühren! Das geht ja erst recht nicht. Berührung soll also überhaupt nicht möglich sein. Warum?

Jesus ist nur in seinem Wort und Ruf zu begreifen, nicht im äußerlichen Anfassen, nicht in Gefühlen und Stimmungen, nicht in Wundern und Erlebnissen. Wer das will, ist noch im alten Denken verhaftet. Jesus aber will unser Denken neu formen, so, dass uns sein Ruf genügt.

3. *Jesus formt unser Leben.*

Es reicht Jesus nicht, dass ein Mensch aus seinem traurigen Glauben herausgekommen ist und zu einem fröhlichen und gewissen Glauben gefunden hat. Im gleichen Atemzug wird bei Maria auch ihr Leben inhaltlich neu gefüllt: „Du Traurige, die du froh geworden bist, nun geh zu den vielen Traurigen und mach auch sie froh!“ Die Frohgemachten sollen zu Frohmachenden werden. Nach der Berufung zum persönlichen Glauben erfolgt sofort die Berufung zum Glaubenszeugen.

Es ist auffallend: es gibt keine Ostergeschichte im Neuen Testament, wo nicht die, die zum Glauben an den auferstandenen Jesus gekommen sind, sofort mit dieser frohen Botschaft weitergeschickt wurden.

Kritiker haben zu den Osterberichten gesagt, Jesus sei ja nur Gläubigen erschienen, also sei das Ganze unglaubwürdig. Abgesehen davon, dass dies sachlich falsch ist (Thomas und Paulus waren nicht gläubig, als ihnen der Auferstandene begegnete!), zeigt sich eben hier das neue Lebensgesetz: Die Anrede Jesu lässt einen Menschen nicht in Trauer, sondern macht ihn zum Boten.

Es ist wie bei einer Lampe. Die Lampe anzumachen und die Tatsache, dass die Lampe die Umgebung erleuchtet, sind nur zwei Seiten ein und desselben Aktes. So ist es auch beim Menschen: Zum Glauben kommen und Bote Jesu sein sind nur zwei Seiten derselben Osterbegegnung.

Es können sich sofort Bedenken erheben gegen eine solche Umformung des Lebens:

Was bedeutete damals schon das Zeugnis von Frauen? Frauen waren ja nicht einmal bei Gericht als Zeugen zugelassen. Machte Maria sich nicht lächerlich, wenn sie nun als Zeuge Jesu auftrat, noch dazu in einer menschlich so unglaubwürdigen Sache?

Außerdem: Können wir Menschen überhaupt andere Menschen von Jesus überzeugen? Zeigt nicht Marias Beispiel, dass selbst das Sehen Jesu sie noch nicht überzeugt hatte? Doch der Auftrag Jesu lautet nicht überzeugen, sondern bezeugen.

Maria wird diese Bedenken gehabt haben oder nicht. Das ist offenbar nicht wesentlich. Wesentlich ist, dass sie gehorsam wird. Sie lässt ihr Leben umformen und wird ein Bote Jesu. Das aber heißt Ostern feiern.

Amen

Jürgen Blunck

XV.

⓪stern heißt: (2)

Neuer, geistlicher Lebensstandard.

Johannes 20,19 – 23

Am Abend aber dieses ersten Tages der Woche, als die Jünger versammelt und die Türen verschlossen waren aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und trat mitten unter sie und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch! Und als er das gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und seine Seite. Da wurden die Jünger froh, dass sie den Herrn sahen. Da sprach Jesus abermals zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Und als er das gesagt hatte, blies er sie an und spricht zu ihnen: Nehmt hin den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden erlasst, denen sind sie erlassen; und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.

Das Streben nach höherem Lebensstandard kennzeichnet unsere Welt, entscheidet auch oft politische Wahlen in der Bundesrepublik. Um Erhöhung unseres Lebensstandards geht es auch zu Ostern.

Allerdings versteht die Bibel darunter nicht nur etwas Materielles. Wir Menschen im sogenannten christlichen Westen denken ja nicht anders als die Kommunisten an diesem Punkt. Das Materielle ist entscheidend. Nein, sagt die Bibel. Der Mensch ist viel mehr als bloße Materie. Darum braucht er zur Befriedigung und Erhöhung seines Lebensstandards auch viel mehr als Materielles. Wie aber sieht dieser erhöhte Lebensstandard aus, und wie kommt man daran?

Ostern heißt: Jesus schenkt uns überraschenderweise einen ganz neuen, viel höheren Lebensstandard. Überraschend, denn selbst die eigenen Jünger hielten dies nicht für möglich, obwohl sie doch an Jesus glaubten. Auch sie hatten ihren Glauben an Jesus im Bereich der materiellen Möglichkeiten gesehen. Die aber sind nun mal mit dem Tode zu Ende.

Nun wurden die Jünger urplötzlich vor die überraschende Tatsache gestellt, dass Jesus aus diesen materiellen Möglichkeiten herausragte und einen neuen, von allem Materiellen unabhängigen Lebensstandard brachte.

1. Aus der Angst zum sicheren Frieden.

„Furcht vor den Juden“ – das ist die vorösterliche Situationsbeschreibung für die Jünger. Ihr Glaube an Gott und an Jesus war gepaart mit Angst vor den Juden, und nicht der Glaube regierte nun ihr Handeln, sondern eben diese Angst. Sie befahl ihnen, die

Türen zu verschließen. Sie trieb sie mehr als die Freude an der Gemeinschaft der Heiligen dazu, sich zu versammeln.

Auch heute ist bei ungezählten Menschen die Angst der Chef im Leben. Angst vor der Zukunft; vor einer Erkrankung („Ist es Krebs?“); vor der Arbeitslosigkeit („Was bin ich dann noch wert?“); vor der Ehe („Lieber nicht heiraten!“); vor den anderen Menschen („Was werden die über mich denken?“).

Da kommt Jesus und sagt: „Friede sei mit euch!“ Zweimal muss er es sagen. Auch der Glaubende ist ja oft so schwerhörig. Darum setzt Jesus noch das Zeichen dazu: die durchbohrten Hände und die durchstoßene Seite. Hände und Seite sagen: Dies ist um euretwillen geschehen, damit ihr Frieden habt. Dies war keine Panne in Jesu Leben. Dies war Gottes Plan, damit ihr nicht mehr in Angst leben müsst.

Angst stellt sich immer dort ein, wo ein Mensch meint, mit einem Problem allein fertig werden zu müssen, und dazu bei sich keine Chance sieht. Wir haben Angst, weil wir an vielen Stellen in unserem Leben wissen, dass wir dem nicht gewachsen sind, was uns bedroht: Krankheit, Tod, Arbeitslosigkeit u.s.w.

Und nun kommt Jesus und sagt nicht nur: „Friede sei mit euch!“, sondern demonstriert an seinen Händen und seiner Seite, dass er der Situation des Todes gewachsen war: Er lebt! Der Tod konnte ihm nichts anhaben. Er ist aller Angst entnommen. Eine neue Lebensqualität ist Wirklichkeit.

Und mit der Wiederholung „Friede sei mit euch“ wird gerade das „mit euch“ unterstrichen. Dieser in der Auferstehung Jesu geschaffene Friede gilt euch! Jesus sonnt sich nicht darin, sondern gibt ihn weiter an seine Gläubigen. Der Glaubende darf nun Anteil haben. Sein Lebensstandard hat sich ungemein gesteigert. Es ist etwas Großes, nicht mehr Angst haben zu müssen, weil das eigene Leben geborgen ist in der Hand eines Mächtigeren. Die Jünger damals wurden froh. Und Sie?

2. Aus der Sinnlosigkeit zu neuen Aufgaben.

Jesus belässt es nicht beim Trösten und Friedenszuspruch. Im gleichen Atemzug gibt er eine neue, eine überwältigende Aufgabe: Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch!

Eben noch saßen die Jünger ohne jede sinnvolle Perspektive herum. Was sollten sie auch tun? Das, was sie vorher mit Jesus getan hatten, war ja jetzt sinnlos geworden.

Wie viele Gemeinden, Gottesdienste, Bibelstunden, Frauenkreise, Jugendgruppen gleichen diesem vorösterlichen Trauerhaufen! Da hockt man zwar treu zusammen. Aber ein Ziel? Nein, ein Ziel für die Gemeinde oder für die Gruppe hat man nicht mehr. Es lohnt ja auch nicht. Man könnte genug Beispiele aufzählen, wie einer etwas versucht hat und dann gescheitert ist. War Jesus nicht auch am Kreuz gescheitert?

Doch dann wird Ostern. Dann ist Jesus da und mit ihm sein neuer Auftrag. Nun lohnt es sich wieder, für Jesus zu arbeiten, mit Jesus zu arbeiten. Nicht nur, weil er es sagt, sondern vor allem deswegen, weil er lebt! Das Leben hat wieder ein Ziel.

Das Modell für diese neue Lebenserfüllung ist gleich mitgegeben: „Wie mich . . .“ Wie Jesus! Keiner von uns muss weiterhin so kleinkariert leben, dass er nur für sich und seine Familie und sein Vergnügen da ist. Wir dürfen auf großem Fuß leben, auf dem Fuß Jesu. Wir dürfen einen weltweiten Horizont haben. Wir dürfen lernen, in den Dimensionen des

Reiches Gottes zu denken und nicht nur in denen meiner Firma oder meines Fernsehapparates.

Lasst uns endlich wieder Maß nehmen am Modell Jesu! Das ist ganz hoher, aber nicht zu hoher Lebensstandard. Seit Ostern können wir ihn uns leisten!

Da ist jener 69-jährige Rentner. Altes Eisen? Nein, er lebt nach dem Modell Jesu. Viertausend christliche Kalender in türkischer Sprache besorgt er sich, und er geht so lange zu türkischen Familien, bis er alle untergebracht hat. Erfolg? Weiß ich nicht, interessiert auch nicht. Denn nicht das macht unseren hohen Lebensstandard aus, dass wir Erfolg haben, sondern dass wir in den Spuren Jesu laufen.

3. Aus der Kraftlosigkeit zu neuer Lebenskraft.

Ist die Sendung der Jünger nicht ein Wahnsinn? Wie sollen diese Leute das jemals schaffen, die doch selber so kraftlos sind, dass sie sich hinter verschlossenen Türen verkriechen mussten?

Doch wo Jesus Aufgaben gibt, gibt er immer zugleich Gaben zu ihrer Bewältigung. Es ist wie bei der Mutter, die ihr Kind einkaufen schickt: Sie gibt das Geld mit, nicht für alle zukünftigen, aber für den jetzt anliegenden Einkauf. So rüstet Jesus Stück für Stück aus.

Jesus rüstet aus mit dem Heiligen Geist, mit der Kraft Gottes. Woher können die Jünger wissen, dass sie den Heiligen Geist nun auch wirklich haben, wie Jesus es gesagt hatte? Fühlen sie ihn? Verstehen sie ihn? Gaben Gottes hat man immer nur im Glauben an seine Zusage! Wer glaubt, der hat!

Und nun übergibt Jesus zugleich das Größte, was er selber auf Erden besaß: die Vollmacht, Sünden zu vergeben. Daran hatten sich schon die Pharisäer bei Jesus gerieben, dass er diese Vollmacht für sich in Anspruch nahm, als er dem Gichtbrüchigen, der vom Dach heruntergelassen wurde, als erstes sagte: „Dir sind deine Sünden vergeben!“ Daran reiben sich bis heute die Menschen: Wie kann ein Mensch dem anderen die Sündenvergebung zusprechen? Ist das nicht Amtsanmaßung? Sind das nicht im besten Fall nur freundlich gemeinte Worte, aber doch ohne jede Wirkung?

Jesus aber hat wirklich die Kraft und Vollmacht, Sünden hier auf Erden gültig zu vergeben, weitergegeben an seine Jünger. Nicht wahllos! Denn Jesus betont ausdrücklich die Vollmacht, Sünden nicht zu vergeben. Es soll eben ganz im Geist und Sinn Jesu geschehen. Vergebung, wo ein Mensch umkehren möchte. Behaltung der Sünden, wo nicht der Wunsch und Wille zur Umkehr ist.

Ostern gibt die Vollmacht, nun nicht mehr vergebungslos in dieser Welt nebeneinander her zu leben. Wir haben Kraft und Vollmacht zugesagt bekommen, einander Boten der göttlichen Vergebung am Kreuz zu sein. Nicht nur Boten, die etwas Zukünftiges ankündigen, sondern die etwas Gegenwärtiges überreichen! Und wir dürfen als Boten selber von dem leben, was wir an andere weitergeben.

Amen

Jürgen Blunck

XVI.

Ⓜ stern heißt: (3)

Ausweg aus der Glaubenskrise.

Johannes 20,24 – 29

Thomas aber, der Zwilling genannt wird, einer der Zwölf, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Da sagten die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sprach zu ihnen: Wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und meinen Finger in die Nägelmale lege und meine Hand in seine Seite lege, kann ich's nicht glauben. Und nach acht Tagen waren seine Jünger abermals drinnen versammelt, und Thomas war bei ihnen. Kommt Jesus, als die Türen verschlossen waren, und tritt mitten unter sie und spricht: Friede sei mit euch! Danach spricht er zu Thomas: Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Spricht Jesus zu ihm: Weil du mich gesehen hast, Thomas, darum glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Wie oft habe ich bei Hausbesuchen gehört: „An mir finden Sie einen ungläubigen Thomas!“ Ich pflege dann zu antworten: „Das wäre schön!“ Das ruft dann etwas Verwunderung hervor, so dass ich erklären muss und kann, wie das mit dem Thomas wirklich war. Es ist nämlich anders mit Thomas, als der Volksmund so oberflächlich meint. Thomas war nämlich nicht ungläubig, sondern sein Glaube war in eine schwere Krise geraten!

Ungläubig ist einer, der nichts mit Jesus zu tun haben will, der sein Leben ohne Jesus führen will, dem der Glaube an Gott genügt. Wozu brauche ich Jesus, wenn ich an Gott glaube?

So einer war Thomas nicht. Im Gegenteil! Er war ein leidenschaftlicher Christ. Er hatte sich von Jesus rufen lassen in eine völlige Nachfolge. Er hatte Zeit und Kraft und Geld eingesetzt für Jesus. Als die anderen Jünger Jesus vor dem Gang nach Jerusalem warnten, weil ihn dort der Tod ereilen könnte, hatte gerade Thomas gesagt: „Lasst uns mit Jesus ziehen, damit wir mit Jesus sterben“ (Joh. 11,16). Er ist auch ein gründlicher Predigthörer. Wo die anderen schweigen, auch wenn sie nichts verstanden haben, da fragt Thomas nach. Er will es genau wissen. Er hängt wirklich mit ganzem Herzen an Jesus. Er ist ein Christus-Liebhaber.

Aber jetzt ist auch dieser Mann in eine schwere Glaubenskrise geraten. Der Tod Jesu hat ihn umgehauen. Das kann geschehen im Leben eines Christen, dass plötzlich alles leer und hohl erscheint. Da ist nichts mehr von Freude, von Gewissheit. Die Situation gleicht einer ernsten Krankheit, deren Ausgang noch ungewiss ist.

Jesus lässt seine Gläubigen aber auch in Krisenzeiten nicht allein. Seine Auferstehung ist der Ausweg aus der Krise des Glaubens, nicht: zeigt den Ausweg.

1. *In Glaubenskrisen gerät man nicht ohne eigene Schuld.*

Trotz seines leidenschaftlichen und ehrlichen Christseins hatte Thomas bei den Predigten Jesu doch nur halb zugehört. Er war in Gedanken offenbar mehr bei seinem eigenen Glauben als bei Christus. So hatte er also nur halb aufgepasst, als Jesus von seinem Leiden sprach. Jesus hatte in seinen Leidensankündigungen immer zugleich auf sein Auferstehen hingewiesen. Das hatte Thomas – wie die anderen Jünger auch – gar nicht innerlich aufgenommen. Ja, selbst als die Berichte der Frauen vom leeren Grab diese Worte Jesu bestätigten, hat er das nicht ernst genommen. Mancher, der sich für einen „Glaubensrealisten“ hält, weil er nicht einfach alles im Glauben schluckt, ist in Wahrheit ein „Glaubensphantast,“ weil er seinem eigenen Kopf mehr vertraut als dem Wort Jesu.

Doch dies war nur der erste Fehler, den Thomas beging. Der zweite war noch gravierender. Thomas hatte sich abgesondert von den anderen Jüngern. Er wollte allein mit seinem Schmerz fertig werden. So war er nicht dabei, als Jesus den anderen Jüngern erschien. Nichts ist gefährlicher für einen in Krisen geratenen Glauben als das Alleinsein! Gerade dann braucht man die Gemeinschaft der anderen Glaubensgenossen, selbst wenn sie einem im Moment nicht direkt helfen können.

Was Sie auch immer an Zweifeln und Nöten bewegen mag und wie wenig Ihnen andere Christen vielleicht konkret helfen können – verlassen Sie auf keinen Fall die „Gemeinschaft der Heiligen!“

Thomas erkennt offenbar seine eigene Schuldbeteiligung an seiner Glaubenskrise. Jedenfalls finden wir ihn eine Woche später wieder im Kreis der anderen Jünger. Seine Krise ist noch nicht überwunden, aber er hat von seiner Seite aus getan, was zur Überwindung führen kann.

2. *Jesus lässt seine Leute in der Glaubenskrise nicht allein.*

Mehr kann Thomas nicht tun, als die Gemeinschaft der Glaubenden aufzusuchen. Mehr kann auch diese Gemeinschaft an ihm nicht tun, als in aller Gewissheit und Freude ihren neu gefundenen Glauben zu bezeugen. Sie alle mit einander waren darauf angewiesen, dass Jesus selbst sich dem Thomas überzeugend offenbarte.

Und Jesus tut das. Jesus lässt seine Leute, die ihm vertrauen und tun, was ihnen möglich ist, nicht vergeblich warten. Das gilt bis heute. „Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, will ich mich von euch finden lassen,“ hatte Gott schon durch seinen Propheten Jeremia im Alten Bund verkünden lassen. „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen,“ hatte Jesus gesagt. Und nun sind die Jünger da und erwarten, dass Jesus zu seinem Wort steht.

Wie führt Jesus einen Menschen zum fröhlichen Glauben? Das bleibt sein Geheimnis. Hier zeigt sich Jesus dem Thomas, doch er weist ihn vor allem auf seine Wunden hin. Die Wunden Jesu sind wichtig. Sie haben eine besondere Sprache. Bibelkenner wussten schon damals nach Jesaja 53: „Durch seine Wunden sind wir geheilt.“ Du darfst geheilt sein in doppeltem Sinn. Dir ist deine Schuld vergeben, du bist heil vor Gott. Und du darfst nun

auch heil sein vor dir selbst, deine Glaubenskrise ist geheilt. Die für dich durchbohrten Hände zeigen dir: Du bist geliebt – trotz deiner Krise! Und auch während der Krise bist du immer geliebt gewesen!

Jesus betont ausdrücklich (Vers 29), worauf es für uns heute ankommt: nicht auf das leibliche Sehen. Das war die für Thomas mögliche Methode Jesu. Aber uns würde es nichts nützen. Wie könnten wir bei einer Erscheinung feststellen, ob das wirklich der damalige Jesus war! Gar nicht! Thomas konnte vergleichen, wir nicht. Wir wären also genau so weit wie ohne Erscheinung. Aber wichtiger ist für uns etwas anderes: die Sprache der Wunden Jesu! Sie sagen uns wie dem Thomas: Für dich!

Luther ist während seiner Klosterzeit oft in inneren Nöten und Zweifeln gewesen. Er hat später dankbar berichtet, welchen Rat ihm sein Prior Staupitz oft gegeben habe in seinen Glaubenskrisen: „Wenn du über deine Errettung nachdenken willst, dann fang bei den Wunden Christi an, dann hört auf einmal alles Grübeln auf!“

3. Die Überwindung der Glaubenskrise.

Jesus hat alles getan für Thomas. Er hat ihn ganz persönlich angesprochen. Er hat ihm seine Wunden gezeigt. Doch damit ist die Glaubenskrise noch nicht überwunden. Die Frage ist: Wie reagiert der Mensch auf all die vielen Gnadenerweise Jesu?

Mancher bleibt ja stur, obwohl Gott ihm unendlich nahe gerückt ist. Er ging durch ein frommes Elternhaus oder fromme Jugendarbeit. Er war dabei, als andere zum Glauben kamen. Aber sich selbst hielt er immer bedeckt. So ist Thomas nicht. Er reagiert in herrlicher Weise:

❶ Thomas verzichtet auf alle Vorbedingungen, die er ursprünglich laut gestellt hatte: Finger in Nägelmale, Hand in Jesu Seite legen! Sonst – so hatte er gesagt – kann ich's nicht glauben.

„Ich kann nicht!“ Wie oft höre ich diesen Satz! Was weißt du kleiner Mensch eigentlich, was du kannst und nicht kannst? Wenn Jesus ruft, dann kann dieser Mensch allemal! Das merkt auch Thomas jetzt. Er kann glauben, ohne dass seine Vorbedingungen erfüllt werden. Vielleicht ist ihm sogar aufgegangen, welche Frechheit das ist, wenn ein Mensch Gott Bedingungen stellt; welche Hochmut, wenn ein Mensch nicht dem Wort Jesu und seiner Boten glaubt, sondern erst sachlich prüfen will.

❷ „Mein Herr und mein Gott!“ Damit gibt Thomas sein Leben bewusst in Jesu Hand. Es ist wie eine Wiederholung und Bestätigung seiner Bekehrung. Diese Worte sagen: Du, Jesus, hast absolut über mich zu bestimmen. Dir gehört mein Leben. Gebrauche es, wie du es für richtig hältst.

Thomas vollzieht diese Lebensübergabe unter Zeugen. Es ist immer gut, wenn man für einen solchen Schritt Zeugen hat. Sie können einem später in kritischen Situationen bestätigen, was war.

Die Bibel schildert nicht mehr, was aus Thomas geworden ist. Er soll später auf Missionsreisen bis nach Indien gekommen sein. Doch das ist für uns nicht mehr wichtig. Für uns ist vielmehr entscheidend: Es gibt einen Ausweg aus Glaubenskrisen. Jesus ruft auch uns: Sieh meine Hände, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! Amen

Jürgen Blunck

XVII.

🕉 Jubel!

2. Korinther 4,16 – 18

Darum werden wir nicht müde; sondern wenn auch unser äußerer Mensch verfällt, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert. Denn unsre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Maßen gewichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.

Zwei Bemerkungen vorweg:

Vorbemerkung Nr. 1: Der Name des heutigen Sonntags und die der beiden kommenden – Jubilate, Kantate, Rogate – haben mit antiker Zahnpasta nichts zu tun. Die Ähnlichkeit ist rein zufällig und nicht beabsichtigt. Jeder Versuch, Colgate als Sonntag im Kirchenjahr einzuführen, ist mithin energisch zurückzuweisen.

Vorbemerkung Nr. 2: Nomen est omen, Name verpflichtet. Ich erwarte, dass die Sonntage bringen, wozu sie auffordern: Jubilate – Jubelt! Kantate – Singt! Rogate – Betet! Und Himmelfahrt: Auf denn!

1. O Jammer!

Das Leben ist eins der schwersten. Die Alten sprachen nicht ohne Grund vom „irdischen Jammertal.“

Die Gesellschaft, in der wir leben, ist krank. Die Zeit, die uns bestimmt, ist krank. Wer ist eigentlich nicht krank?! Depression ist leider kein Fachausdruck aus dem Elfenbeinturm medizinischer Wissenschaft, sondern bittere Wirklichkeit für große Teile unseres Volkes. Die Menschen sind dünnhäutiger geworden, die Lasten werden nur noch ungern getragen. Viele aber sind gar nicht mehr in der Lage, überhaupt noch Lasten zu tragen.

Ein kirchlicher Oberer, Chef über Hunderte von Pastoren, sagte mir einmal: „Auch die Besten aus unserem Nachwuchs sind kaum noch belastbar.“ Da kriegt man das Heulen! Und: „Denk' ich an Deutschland in der Nacht, so bin ich um den Schlaf gebracht.“

O Jammer! Der Apostel Paulus hätte eigentlich nur noch in die Kissen schluchzen können. Bei seinen Erfahrungen mit der Menschheit und den Frommen waren ihm die Psychopharmaka wahrscheinlich geradezu aufgedrängt worden. Aber er braucht das nicht. Er weicht der Wirklichkeit nicht aus. Warum auch? Mit religiösem Grinsen kriegt man die Fakten nicht weg. Und Tatsache ist: Der äußere Mensch ist verderbliche Ware. Kein Wunder, dass er „verfällt, verdirbt.“ Wir können das auch philosophischer sagen: In uns allen steckt die Krankheit zum Tode. Bei dem einen sieht man es schon etwas mehr, bei

dem anderen etwas weniger. Aber am Ende ist das ganze schöne Leben verdorben. Der Tod als großer Spielverderber!

Der Todeshauch, der über allem liegt, macht depressiv. Dagegen hilft nicht der tiefe Blick ins Glas oder das chemische Glück der Tablette. Gegen das Abbruchunternehmen Tod hilft ohnehin kein menschliches Mittel. Auch die Christen können nicht mit irgendeinem Trick aufwarten.

Trotzdem ist der Apostel Paulus ausgesprochen munter. Als Rezept zur Lebensbewältigung macht er eine interessante Gleichung auf: dem Verderben des äußeren Menschen entsprechend wird der innere täglich erneuert. Das Problem an dieser Gleichung ist nur, dass viele gar nicht wissen, dass sie einen inneren Menschen haben. Wer nur triebgesteuert wie eine Ratte lebt, weiß natürlich nicht, dass es einen inneren Menschen gibt, der nicht verdirbt, sondern immer lebendiger wird.

Aber wenn in uns ein neuer Mensch lebt, dann ändert sich alles! Das Glas ist nicht mehr halbleer, sondern halbvoll. Wir stehen nicht mehr mit dem Rücken zur Wand und sind nicht im Ghetto, sondern die größte Zeit des Christentums in Europa kommt noch. Wir haben keinen Grund zur Resignation, sondern zum Mut. Wir brauchen nicht negativ zu leben, wir können positiv denken. Jetzt heißt es: „O Jubel!“ und nicht: „Ach, du Elend!“

2. O Jubel!

Der Apostel Paulus nennt uns vier Gründe, warum er in dem Elend unserer Zeit nicht mutlos wird.

❶ Die Erneuerung geschieht in uns, aber nicht durch uns. Denn der Erneuerer ist Jesus Christus selbst, der Gekreuzigte und Auferstandene und wiederkommende Herr. Wenn Jesus in das Herz eines Menschen einzieht, dann wird da ein neuer Mensch geboren, der Jesus-Mensch. Der ist so, wie Gott uns gemeint hat, als er uns auf die Erde kommen ließ. Dieser neue Mensch wächst in uns immer mehr und entfaltet unsere Individualität. Wir dürfen so werden, wie Gott uns gedacht hat. Der natürliche Mensch stirbt. Der neue Mensch in uns lebt – ewig. Seine Kraftquelle heißt: Jesus Christus.

❷ Leiden gehört zur Christusnachfolge. Der Apostel Paulus ist deshalb nicht überrascht, was er an Verfolgung und an Leiden erlebt. Auch im Gefängnis noch kann er laut singen und Gott loben. Aus dem Kerker schreibt er an die Gemeinde zu Philippi: „Freuet euch in dem Herrn allewege“ (Phil. 4,4). Es gibt keine Nachfolge Jesu ohne Leiden. Wer Anteil an der Herrlichkeit Jesu haben will, hat auch Anteil an seinem Leiden. Natürlich können wir den Leidensweg Jesu nicht nachvollziehen. Aber mit dem Anteil an seinem Leiden gibt er uns Anteil an sich selbst.

❸ Es gibt kein Sterben ohne Auferstehung für Christen. Jesus spricht in den Evangelien nie von seinem Sterben, ohne gleichzeitig von seiner Auferstehung zu reden. Leiden hier, schafft Herrlichkeit dort. – Aber aufgepasst: Es ist das Leiden um Christi willen! „Denn wer um Christi willen leidet, soll auch an seiner Herrlichkeit teilhaben. Gott selber hat sich dafür verbürgt“ (Barclay, z. St.). Leidensgemeinschaft mit Jesus ist Auferstehungsgemeinschaft mit Jesus. Er lässt uns ja nicht hängen. Was auf uns wartet, seine Herrlichkeit, lässt er uns hier in allem Leid schon spüren.

❹ Die Bedrängnis ist leicht. Man muss dabei mithören, wer das eigentlich sagt! Paulus war nicht nur im Gefängnis um seines Glaubens willen, er wurde ausgepeitscht,

gesteinigt, war in Todesgefahr auf seinen Reisen, erlitt Schiffbruch, betete und fastete, war in Sorgen und Wachen um seine Gemeinden. Und das alles nennt er „leicht.“ Paulus hat sich über Schläge nicht gefreut. Aber er hat sich auf den Himmel gefreut. Er wusste, dass die Herrlichkeit, die auf uns wartet, so groß ist, dass alles, was wir an Bösem auf dieser Erde erleben und erfahren, in keinerlei Verhältnis dazu steht. Im Blick auf die Herrlichkeit in der Gemeinschaft mit Jesus wird das Leiden der Nachfolge Jesu „leicht.“ Für diese Größenverhältnisse braucht man den richtigen Blick, den Blick des Glaubens.

3. *Echt gut!*

Blickwechsel ist angesagt! Nicht mehr die sichtbare, die materielle Welt soll unseren Blick gefangennehmen, sondern die unsichtbare Welt Gottes, in der nur noch die Liebe regiert, in der es kein Leiden, kein Geschrei, keinen Schmerz und keinen Tod mehr geben wird. Das ist die Anarchie, auf die wir uns freuen: die Herrschaft der Liebe (1. Kor. 15,24).

Diese unsichtbare Welt, die ewige Welt Gottes, können wir nicht sehen. Unsere Augen sind dafür zu blind. Dafür sind wir nicht gebaut. Aber wir können sie in Blick nehmen und dadurch unserem Leben die Zielrichtung geben, die es braucht. Der Blick auf das irdische macht depressiv. Der Blick auf das Ewige heilt. Blickwechsel!

Jedes Jahr fahre ich auf eine Insel und habe dort ein paar stille Tage, Zeit für Gott, für den Blick in die Bibel, für den Blick auf ihn, Jesus Christus. Was sonst so auf der Welt passiert, ist weit weg. Aber der Himmel kommt einem dabei näher. Und dann wieder zu Haus: Zeitung, Tagesschau – wie ist das alles kleinkariert und langweilig! Wer redet in ein paar Jahren noch von den aufgeregten Streitigkeiten des Abgeordneten Uvw mit dem Politiker XYZ? Was heißt das schon vor der Ewigkeit?! Das bedeutet nicht, dass man nur noch fromm die Hände in den Schoß legt. Die Erde ist nicht nur die Startrampe für die Ewigkeit.

Das heißt aber, wieder in richtigen Relationen zu denken, zu beten und zu leben. Wenn Jesus wiederkommt, ist der neue Mensch offenbar. Das Alte ist vergangen. Ein für alle mal. Nur noch die Herrlichkeit Jesu bestimmt dann unser Leben, unser ewiges Leben. Wir leben jetzt im Licht des Kommenden.

In dieses Licht wollen wir noch viele hineinbitten. Das Mitleiden mit Jesus ist ja auch das Mitleiden um die unerlösten Menschen dieser Welt. Wer hat es ihnen denn gesagt, dass das Beste noch kommt und dass das Beste da anfängt, wo Jesus Christus der Herr des Lebens wird?!

„Ach ja, wir haben's gut“ (EKG 272,6)! Leiden wir mit, beten wir mit, arbeiten wir mit, damit die anderen es auch gut haben – bei und durch Jesus Christus!

Amen

Bernd Bierbaum

XVIII.

So singt doch!

Apostelgeschichte 16,24 – 26

Er warf sie in das innerste Gefängnis und legte ihre Füße in den Block. Um Mitternacht aber beteten Paulus und Silas und lobten Gott. Und die Gefangenen hörten sie. Plötzlich aber geschah ein großes Erdbeben, so dass die Grundmauern des Gefängnisses wankten. Und sogleich öffneten sich alle Türen, und von allen fielen die Fesseln ab.

Sind Christen Masochisten? „Ein Lied – drei, vier!“, wenn man im Dreck steckt und im Loch sitzt? Letzteres ist wörtlich zu nehmen. Paulus und Silas sind im Gefängnis. Und singen. Freiwillig!

1. Gott loben sprengt Ketten.

Paulus und Silas sind im Hochsicherheitstrakt eines antiken Gefängnisses gelandet, im Innersten. Dort werden sie angekettet. Sie sind dort nicht wegen krimineller Verfehlungen, das ist bekannt, sondern weil sie Gottes Macht bezeugt und damit gewissen Herren ihr Geschäft ruiniert haben. Gefängnis ist nicht Gefängnis. Ein antikes Gefängnis eignet sich gut für einen Horrorfilm. „In den Block getan“ zu sein bedeutete, sich nicht mehr bewegen zu können. Man war wie festgenagelt. Und dann sitzt man in einer finsternen, stinkenden Zelle und kann sich nicht wehren, wenn die Ratten über das faulige Stroh pfeifend dahinziehen und die Füße anknabbern. Von den Wänden läuft das Wasser. Ringsherum ist nichts zu hören als das Jammern, Stöhnen und Fluchen der Mitgefangenen. Das ist verständlich; denn irgendwie muss sich die Seele ja Luft verschaffen. Aber ob es hilft?

Wer an seinen Ketten rüttelt, wird nichts anderes erreichen, als dass er daran wund wird. Sie werden ihm noch mehr ins Fleisch schneiden und noch mehr weh tun. Wir wissen das längst: Das alte Lied des Jammers, die alte Leier des Stöhnens, das Klagen, des Anklagens, des Fluchens macht alles nur schlimmer. Wir brauchen ein neues Lied, eine Lebensmelodie, die auch Ketten noch standhält. Ja, besser noch: die Ketten zerbricht. Dies ist die Melodie, die Unglaubliches bewirkt: Gott loben!

Sportlich wie wir sind, kennen wir Lob fast nur noch vom Tennisspielen. Aber da wird einer überspielt. Das Lob Gottes meint etwas ganz anderes: nicht dass er uns ausspielt, sondern dass er uns etwas zuspiziert. Das ist der Beginn. Wir erfahren etwas Gutes durch ihn. Loben fängt deshalb mit Danken an. Wir erfahren, wie unendlich gut Gott zu uns ist. Das erleben wir durch seine Fürsorge für uns. Aber es bleibt nicht beim Danken für etwas. Loben meint ihn selbst, den dreieinigen Gott, in seinem Wesen. Wir loben ihn, weil er so gut ist. Wir loben ihn, weil er so groß ist. Wir loben ihn, weil er so treu ist. Wir loben ihn,

weil er so lieb ist. Wer Gott lobt, hat den Zugang zum Herzen Gottes. Da bleibt eben nichts mehr beim Alten.

Hier in der Nähe von Bremen liegt Krelingen, ein großes Glaubenswerk mit einem Rehabilitationshof für Drogenabhängige. Das ist faszinierend zu sehen, wie aus kaputten, toten, menschlichen Wracks wieder kräftige, neue, gesunde Menschen werden. Da wird nicht nur groß, was Jesus tut, da wird Jesus selbst groß. Was für ein Herr, der es so gut mit uns meint! Gott loben bricht Ketten.

Wir kennen Ketten mehr als genug: Gewohnheiten, Süchte, Sorge, Angst, Erwartungen, Enttäuschungen, Leid, Krankheit . . .

Nicht jede Kette ändert sich äußerlich beim Lobgesang Gottes. Bei Paulus und Silas bewirkte der Lobgesang Gottes ein Erdbeben, das ihnen die Ketten zerbrach und die Türen aufschloss. Der Weg zur Freiheit war offen. Interessant ist, dass sie diesen Weg nicht gegangen sind, sondern in der alten Situation blieben. Freiwillig!

Entscheidend ist also nicht die Veränderung der äußeren Situation, sondern die Veränderung unserer Person. Und das stimmt in jedem Fall: Wer Gott lobt, wird ein Erdbeben in seinem Leben erfahren. Er wird ein völlig neues Verhältnis zu sich selbst bekommen und damit natürlich auch ein völlig neues Verhältnis zu der Situation, in der er sich befindet. Aber wenn Jesus mit drinsteckt, bleibt eben nichts mehr beim alten.

Die Mitgefangenen von Paulus und Silas werden es gemerkt haben. Sie haben sich mit Sicherheit gewundert, warum die beiden nicht flüchteten, sondern standhielten. Da fängt das Staunen an: Warum seid ihr so fröhlich? Wie haltet ihr das aus? Warum seid ihr so belastbar? Das neue Lied, das Jesuslied, ändert die Verhältnisse.

2. Was muss ich tun, um gerettet zu werden?

Das ist die Frage des Gefängnisdirektors, der es gar nicht fassen kann, dass seine Gefangenen noch da sind. Wären sie geflüchtet, hätte er an ihrer Statt ins Gefängnis gehen müssen. Und er kannte sein eigenes Gefängnis . . . Seine Karriere wäre zu Ende gewesen. Ein Leben lang hätte er umsonst gearbeitet gehabt. Wozu hätte er sich dann abgerackert, krummgelegt und kaputtgemacht? Die Zielfrage ist immer auch die Sinnfrage. Wozu arbeiten wir? Wofür leben wir? Aber die Sinnfrage ist immer auch gleichzeitig die religiöse Frage. Deshalb fragt der Kerkermeister völlig richtig: „Was muss ich tun, um gerettet zu werden?“

So sehr sich ein evangelikales Herz über diese heute so seltene Frage freut, bleibt sie trotzdem typisch falsch. Da es nichts auf der Welt gibt, was umsonst ist, nicht mal der Tod ist es, kann man sich den Himmel doch nur verdienen – denkt man. Was muss ich tun? Das steckt uns in den Knochen. Das reicht auch bis in unsere frömmsten Kreise hinein, und auch die „Säulen des Gemeindelebens“ geben erschreckend oft die Antwort: „Ich bemühe mich, ein guter Christ zu sein.“ So sagen sie, wenn es darum geht, aus welchem Grund man wohl in den Himmel kommt. Das klingt so bescheiden und ist doch nur verkehrt. Denn solange wir uns bemühen, kommen wir nicht in den Himmel. Das Evangelium ist ein Geschenk. Die Antwort des Paulus ist deshalb ganz klar: „Glaube an den Herrn Jesus.“ Das ist natürlich vielen zu einfach. Die denken: Da muss es doch noch irgendeinen Pferdefuß geben! Aber in der Tat ist es doch so einfach.

Nicht, was wir machen, rettet uns. Keine Meditation, Esoterik, okkulte Betätigung bringt uns zu Gott, zu welchem auch immer. Das alles lässt uns nur bei uns selbst. Und damit sind wir verloren.

Der Kerkermeister hat begriffen, dass der Glaube an Jesus kein Lippenbekenntnis ist, sondern Konsequenzen hat. Er trommelt all die Seinen aus dem Schlaf. Das widerspricht unserem individualistischen Menschenverständnis gewaltig. Aber so war es nun einmal, und so ist es in weiten Teilen der Welt immer noch. Der Patriarch bestimmt, und dann haben sie alle zu kommen: Frau und Kinder und Angestellte. Der Häuptling kommt zum Glauben an Jesus, und der ganze Stamm bekehrt sich mit. Auch bei uns hat man oft eine ganze Clique, wenn man den Anführer hat.

Das ganze Haus wird getauft und damit unter die Herrschaft Jesu gestellt. Er beschlagnahmt quasi dieses Haus. Alle, die darin wohnen. Die Gnade ist umsonst, aber sie setzt Konsequenzen in Gang, von denen man sich manchmal nichts träumen lässt. Da haben Leute den Hass auf ihre Nachbarn so richtig liebgewonnen, aber nach dem Einbruch Jesu in ihr Leben bleibt von dem Hass nichts mehr übrig. Der Lobpreis Gottes hat eben immer auch enorme soziale Auswirkungen.

3. Aus Feinden werden Brüder.

Aus Feinden werden nicht Freunde. Das ist zu wenig. Aus Feinden werden Brüder. Der Kerkermeister macht sein Unrecht wieder gut. Er lädt die Gefangenen mit seinem ganzen Haus an den Tisch. Er wischt ihnen die Striemen ab. Er ist mit ihnen versöhnt.

So unterschiedlich die Leute auch waren, die um den einen Tisch saßen, sie hatten doch den einen Herrn zum Zentrum, Jesus Christus. Der machte sie zu Gliedern an seinem Leib, der machte sie zu Geschwistern im Glauben. Vermutlich hatten sie sehr unterschiedliche Ansichten zur Politik. Was hatten schon die Römer in Griechenland zu suchen? Vielleicht hatten sie auch verschiedene Meinungen zur Atomkraft, zu SDI, Zivildienst und Bundeswehr. Vielleicht waren sie so unterschiedlich wie Alternative und Konservative. Und wahrscheinlich hätten sie sich überdies alles furchtbar in die Haare gekriegt, wenn Jesus nicht die Mitte gewesen wäre.

Aber wir sind nicht von links oder von rechts, wir sind von oben. Wir sind nicht rot, nicht grün, nicht schwarz, nicht gelb, wir sind erlöst. Das ist das erste. Und dann kann man getrost zu seinen politischen und anderen Meinungen stehen. Die Gemeinde Jesu muss es aushalten und die Spannung ertragen, dass nicht alle Glieder am Leib Christi uniform sind und dieselbe Meinung haben. Wir brauchen nicht immer einer Meinung zu sein, aber wir sollen eines Sinnes sein, und diesen Sinn gibt Jesus. Wo er die Mitte ist, können so widerspenstige Menschen, so verschieden denkende Menschen, so unangenehme und unsympathische Menschen, wie wir es oft füreinander sind, miteinander in Frieden leben und einander liebgewinnen. Die Lebensmelodie, die Jesus heißt, ist der cantus firmus. Dazu dürfen wir unsere Ober- oder Unterstimme singen. Und wenn sich dabei falsche Töne einschleichen, wollen wir es dem Heiligen Geist zutrauen, dass er uns korrigiert.

Alles Wichtige fängt im Himmel an. Wer Gott lobt, koppelt sich im Himmel an und setzt damit gewaltige Konsequenzen in Gang. Der Lobpreis Gottes bricht Ketten und macht aus Feinden Brüder – damals wie heute.

Amen

Bernd Bierbaum

XIX.

Bitte!

Kolosser 4,2 – 4

Seid beharrlich im Gebet und wacht in ihm mit Danksagung! Betet zugleich auch für uns, dass Gott uns eine Tür für das Wort auftue und wir das Geheimnis Christi sagen können, um dessentwillen ich auch in Fesseln bin, damit ich es offenbar mache, wie ich es sagen muss.

Wor kurzem wurde geschätzt, dass ein normaler Christ ungefähr dreieinhalb Minuten jeden Tag im Gebet verbringt. Vollzeitliche christliche Mitarbeiter sollen pro Tag auf durchschnittlich sieben Minuten kommen. Ob da nicht jemand etwas missverstanden hat?!

„Haltet an am Gebet . . .“ steht in älteren Bibelausgaben. Das bedeutet doch nicht: Hört auf zu beten! Das heißt: „Haltet aus! Macht weiter!“ „Seid beharrlich im Gebet!“ fordert uns die Textstelle heute (in der revidierten Fassung) auf. Was wird uns damit gesagt?

1. Wer klug ist, betet.

Jetzt ist beten dran! Das ist zunächst eine Behauptung ohne Zwang zum Vollzug. Beten kann man ja nicht erzwingen. Natürlich, Not lehrt beten. Aber so arm dran ist die Christenheit in der Bundesrepublik wohl nicht, dass sie zu einem wirklichen Gebetsleben zurückkehrt. Die Gebetsunlust ist mit Händen zu greifen. Der Stellenwert des Gebetes bedeutet den meisten nicht mehr als das Orgelvorspiel im Gottesdienst – zur Not könnten wir auch darauf verzichten. Da werden phantastische Gruppenstunden abgezogen, Bibelarbeiten und Referate gehalten – und dann schließt man mit: „Wir wollen noch beten.“ „Noch!“ Wir reden mit dem Herrn der Welt, dessen Wille alles zusammenhält und erhält, und erdreisten uns, das Gespräch mit ihm, wenn es überhaupt eins ist, an unsere eigenen Aktivitäten „noch“ dranzuklatschen. Blumhardt hat gesagt: „Wenn ihr wüsstet, mit wem ihr redet, ihr würdet schneeweiß werden.“

Wer klug ist, betet. Die Heiden haben das in unserer Zeit offensichtlich besser verstanden als viele Christen. Vor kurzem hatte ich einen zu beerdigen. Der hatte einen Geistheiler für sich beten lassen. Zehntausend Mark hatte ihn das gekostet. Geholfen hatte es nicht. Nicht für den Leib, nicht für die Seele. Er hatte genau gewusst, dass Gebet sein muss. Aber er hatte nicht den Herrn des Himmels und der Erde, des Lebens und des Todes gefragt und mit ihm das Gespräch gesucht. Wie soll da auch Hilfe kommen?!

Jeder weiß, dass unser Leben begrenzt ist, und jeder möchte diese Grenzen überwinden. In uns brennt die unendliche Sehnsucht nach dem Ewigen, die nur beweist,

dass wir nicht für die Erde gebaut sind. Meditation, Esoterik und Okkultismus sind deshalb ein einziger Schrei nach Leben. Aber wer hört auf diesen Schrei? Auch der Teufel hat Ohren und erhört Gebete, selbst wenn sie äußerlich nicht als Gebet zu erkennen sind.

Wer klug ist, betet – zu dem richtigen Herrn. Und das ist und bleibt Jesus Christus. Gott will ja, dass wir mit ihm Kontakt haben. Gott will ja, dass wir eine Verbindung zum Jenseits haben. Die hat er uns geschaffen durch seinen Sohn Jesus Christus. Die Verbindungen zum Jenseits, die wir uns beschaffen, machen uns nur kaputt und bringen uns letztlich in die Hölle. Jesus ist der Kontaktmann Gottes. Der hat uns die Ewigkeit aufgeschlossen. Zu dem dürfen wir mit unseren Gebeten kommen. Der schließt uns das Herz des Vaters auf.

Dem Teufel passt es überhaupt nicht, wenn Christen beten. Deshalb versucht er, sie noch träger zu machen, als sie ohnehin schon sind. „Viel Macht und fiese Tricks ihm zu eigen sind.“ Beten ist Kampf und keine gefühlvolle Idylle. Wer beten nur als fromme Einschlafdroge gebraucht, hat alles missverstanden.

„Seid beharrlich im Gebet und wacht.“ Der Apostel Paulus nennt uns einen Muntermacher: „Wacht in ihm mit Danksagung.“ Danken macht müde Christen munter! Danken hält wach und macht wach. Es ist ein rechtes Weckmittel für eingeschlafene Christen. Gerade wenn es uns nicht passt, für Dinge zu danken, die wir nicht wollen, merken wir, wie aufregend danken ist. Danken ist der Anlasser für den Motor des Gebets. Sage mir, wie oft du dankst, und ich sage dir, wie rund dein Christenleben läuft.

Corrie ten Boom erzählte, wie sie mit ihrer Schwester Betsi im KZ Ravensbrück in eine andere Baracke verlegt wurde, in der es vor Flöhen nur so wimmelte. Corrie und Betsi hatten sich 1. Thessalonicher 5,16 – 18 zu Herzen genommen und begannen für alle Einzelheiten ihrer neuen Baracke zu danken. Aber mit den Flöhen hatten sie so ihre Schwierigkeiten. Wer dankt schon gern für Flöhe? Am Ende glaubten sie mehr den Verheißungen der Bibel als ihren Erfahrungen, lebten weniger erfahrungsorientiert als verheißungsorientiert und dankten tatsächlich Gott für die Flöhe. Was so widersinnig schien, machte am Ende einen großartigen Sinn. Nach geraumer Zeit entdeckten die Gefangenen, dass die Aufsicht nachgelassen hatte und die Zusammenstöße mit den Aufsehern erstaunlich zurückgegangen waren. Corrie und Betsi hatten eine unerwartete Freiheit bekommen, das Evangelium zu verkündigen und den Mitgefangenen aus der Bibel vorzulesen. Eines Tages kam dann heraus, woran es lag, dass sie auf diese Weise so vielen helfen konnten: Die Aufseherinnen und die Wachmannschaften hatten keine gesteigerte Meinung, in die Baracke hineinzukommen. Schließlich wimmelte es da vor Flöhen. Flöhe – ja, danke!

2. Wer mitarbeitet, braucht Beter.

Der Apostel Paulus sitzt im Gefängnis und tut das, was heute jeder Schüler vor einer Arbeit oder Student vor dem Examen zu seinen Mitschülern sagt: „Betet für mich!“ Aber ein wesentlicher Unterschied besteht. Er sagt nicht: „Betet für mich, dass ich die Prüfung bestehe,“ sondern: „. . . dass ich in der Prüfung Christus bezeugen kann.“ Konkret für seine Situation heißt das: Betet für eine offene Tür, nicht meines Gefängnisses, sondern des Wortes, um das Evangelium verkündigen zu können. Ich wünsche jedem, dass er seine Prüfung besteht. Aber vielleicht hat die Christenheit in Europa die grundlegende Prüfung nicht bestanden, nämlich in jedem Fall erst zu fragen: „Herr, was willst du? Was dient dir? Wie machen wir dir Ehre?“ Wir verlieren uns im kleinen und vergessen das

Große. Allzu oft degradieren unsere Gebete und unsere Bitten Gott zum Erfüllungsgehilfen unserer Wünsche, Pläne, ja auch Lüste. Bis vor den heiligen Thron Gottes bleiben wir unverbesserliche Egoisten, die auch im Gebet Gott noch vor den eigenen Karren spannen wollen.

Nein, beten ist viel mehr. Natürlich ist Gott der Vater, der uns von Herzen lieb hat und sich um den Kleinkram unseres Lebens genauso kümmert wie um die großen Dinge. Aber beten ist viel mehr als bitten.

Beten ist Anbetung, Dank, Fürbitte, persönliche Bitte. Beten heißt, mit dem lebendigen Gott eins werden. Beten ist Willensaustausch. So werden die Fürbitter geboren, auf die jeder Mitarbeiter im Reich Gottes angewiesen ist. Allein geht man ein. Aber wenn Beter hinter einem stehen, ist man nie allein, auch wenn tausend fallen zur Rechten und zehntausend zur Linken. In der Gemeinde Jesu darf es keinen Mitarbeiter geben, er sei Kindergottesdiensthelfer oder berühmter Evangelist, hinter dem nicht Beter stehen, die seine Arbeit zu der ihren machen und die dem Herrn in den Ohren liegen, diese Arbeit zu segnen und zu bevollmächtigen.

3. *Wer betet, arbeitet mit.*

Das lässt sich auch anders, besser sagen: Wer betet, regiert mit. Er hat teil an Gottes Weltregierung. Denn wer betet, fällt Gott in den Arm, oder er erzwingt ein Eingreifen durch Gottes Hand. Wer da mitmacht, merkt schnell: Das ist Arbeit. Eben! Beten ist Arbeit. „Kindererziehung ist Kniearbeit,“ sagte eine Mutter zu mir. Enkelkinder zurechtzubeten wohl ebenso. Es gibt sie, die gläubigen Großmütter, die ihre Enkelkinder zurechtbeten. Immer wieder habe ich festgestellt, wenn Menschen zum Glauben kamen, dass im Hintergrund eine gläubige Oma stand, die seit Jahren oder Jahrzehnten dafür gebetet hatte, dass dieser Mensch zum Glauben finden möge. Aber das ist Arbeit! Arbeit, die einen hohen Wert in sich hat. Bei Gott gibt es keine nutzlosen oder überflüssigen Leute.

Irgendwann besuchte ich eine Frau im Rollstuhl. Seit Jahrzehnten war sie gelähmt. Zu Mitarbeit jedweder Art in der Gemeinde war sie nicht fähig. Ich dachte, ich müsste sie trösten. Aber als ich ging, wusste ich, dass ich eins meiner aktivsten Gemeindeglieder besucht hatte. Nein, die Frau litt nicht an Minderwertigkeitskomplexen, und sie fühlte sich nicht wertlos und unnützlich. Warum auch? Sie betete!

Danach ging ich gelassener in Gottesdienst und Evangelisationen. Ich wusste: Da betet eine für dich, und die plappert nicht daher, sondern die kämpft und ringt und arbeitet im Gebet, dass das Wort, das ich verkündige, nicht vergeblich ist.

„Zwei werden zehntausend flüchtig machen“ (5. Mose 32,30). Das können nur Beter. Aber die können es!

Amen

Bernd Bierbaum

XX.

Auf denn!

Apostelgeschichte 1,8.9

Ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, der auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde. Und als er das gesagt hatte, wurde er zusehends aufgehoben, und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg.

Bei der Weltraumfahrt gab es schon einige Fehlstarts, bei der Himmelfahrt jedoch verlief der Flug Jesu reibungslos.“ Aus Schülermund wird Wahrheit kund. Ein anderer schreibt: „Die Himmelfahrt war kein technisches Wunderwerk und längst nicht so kostspielig; Jesus ist mit eigener Kraft geflogen.“ Na bitte! Doch: „Jesus ist wohl kaum mit einer Rakete hochgestiegen, denn vor 2000 Jahren gab es noch keinen Treibstoff. Außerdem würde Jesus in größeren Höhen wohl unter Luftmangel gelitten haben.“ Wer wollte das bestreiten! Aber fragen wir doch die Bibel, was bei der Himmelfahrt Jesu wirklich gelaufen ist. Durch sie bekommen wir die Information aus erster Hand. Unser Text berichtet uns den Abschied Jesu von seinen Jüngern.

1. Mit Himmelfahrt leben.

Wie schnell ist Jesus geflogen? Meine Konfirmanden lassen sich gerne durch folgendes Rechenexempel ergötzen: Nehmen wir als Reisegeschwindigkeit die Lichtgeschwindigkeit an, legen wir das Jahr 0 zugrunde als das Geburtsjahr Jesu und 33 als sein Sterbejahr, dann hätten wir jetzt 1988 minus 33, das macht nach Adam Riese 1955. Jesus wäre man gerade 1955 Lichtjahre von der Erde entfernt, also, aufs Ganze gesehen, etwas weiter als hinter dem Mond. Aus genau diesem Grund begegnen viele der Himmelfahrt unter einem technischen Blickwinkel: Man möchte den lieben Gott am liebsten hinter dem Mond haben, dann braucht man auch diesen zurückgebliebenen Trottel nicht an sich heranzulassen. Dabei merkt man gar nicht, dass man selbst hinter dem Mond ist.

Himmelfahrt meint etwas ganz anderes. Himmelfahrt ist nicht technisch zu verstehen. Himmelfahrt ist eine göttliche Sache, und für göttliche Dinge sind die Menschen eben blind. Das hat schon Sinn und Verstand, dass Gott mit einer Wolke das Himmelfahrtsgeschehen verhüllt. Die Jünger hätten, selbst wenn sie Durchblick gehabt hätten, ohnehin nichts kapiert. Im übrigen ist die Wolke in der Bibel, der gewiefte Bibelleser weiß das, immer das Symbol für die Gegenwart Gottes, die nur verhüllt zu ertragen ist.

Wo ist Jesus jetzt? Er ist zur Rechten des Vaters. Dort thront er mit dem Vater im Himmel zusammen. Er ist uns unheimlich nah, so wie die Luft um uns herum, die wir zum Atmen brauchen. Er ist uns unendlich fern, so fern, dass kein Lebendiger zu ihm kommen kann, ohne in der Heiligkeit seiner Ausstrahlung zu verglühen.

Jesus ist im Himmel. Deshalb können die Menschen endlich wieder den Kopf heben. Auf denn! Wir dürfen uns nach oben orientieren und brauchen uns nicht mehr nach unten zu verlieren.

Aber wir Menschen haben den Himmel verdrängt. Wir wollten mit ihm nichts mehr zu tun haben. Und seitdem sich die Menschen nur noch mit dem Diesseits beschäftigen, haben sie unendlich viel verloren. „Wer nach dem Himmel strebt, dem wird die Erde in den Schoß fallen“ (C. S. Lewis). Wer nach der Erde strebt, dem geht sowohl Himmel als auch Erde verloren. Diese Gesetzmäßigkeit ist uns durchaus von anderen Gebieten unseres Lebens bekannt. C. S. Lewis gebraucht dafür das Bild der Gesundheit. Wer nur für seine Gesundheit lebt, wird zum Hypochonder. Gesundheit bekommt man als Zugabe. Sie fällt einfach mit ab, wenn man das Streben auf ganz andere Dinge richtet, nämlich auf Sport, Arbeit, Vergnügen, bekömmliche Nahrung, frische Luft. Wer sich nur um die Erde bemüht, sein irdisches Leben, der wird die Erde, das Leben, sich selbst verlieren.

Der Verlust des Himmels schafft die Seelenkrüppel unserer Zeit. Die Versuche, die Erde zum Himmel zu erklären, haben stets nur die Hölle produziert. Wo kein Gott mehr ist, alles nur noch leer ist, das ist die Hölle. Da kann man Himmelfahrt tatsächlich nur noch zum Vatertag machen. Denn wenn es keinen Vater im Himmel mehr gibt, zu dem der Sohn Jesus Christus gehen kann, um die Macht anzutreten, dann können Väter sich offensichtlich nur noch besaufen. Doch, sie haben den Kanal schon lange voll, die sich an diesem Tag so volllaufen lassen, und ihr Besäufnis ist nichts anderes als eine große Verzweiflungstat.

Anders herum soll es sein. Aber dazu muss man das Evangelium kennen: Jesus Christus sitzt auf dem Thron Gottes und hat alle Macht über diese Erde, er, unser Freund und Bruder, er, der Herr dieser Welt. „Beziehungen sind das halbe Leben.“ Diese Beziehung ist das ganze Leben!

2. *In der Spannung leben.*

Ein Eckdatum ist gesetzt: Jesus ist beim Vater. Das andere Eckdatum kommt noch: dann, wenn er wiederkommt. Und wiederum wird es eine Wolke sein, das Zeichen der Gegenwart Gottes. Zwischen diesen beiden Eckdaten leben die Christen. Wir sind erlöst, aber noch nicht vollendet. Wir leben im Glauben und nicht im Schauen.

Diese Spannung macht manchem Not. Aber der Himmel ist keine Droge, die alle Spannungen unseres Lebens auflöst, und bloß, weil man an Jesus glaubt, hebt man noch lange nicht ab. Wir stehen mit beiden Beinen fest auf der Erde. Aber bitte fest! Wir leiden wie jeder andere auf dieser Welt auch an Vergänglichkeit, Schuld, Krankheit und Tod.

Wir dürfen zwar erleben, wie er Wunder tut. Aber die grundlegende Spannung bleibt bis zum eigenen Tod oder bis zu Jesu Wiederkunft. Natürlich hätte Jesus das auch anders machen können. Einer kommt zum Glauben, und schon ist er weg und im Himmel. Aber wer soll dann das Evangelium von Jesus Christus weitersagen? Und wer kann dann noch glaubwürdig mit seinem eigenen Leben bezeugen, dass die Liebe Jesu ihn tatsächlich verändert? Das Evangelium braucht glaubwürdige Zeugen, und wir sollen nicht nur die

Liebe Gottes erfahren, sondern sollen in diese Liebe selbst hineinwachsen, so dass wir dementsprechend wieder lieben. Dafür haben wir die Spanne Zeit bekommen, die wir Leben nennen.

Die Himmelfahrt Jesu löst die Spannung nicht auf, in der wir leben. Aber der zum Himmel aufgefahrne Jesus ist die Kraftquelle, die uns befähigt, Spannungen auszuhalten. Deshalb müssen wir umlernen. Wir sind es ja gewohnt, viel mehr nach unten zu schauen als nach oben. Deshalb müssen wir das neue Leben einüben. Kopf hoch! Das ist Himmelfahrt: der Blickwechsel des Glaubens, weg von uns, hin zum Herrn der Welt! Da brechen geheime Kraftquellen auf, die noch durchhalten lassen, wo andere längst zerbrochen sind.

3. Als Zeuge leben.

Wer Jesus kennt, darf das bezeugen. Wir haben keine Geheimreligion. Die Welt wird nicht verstehen, wo unsere Kraftquellen liegen. Aber wir dürfen es bezeugen. Und der, der es selbst erfahren will, der kann es auch erleben. Denn diese Kraftquelle steht ihm auch genauso offen. Es wird ihm genauso gehen wie all den Christen um ihn herum und durch alle Zeiten hindurch: Er wird durch Jesus Christus ein neues Leben bekommen. Zeugendienst ist deshalb eine Sache, die von Himmelfahrt nicht zu trennen ist.

Nicht umsonst ist Himmelfahrt auch immer der Tag der Weltmission. Blumhardt hat gesagt: „Ein deplatziert gesagtes Wort ist besser als ein gut platziert verschwiegenes.“ Die Christen üben viel zu vornehme Zurückhaltung aus. Jetzt ausgerechnet passt doch das Wort vom Evangelium nicht . . .

Doch! Es passt! Zur Zeit und zur Unzeit! Natürlich stört das manchmal. Und man muss ja die missionarische Situation nicht mit allem Krampf herbeiziehen. Oft genügt es schon, einfach nicht schweigend dabeizusitzen, wenn andere ihre religiösen oder pseudoreligiösen Meinungen von sich geben. Jesus ist übrigens auch bei Feiern nie höflich gewesen. Er hat immer die Wahrheit gesagt, selbst wenn es seine Gastgeber wahnsinnig aufregte. Natürlich sind Christen freundliche Menschen. Und wer in Liebe das Evangelium weitersagt, wird den anderen nicht ärgern wollen. Aber das Ärgernis des Kreuzes lässt sich im Evangelium nun einmal nicht verschweigen. Deshalb wirkt es so oft peinlich, wenn man auf einer Feier von Jesus spricht. Über jeden Sektierer kann man ja reden, und über die letzten Variationen der Esoterik kann man sich lange ausbreiten. Aber das Zeugnis von Jesus wirkt merkwürdigerweise immer deplatziert. Was soll's? Auf denn!

Jesus schickt bei seinem Abschied seine Jünger los. Nach Jerusalem: in den engsten Familien- und Bekanntenkreis. Nach Judäa und Samaria: in das Umfeld des täglichen Lebens, zu den Kollegen, Freunden, in den Verein. Bis ans Ende der Welt: nach Indien und an den Amazonas, aber auch bis zum Gartenzaun. Denn für manchen ist das Ende der Welt bereits am Gartenzaun. Der Nachbar hat noch nie etwas vom Evangelium gehört. Aber warum soll er nicht erfahren, dass es einen Herrn gibt, der Macht hat über diese Welt und Zeit, Macht, die man erleben kann?

Amen

Bernd Bierbaum

XXI.

Leben im Geist.

Galater 5,16 – 26

Ich sage aber: Lebt im Geist, so werdet ihr die Begierden des Fleisches nicht vollbringen. Denn das Fleisch begehrt auf gegen den Geist und der Geist gegen das Fleisch. Regiert euch aber der Geist, so seid ihr nicht unter dem Gesetz. Offenkundig sind aber die Werke des Fleisches, als da sind: Unzucht, Unreinheit, Ausschweifung, Götzendienst, Zauberei, Feindschaft, Hader, Eifersucht, Neid, Saufen, Fressen. Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Keuschheit; gegen all dies ist das Gesetz nicht. Die aber Christus Jesus angehören, die haben ihr Fleisch gekreuzigt samt den Leidenschaften und Begierden. Wenn wir im Geist leben, so lasst uns auch im Geist wandeln. Lasst uns nicht nach eitler Ehre trachten, einander nicht herausfordern und beneiden.

Wenn wir im Glauben biblische Erkenntnisse gewonnen, Entschlüsse gefasst haben, wollen wir das im Alltag umsetzen. Aber wie soll das geschehen? Das ist die gefährliche Zone, in der wir uns mit der galatischen Krankheit infizieren können. Die geistliche Krankheit der Galater bestand in einem gefährlich wirksamen Wahn. Werden wir uns anstecken?

1. Wieder dem gefährlichen Wahn verfallen?

Die Galater wollten Jesus folgen. Die Vergebung der Schuld war ihnen ganz wichtig. Sie waren von der Erkenntnis bestimmt, dass die Gnade Gottes praktische Auswirkungen im Leben haben muss. Der Lebensstil muss von Jesus geprägt sein. Das ist doch völlig richtig, oder? Sie dachten sehr praktisch und begannen, das Leben nach bewährten Regeln des jüdischen Volkes zu gestalten. Sie nahmen das jüdische Beschneidungsgesetz, die Reinheitsgesetze und andere Anweisungen ernst.

Paulus allerdings reagiert darauf ganz schroff: „Ihr habt Christus verloren, die ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt, und seid aus der Gnade gefallen“ (Gal. 5,4). Warum ist Paulus so schroff? Wir müssen uns hier noch einmal vergegenwärtigen, was Paulus meint, wenn er vom Fleisch redet, dessen Begehren auch im Leben der Christen wieder zum Zuge kommen will. Der Mensch, den Paulus mit seinem Denken, Wollen und Handeln, mit Leib und Seele als Fleisch bezeichnet, träumt von der Machbarkeit des Guten.

Nehmen wir mal als Beispiel unsere Bemühungen um die Tugenden, die Paulus als Frucht des Geistes beschreibt. Da bemühen wir uns ernsthaft um Geduld. Gelingt es ein bisschen, werden wir stolz. Fangen wir an, gegen den Stolz zu kämpfen, merken wir, dass

die Motive mit uns verrückt spielen. Wir fühlen uns überfordert und stürzen in Verzagtheit. In großer Nüchternheit erklärt Paulus, dass Christen von dieser Versuchung, den Kampf gegen das Böse auf eigene Faust zu wagen, nicht verschont sind. Das ist die neue, gefährliche Wirksamkeit des Fleisches. Die Ergebnisse liegen auf der Hand. Die Aufzählung der Werke des Fleisches hört sich etwas roh und grob an. Bei näherem Hinsehen erkennt man schnell, dass uns das alles viel näher liegt, als wir zuerst meinen.

Bei allem aufrechten Bemühen um ein Leben nach den Geboten Gottes bricht die Gier doch Kanäle. Immer wieder brennen uns die Sicherungen durch. Wir geraten in die Gefahr, mit doppeltem Boden zu leben. Paulus ist da auf eine unhöfliche Weise direkt: Unzucht, Unreinheit, Ausschweifung, Saufen und Fressen, das liegt alles ganz nahe.

Die Werke des Fleisches bringen aber auch religiöse Spitzenleistungen hervor. Wir verlieben uns in unsere eigenen Weltsichten und Lebensentwürfe. Eigentum gehört zu den heiligsten Gütern der Nation. Erkenntnis höherer Welten gilt auch bei Christen als schick. Die Anbetung der „Mutter Erde“ wird zum probaten Mittel in der Bewältigung der ökologischen Krise. Die Erlösung kommt von der Frau.

Und dann lasst uns nicht vergessen, wie viel Rivalität, Brotneid, intolerantes Vernarrtsein in die eigenen Methoden, wie viel Selbstdarstellung unser Zusammenleben unter Christen erschwert. Paulus hält das für reale Bedrohungen einer christlichen Gemeinschaft, sonst würde er nicht mahnen: „Lasst uns nicht nach eitler Ehre trachten, einander nicht herausfordern und beneiden.“ Vorher ist er noch drastischer gewesen (Vers 15): „Wenn ihr euch aber untereinander beißt und fresset, so seht zu, dass ihr nicht einer vom andern aufgefressen werdet.“

Wo wir dem Wahn von der Machbarkeit des Guten verfallen, feiert das Fleisch seine neue Machtergreifung. Wir aber kommen damit unweigerlich unter das Todesurteil Gottes, unter das Gesetz. Achtung vor der galatischen Krankheit, diesem gefährlich wirksamen Wahn! Darum müssen wir jetzt noch einmal prüfen:

2. Sind die Regierungsverhältnisse eindeutig geklärt?

Paulus schreibt: „Die aber dem Messias Jesus angehören, die haben ihr Fleisch gekreuzigt samt den Leidenschaften und Begierden.“ Gekreuzigt, das heißt hingerichtet. Der Mensch mit dem Wahn, er könnte Gottes Willen selber tun, wird zum Tode verurteilt.

Der Regierungswechsel zur Herrschaft Gottes ist nicht wie der Regierungswechsel in einer Demokratie. Da kommen die bisherigen Inhaber der Regierungsmacht auf die Oppositionsbänke, auf den Platz kritischer Mitarbeit. Bei der Gottesherrschaft ist es eher wie beim Sturz eines Tyrannen. Der muss total entmachtet werden. Er soll kein Mitspracherecht mehr haben.

Nun haben es untergehende Tyrannen so an sich, dass sie Endsiegparolen herausschreien und damit möglichst viele in ihren Untergang hineinreißen wollen. Nicht wenige lassen sich davon berauschen. Die Verzauberung besteht darin, dass die selbstmörderischen Werke des Fleisches plötzlich als die Eigenschaften dynamischer Persönlichkeiten, als Rezepte für erfolgreiches Leben gelten. Die Frucht des Geistes wird verächtlich belächelt als „Friede, Freude, Eierkuchen.“ Für diese Früchte gibt es keinen Markt. Sie gehören in den Bereich der Weltfremdheit.

Wir müssen uns über die Regierungsverhältnisse in unserem Leben klar werden, bevor wir an die praktische Lebensgestaltung gehen. Die Kernfrage heißt nicht: Was wollen wir tun? Die Kernfrage lautet: Wem gehöre ich? Wer hat das Sagen in meinem Leben, und aus welcher Kraft will ich leben? Nichts läuft richtig, wenn zunächst nicht klar ist: „Ich bin mit Christus gekreuzigt. Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir“ (Gal. 2,19f).

3. Die neue Wirklichkeit ausleben!

Wir haben von den Gefahren geredet und von der nötigen Grundentscheidung. Wie soll es denn nun weitergehen? Wie sollen und können wir denn von hier aus in die praktische Lebensgestaltung gehen?

Paulus sagt: „Wenn wir im Geist leben, so lasst uns auch im Geist wandeln.“ Wandeln hört sich etwas geschwollen an. Das griechische Wort *stoichein* bedeutet wörtlich: auf der Seite des Geistes stehen, zu ihm halten, ihm folgen. Wir können das Gute nur tun, wenn Gottes Schöpfergeist es in uns wirkt. Gottes Herrschaft ist keine Redensart. Sie steht nicht nur auf dem Papier. Der König Jesus ist auch nicht nur eine Repräsentationsfigur wie die Queen, obwohl wir mit ihm oft so umgehen.

Der neue Weg kann nur gelingen, wenn wir nicht auf unser Tun, sondern auf Jesus schauen. Der Herr ist der Geist. In Jesus bleiben, so dass er durch uns wirken kann – das ist das A und das O. Man hat im Blick auf diese Sicht von einer „Gebetsethik“ gesprochen. Die neuen Verhaltensweisen dürfen erbeten werden. Jesus lässt die Frucht wachsen.

Liebe, Freude, Friede, Geduld (Großmut), Freundlichkeit, Güte, Treue (im alten Luthertext heißt es Glaube), Sanftmut, Keuschheit (Selbstbeherrschung) – das sind nicht meine, das sind die Eigenschaften Jesu. Der Heilige Geist bewirkt, dass auch die Eigenschaften Jesu die meinigen werden. Ich darf das erbitten und dankbar in Anspruch nehmen. Ich darf hineinkriechen in die Eigenschaften Jesu. Ich bin sein Eigentum, und er will in mir leben. Dann gehören seine Eigenschaften auch mir. Ich bitte ihn, dass er sie in mir zur Entfaltung bringt. Graf Zinzendorf hat einmal gesagt: „Unsere größten, unsere heiligsten Handlungen sind lauter geborgte Sachen.“

Im Blick auf mich selber und meine Fähigkeiten zum Guten kann ich nur bekennen: „Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren.“ Gottes Geist aber ist die kraftvolle, heilende Nähe Gottes selbst. Wenn wir auf ihn blicken, wachsen in unserem Leben die Früchte. Wenn wir das Gute in unserem eigenen Leben basteln wollen, zerrinnt es uns zwischen den Händen. Wir bauen in bester Absicht nur Bruch.

Der ganze Reichtum des neuen Lebens ist in Jesus da. Nur eins ist wichtig: dass Jesus Einfluss hat in unserem Leben.

Amen

Ulrich Parzany

XXII.

Fremde Freude.

Apostelgeschichte 16,30 – 34

Der Aufseher führte Paulus und Silas heraus und sprach: Liebe Herren, was muss ich tun, dass ich gerettet werde? Sie sprachen: Glaube an den Herrn Jesus, so wirst du und dein Haus selig! Und sie sagten ihm das Wort des Herrn und allen, die in seinem Hause waren. Und er nahm sie zu sich in derselben Stunde der Nacht und wusch ihnen die Striemen. Und er ließ sich und alle die Seinen sogleich taufen und führte sie in sein Haus und deckte ihnen den Tisch und freute sich mit seinem ganzen Hause, dass er zum Glauben an Gott gekommen war.

Stellen Sie sich vor, ein 40-jähriger macht in der Fußgängerzone einer Großstadt plötzlich Luftsprünge. Die Leute gehen auf ihn zu und fragen ihn: „Was ist los?“ „Ich bin zum Glauben an Gott gekommen,“ ist die Antwort. Können Sie sich das vorstellen?

Stellen Sie sich vor, Sie werden zu einer Gartenparty eingeladen, und Sie fragen nach dem Anlass für diese Party. Der Gastgeber erklärt Ihnen mit strahlendem Gesicht: „Ich bin zum Glauben an Jesus Christus gekommen.“ Können Sie sich das vorstellen?

Selbst in einem Gottesdienst fänden wir es ungewöhnlich, vielleicht sogar ungebührlich, wenn jemand aufspränge und durch die Kirche hüpfte, fortwährend schreiend: „Ich freue mich, dass ich zum Glauben an Jesus gekommen bin!“ Wenn das mal nicht Ruhestörung ist! Natürlich hat keiner etwas gegen Freude. Aber wenn jemand seine Freude zu deutlich zeigt, kommt bei den Zuschauern der Verdacht auf, er habe einen Dachschaten.

Der Knastwärter von Philippi erlebt in einer entsetzlichen Nacht voller Not die befreiende Freude. Nach seiner Taufe führt er Paulus und Silas in sein Haus „und deckte ihnen den Tisch und freute sich mit seinem ganzen Hause, dass er zum Glauben an Gott gekommen war.“ Ist das nicht eine fremde Freude?

Wenn jemand bei einer Lotterie einen Golf GTI gewonnen hat, dann ist die Freude verständlich, ebenso wenn einer sein Abitur mit 0,8 gemacht oder einen herrlichen Urlaub erlebt hat. Aber was ist mit der fremden Freude, die uns hier in unserem Bibeltext begegnet? Woher kommt sie? Warum ist uns diese Freude fremd?

1. Der Aufseher hat das dringendste Problem erkannt.

Freude entsteht immer unter bestimmten Bedingungen, so auch in Philippi. In Philippi allerdings waren die Bedingungen schlecht. Der Gefängnisaufseher war drauf und dran, Selbstmord zu begehen. Ein Erdbeben hatte die Gefängnistüren aus den Angeln springen

lassen. Es gab Grund zur Annahme, dass alle Gefangenen fliehen würden. Alle Berufsaussichten des Gefängnisaufsehers waren damit zerstört.

Nun ist das noch einmal gutgegangen. Paulus kann ihm sagen: „Tu dir nichts an, denn wir sind alle hier!“ Die Freude darüber, dass der Mann seinen Job nicht verliert, wäre verständlich.

Aber die Hilfe in dieser Sache bringt ihn erst auf den Gedanken, dass er viel größere Probleme hat. Er fällt dem Paulus und Silas zitternd zu Füßen und fragt: „Liebe Herrn, was muss ich tun, dass ich gerettet werde?“ Wenn man von Rettung spricht, ist vorausgesetzt, dass Lebensgefahr besteht. Rettung ist mehr als Hilfe. Hilfe hat der Mann schon darin erfahren, dass ihm die Gefangenen nicht weggelaufen sind. In dieser Hilfe begegnet ihm der heilige Gott. Da erschrickt er. Es geht ihm wie Simon Petrus damals am See, als Jesus ihm das überwältigende Fischfangwunder geschenkt hat. In dieser Hilfe entdeckt der Petrus, dass er überhaupt nicht zur Heiligkeit Gottes passt: „Geh von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch!“ So geht es dem Gefängnisaufseher von Philippi.

Er begreift, was so viele bis zu diesem Tag nicht begriffen haben: Gottes Güte ruft zur Umkehr. Sie ist nicht eine Bestätigung unserer bisherigen Lebensweise. Wir meinen meist: Mir geht es gut, also bin ich gut. Die Wahrheit ist: Gott ist mir fern, ich bin sein Feind. Ich habe seine Liebe verschmäht, nicht nach seinem Willen gefragt. Es geht wirklich nicht darum, ob wir für wahr halten, ob es Gott gibt. Es geht darum, wie wir ein Vertrauensverhältnis zu Gott gewinnen können, obwohl so viel Beleidigendes zwischen ihm und uns steht.

Freude kommt nicht auf, wenn wir die schwersten Probleme ausklammern. Sie ist das schönste, unbeabsichtigte Nebenergebnis, wenn ein Mensch anfängt, ernsthaft nach Gott zu fragen und sich der Heiligkeit Gottes zu stellen, wenn er um Rettung bittet.

2. Er hat eine klare Lösung gefunden.

Stellen wir klare Fragen, gibt es klare Antworten. Paulus und Silas sagen: „Glaube an den Herrn Jesus!“ Vertraue Jesus als dem Herrn, der die letzte Instanz ist. Kann man so knapp auf eine so schwierige Frage antworten? Gibt es nicht mehr Fragen als Antworten?

Nein, der Mann am Kreuz ist ein klares Ja, seine Hinrichtung ist zugleich Gottes klares Nein zur Sünde. Folglich gehört zum Glauben das Eingestehen der Sünde und die Bitte um Vergebung. Klar ist das Machtwort der Vergebung, weil Jesus gestorben und auferstanden ist. Dieser Freispruch Gottes rettet. Die Bibel ist ganz eindeutig: Damit ist das Hauptproblem gelöst.

Über der ganzen Misere seines Erlebens war dem Aufseher die Frage vorrangig geworden: Wie komme ich mit Gott klar? Diese Frage löst er zunächst, d. h., er bekommt sie gelöst.

Interessant ist, dass die Bibel vom Glauben an Jesus als dem Herrn und vom Glauben an Gott auswechselbar spricht. Entgegen allen nebulösen Ansichten in dieser Sache stellt die Bibel klar: Durch Vertrauen zu Jesus entsteht die Gottesbeziehung.

Weil der Mann eine klare Antwort gefunden hat, entsteht die große Freude, und die wirkt sich sofort aus. Er lädt Paulus und Silas nach Hause ein, deckt ihnen den Tisch, und die ganze Familie kommt zusammen. Es werden sofort weitere beteiligt. Religion mag Privatsache sein, die Erfahrung der Rettung durch Jesus muss Kreise ziehen.

Ich schlage vor, dass für jeden Menschen, der zum Glauben an Jesus kommt, wirklich ein Fest veranstaltet wird, an dem auch andere, die Jesus noch nicht kennen, teilhaben. Das ist die selbstverständlichste Verbreitung der guten Nachricht von Jesus.

3. *Aber müsste der sich nicht noch lange schämen?*

Zugestanden, die ganze Geschichte entwickelt sich ein bisschen schnell. Es ist peinlich, dass der Mann nicht das Fingerspitzengefühl hat, dass eigentlich eine gewisse Schamfrist einzuhalten ist. Man bedenke, wie ungerecht und unbarmherzig Paulus und Silas behandelt worden sind. Der Gefängnisaufseher ist doch Teil eines ungerechten Systems. Er hat davon profitiert. Er hat Menschen fertiggemacht. Und jetzt soll davon mit einem Mal überhaupt nicht mehr die Rede sein? Geht das wirklich so: sich herumdrehen und über Jesus freuen? Müsste er nicht erst einmal eine gebührende Zeit in Reue schmoren?

Diese Art zu denken ist der Bibel völlig fremd. Alle Anstrengungen sind von Jesus übernommen worden. Er hat nichts Wichtigeres zu tun, als sofort zu vergeben, gründlich zu begnadigen und anzunehmen. Die nächste Lebensäußerung sind dann die Freude und das Fest. Daraus erwachsen Folgen der Veränderung.

Mein Friseur verwickelte mich neulich in ein Gespräch über die Christen. Er hielt sie für nicht lebensstüchtig. Von der Freude hätten sie keine Ahnung. Wer weiß, was der Mann für Typen kennengelernt hatte. Immerhin gibt es eine Menge Leute, die den Christen alles mögliche zutrauen, nur keine Freude. Und es gibt viele Christen, die Gewissheit und Freude schon fast für verdächtig halten. Sie haben ein hohes Maß an Problembewusstsein und mehr Fragen als Antworten. Ich will nicht bestreiten, dass Christsein in Zerreißproben führt. Aber trotz allem ist die Freude, dass Jesus in Kreuz und Auferstehung alles für uns getan hat und uns zu Kindern Gottes gemacht hat, die Grundstimmung des Christseins. Wir freuen uns nicht über unsere Tüchtigkeit, auch nicht über unser frommes Leben. Selbstgerechte können sich eigentlich nicht richtig freuen. Sie sehen immer etwas bemüht und angestrengt aus.

Als der Gefängnisaufseher sich abends ins Bett legte, ahnte er noch nicht, was ihm die Nacht bringen würde. Er hatte sein Bier ausgetrunken und den Fernseher abgedreht, und er hatte nichts von Jesus gewusst. Dann kam das Erdbeben und das Durcheinander. Als der Morgen über Philippi anbricht, ist schon alles anders. Die Stadtverwaltung von Philippi beginnt zu arbeiten, und in ihren Reihen gibt es einen neuen Mitarbeiter, eine neue Familie und erste Maßnahmen zur Änderung im ungerechten Verhalten der Gefängnisverwaltung.

So fremd, wie das rettende Eingreifen Gottes durch Jesus in dieser Welt ist, so fremd kommt uns die Freude, die elementare Freude vor, die im Leben bei den Geretteten entsteht. Ich wünsche uns als Christen eine Erneuerung dieser Freude und vielen, die Jesus noch nicht kennen, dass sie auf den Geschmack kommen.

Amen

Ulrich Parzany

XXIII.

Glaubwürdigkeit ist gefragt.

1. Thessalonicher 2,7b.8

Wie eine Mutter ihre Kinder pflegt, so hatten wir Herzenslust an euch und waren bereit, euch nicht allein am Evangelium Gottes teil zu geben, sondern auch an unserem Leben; denn wir hatten euch lieb gewonnen.

Drei Gedanken vorweg:

❶ Vorbilder können anspornen. Sie können aber auch entmutigen, wenn der Abstand zwischen dem Vorbild und dem Betrachter uneinholbar groß ist. Dann kann man nur stöhnen: „Das schaffe ich nie!“

❷ Es gibt die Gefahr, dass wir im Betrachten idealer Vorbilder schweigen als Ersatz für das Selber-Leben. Träume und Vorsätze nehmen wir dann bereits für die vollbrachten Taten.

❸ Ich bin gewiss: Wenn wir alle erzählen, wie wir zum Glauben an Jesus gekommen sind, dann wird von vielen überzeugenden Menschen die Rede sein, die uns Vorbilder waren. Durch sie ist uns die Botschaft von Gottes Liebe verdeutlicht worden. Sie haben unsere Neugier nach der Wirklichkeit Gottes geweckt, die wir in ihrem Leben spürten. Das ist genau die Rolle, die Paulus, Silas und Timotheus für die Leute in Saloniki gespielt haben. Heute gilt, was damals galt: Glaubwürdigkeit ist gefragt.

1. Die Lage fordert uns heraus.

„Weltoffen und religiös gesättigt“ – so kennzeichnet ein Ausleger des 1. Thessalonicherbriefes die Atmosphäre in dieser lärmenden Hafenstadt.

Sie glich einer Hexenküche von Religion und Philosophie, Geheimkulten, Astrologie und populär verpackter Philosophie. Die Sehnsucht der Menschen nach Ganzheit und Geborgenheit wurde damals wie heute von Geschäftemachern schamlos ausgenutzt.

Ich las neulich, dass in einem Kursangebot aus dem New-Age-Spektrum für den ersten Wochenendkurs zum ganzheitlichen Bewusstsein 360,- DM gefordert wurden. Das Wochenende, das die vierte Stufe vermittelte, kostete dann 9000,- DM.

Jede Menge Gurus, Meister; Lehrer, Trainer, Philosophen trieben sich im damaligen Griechenland herum. Es ist faszinierend zu sehen, wie sehr die Lage damals im römischen Reich der Lage in Westeuropa heute ähnelt. Mitten in diesem religiösen Hexenkessel stehen die Boten des Jesus Christus – allen anderen Anbietern zunächst zum Verwechseln ähnlich.

Damals wie heute waren die Boten konfrontiert mit einem scheinbar widersprüchlichen Gemisch aus Leichtgläubigkeit und Misstrauen. Leichtgläubigkeit allen exotischen Heilsangeboten gegenüber; Misstrauen, weil man zu oft erfahren hatte, dass die, die ihre Dienste anboten, nur verdienen wollten.

Nun beruht die Gewissheit des Glaubens an Jesus nicht auf der Glaubwürdigkeit der Boten, sondern auf der Glaubwürdigkeit des Jesus Christus und seines Wortes. Aber die Unglaubwürdigkeit der Boten ist ein Hindernis. Sie verdunkelt das Evangelium. Glaubwürdiges Leben dagegen ist einladend.

Die Vermittlung der Wahrheit geht über die Person. Das ist die Herausforderung, vor der wir stehen.

2. Mutterliebe als Mitarbeitermotivation.

„So hatten wir Herzenslust, Sehnsucht nach euch und waren bereit . . .“ heißt es im Text. Und dann als Begründung für das völlige Teilen wird gesagt: „. . . weil ihr uns Geliebte wurdet.“ So lautet der griechische Text wörtlich.

War das der Zufall von Sympathie, wie sie sich ausnahmsweise auch einmal zu Fremden entwickelt? Was aber ist, wenn wir die anderen, denen wir eigentlich die Liebe Gottes weitergeben sollen, gar nicht sympathisch finden, wenn sie uns abstoßen und Angst machen? Man kann solche herzliche Liebe doch nicht befehlen, oder?

Was bleiben für Motive, wenn die herzliche Liebe nicht da ist? Man kann natürlich aus Pflichterfüllung etwas tun. Das ist nicht schlecht. Es kann aber auch aus Geldgier oder wegen der Ehre oder aus Freude daran geschehen, Einfluss und damit Macht zu haben. Wer ist schon frei von solchen Motiven?

Nun kann man versuchen, schlechte Motive zu unterdrücken. Das mag gehen. Aber wie soll ich das Motiv herzlicher Liebe in mir zustande bringen? Ohne diese Liebe kann ich die Wirklichkeit des gekreuzigten Königs Jesus aber nicht vermitteln.

Auf einer Jugendveranstaltung musste ich einmal den ugandischen Bischof Festo Kivengere übersetzen. Plötzlich sagte er: „Jesus is a real lover.“ Sollte ich übersetzen: Jesus ist ein wirklicher Liebhaber? Das klingt peinlich. Ich hab's dann irgendwie unserem Sprachgefühl entsprechend umschrieben. Aber der englische Satz hat mich nie mehr losgelassen.

Jesus ist der Liebhaber unseres Lebens, obwohl wir gar nicht liebenswert sind. Allein diese Liebe ist fähig, unsere Eigensucht zu überwinden. Nur diese Liebe kann bewirken, dass wir unser Unglück oder Glück nicht so wichtig nehmen müssen. Jesus macht unsere Motive neu. Seine Liebesleidenschaft steckt an. Da wird Mutterliebe zum Mitarbeitermotiv.

Ich erlaube mir noch eine kritische Rückfrage an Paulus. Eigenlob stinkt. Wie kann er so von sich selber reden? Hat Jesus nicht gesagt, wir sollen uns selbst unnütze Knechte nennen, selbst wenn wir alles getan haben, was wir tun sollten (Luk. 17,10)? Es wäre doch besser, die anderen sagten, dass sie von uns Liebe erfahren haben.

Paulus ist da ganz unbekümmert. Er kann schreiben: „Gottes Gnade ist nicht vergeblich gewesen an mir“ (1. Kor. 15,10). Er redet hier von dem Wunder eines riesigen Geschenkes, das er völlig unverdient bekommen hat. Das Wunder passiert: Fremde werden zu Geliebten. Das ist das Herzstück aller Arbeit für Jesus. Alles Weitersagen der

guten Nachricht von Jesus, aller soziale Dienst wird ohne diese Liebe zu toter Pflichtübung. Worin besteht nun solche Mutterliebe?

3. Das Beste mitteilen.

„Wir waren bereit, euch nicht allein am Evangelium Gottes teil zu geben, sondern auch an unserem Leben.“

Kommunikation – das ist das entscheidende Stichwort. Aber Paulus redet nicht von der nötigen Kommunikation in einem erfolgreichen Arbeiterteam. Er kann natürlich auch nichts von der hochentwickelten Kommunikationstechnik wissen, die mit psychologischen Methoden oder elektronischer Technik zustande kommt. Er spricht von der Mutterliebe. Eine Mutter nährt ihr Baby, indem sie sich selbst gibt.

Das Weitergeben des Lebensgeschenk hat zwei Elemente. Zuerst gibt Paulus das Evangelium Gottes. Das ist der lebensrettende Freispruch: „Dir sind deine Sünden vergeben, komm, folge mir nach!“ Nicht unser Lebensstil rettet irgend jemanden, sondern allein das schöpferische, befreiende Wort Gottes. „Jesus“ heißt dieses Wort. Jesus ist die Liebeserklärung Gottes an uns. Wenn wir das den Zeitgenossen vorenthalten, entsteht kein neues Leben.

Aber es ist nicht hilfreich, wenn wir mit dem Evangelium Gottes freigebig sind, aber uns und unser eigenes Leben sparen, den anderen vorenthalten.

Das Leben mitteilen – das geschah bei Paulus und seinen Mitarbeitern sehr praktisch: Sie arbeiteten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie wollten das Missverständnis vermeiden, als predigten sie das Evangelium, um selbst davon zu leben.

Ein Ausleger sagt: „Er hat seine Kraft geteilt, um seine Wirkung zu verdoppeln.“ Paulus-Lebensstil ist das, was wir sehr unangemessen ehrenamtliche Mitarbeit nennen. Es geht ja nicht um Ausübung eines religiösen Hobbys.

Es ist jetzt nicht nötig, eine Ehrenrettung für hauptamtliche Verkündiger des Evangeliums vorzunehmen. Jeder weiß, wie Kritiker des Evangeliums uns Profis zum Anlass oder Vorwand nehmen, um Jesus schlecht zu machen.

In einer Zeit der ideologischen und religiösen Hexenküche wie heute ist Glaubwürdigkeit gefragt. Wir sind da alle auf dem Prüfstand der Zeit. Ohne Paulus-Silas-Timotheus-Lebensstil werden wir unsere Städte nicht erobern, werden wir niemanden aus dem Durcheinander herauslieben.

Gottes Wort will uns zweierlei ins Herz pflanzen: den Dank dafür, dass das Wunder nicht aufhört, dass Jesus Mutterliebe zum Motiv von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen macht, und die Bitte darum, dass dieses Wunder in unseren Gemeinden und Kirchen nicht aufhört.

Amen

Ulrich Parzany

XXIV.

Die Hoffnung – keine heikle Angelegenheit.

Römer 5,5

Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsre Herzen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist.

Hoffnung – das ist eine heikle Angelegenheit. Da hofft man auf schönes Urlaubswetter; aber es wachsen einem Schwimmlinsen. Einer hofft auf Erfüllung seiner Berufspläne; aber die Firma macht Pleite.

Wenn ich erst anfangen, von den politischen Hoffnungen in dieser Welt zu reden, dann komme ich über die Einleitung gar nicht hinaus. Sie hoffen auf die klassenlose Gesellschaft – und vergewaltigen das Recht in Zwangsarbeitslagern. Sie hoffen auf den islamischen Gottesstaat – und lassen Kinder in Uniform zu Tausenden verrecken. Sie träumen vom Wohlstandsglück der vollkommenen Wunscherfüllung und enden in Neurosen und Depressionen.

Jerusalem ist die Stadt der Hoffnung. Dort konnte man im vorigen Jahr auf einer Plakatwand die Ankündigung lesen: „Der Messias kommt wieder, 14. Juni 12 Uhr, Ölberg.“ Geplatzt, überholt, inzwischen überklebt von der Reklame, dass irgendein Deo-Spray oder ein Fortbildungsprogramm das Lebensglück schenkt.

Viele wissen: Es ist besser, man behält seine Hoffnungen für sich. Dann ist man zwar enttäuscht, wenn sie platzen, aber man blamiert sich nicht öffentlich.

Paulus aber sagt: Die Hoffnung beschämt nicht. Was steckt dahinter? Nur eine weitere verwegene Behauptung, die nicht hält, was sie verspricht?

1. Die Hoffnung ist bestimmt.

Was für eine Hoffnung meint Paulus? „Wir rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit Gottes“ (Vers 2). Luther übersetzt: die Gott geben wird. Und in Römer 3,23 sagt Paulus, dass wir einen Mangel an Herrlichkeit Gottes haben.

Herrlichkeit Gottes – das ist nicht Gottes Schokoladenseite, das ist Gottes geoffenbarte Wirklichkeit. Gott will, dass wir seine Herrlichkeit erkennen. Wir sind zu seinem Ebenbild geschaffen. Wir sollen seine Wirklichkeit widerspiegeln. Aber wir sind ein Zerrspiegel.

Mit Jesus ist Gott an die Arbeit gegangen. Durch Vergebung der Schuld werden wir wieder zu seinen Kindern. Das Ziel ist ganz fest und bestimmt: Gott will, dass nur seine Herrlichkeit die Welt und unser Leben prägt. Tod, Krankheit, Leid, Ungerechtigkeit sollen nicht mehr sein.

Die Frage ist also nicht, ob wir überhaupt Hoffnung haben. Jede Hoffnung wirkt wie ein Aufputzmittel – eine Zeitlang. Davon findet man in den Slums der Riesenstädte der Dritten Welt mehr als in den Komfortwohnungen der Überfluggesellschaft, wo es den Nutznießern Oberkante Unterlippe steht.

Hoffnung muss bestimmt sein: das Ziel klar und garantiert, der Weg zum Ziel gebahnt. Das ist eine bestimmte Hoffnung: festes Ziel, gesicherter Weg, gebahnter Weg.

Was ist eigentlich mit unserer Hoffnung, sofern wir Jesus folgen? Beschränkt sie sich darauf, dass wir gut davonkommen mit unserem kleinen Lebensglück? Füllt die Hoffnung auf Gottes Herrlichkeit uns aus? Paulus sagt: Egal, ob durch Leben oder Sterben, es solle nur Jesus verherrlicht werden an seinem Leib und Leben (Phil. 1,20).

2. Die Zugkraft erlahmt nicht.

Wie begründet Paulus, dass diese Hoffnung nicht platzt wie ein Luftballon, der entweder zu fest aufgeblasen wird oder ein Loch bekommt?

Er nennt den Grund: Die Liebe Gottes ist in unseren Herzen ausgegossen. (Es steht dort tatsächlich wo, nicht wohin!) Was hat die Liebe mit der Hoffnung zu tun?

Paulus beschreibt die Liebe. Im Sterben Jesu gibt Gott „das Allerhöchste für das Allerschlechtesten.“ Es ist ihm blutig ernst mit unserer Rettung. Er starb, als wir noch Feinde waren. Die Liebe bringt das Lebensopfer, ohne zu wissen, ob es dankbar aufgenommen wird . . .

Diese radikale Hingabe erreicht uns im Zentrum unseres Lebens – im Herzen. Es gibt nicht nur Tröpfchen der Liebe, sondern die unendliche Fülle. Sie ist in Menge ausgegossen. Wir empfangen nicht nur ein angedeutetes Augenzwinkern des Wohlwollens, sondern dürfen baden in Gottes Liebe.

Am Kreuz ist die Tiefe, die Entschlossenheit und die Grenzenlosigkeit des Liebeswillens Gottes offenbart.

In der Auferstehung ist die todesüberwindende Stärke dieser Liebe bewiesen. Die kommt zum Ziel.

Nicht unsere Hoffnungskraft ist der Treibstoff der Hoffnung, sondern die Zugkraft, die Attraktivität, die Anziehungskraft ist Gottes Liebe. Er steht oben und zieht.

Ich sehe das Bild eines Rettungshubschraubers bei einer Schiffskatastrophe vor mir. Einem Menschen ist der Gurt um den Körper geschnallt. Das Seil wird von oben hochgezogen. Jetzt hängt nichts mehr von dem Mann ab, sondern alles von der Zugkraft der Retter.

Jesus verheißt (Joh. 12,32): „Und ich, wenn ich erhöht werde von der Erde, so will ich alle zu mir ziehen.“ Die Liebe Jesu hat den Test bereits bestanden. Ihre Zugkraft ist erwiesen. Darum platzt die Hoffnung nicht.

3. Der Lieferant ist zuverlässig.

Diese Liebe ist ausgegossen in unseren Herzen durch den heiligen Geist, der uns gegeben wurde, sagt Paulus. Wer überbrückt die Kluft zwischen dem unsichtbaren Gott

und uns, zwischen der Unvollkommenheit heute und Gottes vollkommener Herrlichkeit, die am Ende der Zeit offenbart wird?

Der Heilige Geist ist nicht nur der Informant, er ist auch der Überbringer der Liebe und Notar.

Paulus redet darüber wie über eine blanke Selbstverständlichkeit. Viele von uns halten den Heiligen Geist für einen ganz unsicheren Kandidaten, für einen Gedanken, den man nicht greifen kann.

Dabei ist er fest versprochen. Er gibt uns den Blick für die Realitäten, für die Realität unserer Sünde und Verlorenheit, die wir verharmlosen. Wir täuschen uns über uns selbst. Er zeigt uns aber auch die Realität der Verbindlichkeit der Liebe Jesu, die wir für eine vage Angelegenheit halten, für ein luftiges Gefühl. Er enttarnt die betrügerischen Illusionen.

Nur der Heilige Geist kann leichtfertige Leute von der Heiligkeit Gottes und seinem Gericht überzeugen.

Nur der Heilige Geist kann verzagte Leute von der Siegeskraft des Kreuzestodes und der Auferstehung Jesu überzeugen.

Eine Frau rief mich vor einiger Zeit an. Sie war kurz zuvor zum Glauben an Jesus gekommen. Die Gewissheit, dass Gott sie durch Jesus als Kind annimmt, erfüllte sie mit Staunen und Freude. Das Beten war für sie eine neue große Überraschung.

Nun hatte sie sich in einem Gemeindegottesdienst mit ihrem Pfarrer auseinandersetzen. Der sagte ihr, ihre Gewissheit sei Hochmut. Man könne nicht wissen, ob man Gottes Kind sei. Welch ein Hohn auf die starke Liebe des gekreuzigten Herrn!

Keiner muss mit unsicheren Hoffnungen leben. Um Jesu willen ist die Hoffnung keine heikle, sondern eine todesüberwindende Sache.

Er will uns in diese Gewissheit einhüllen und unser Leben mit der Zugkraft der Hoffnung zu seinem Ziel der Herrlichkeit ziehen.

Es kennt der Herr die Seinen / an ihrer Hoffnung Mut, / die fröhlich auf dem einen, / dass er der Herr ist, ruht, / in seiner Wahrheit Glanze / sich sonnet frei und kühn, / die wunderbare Pflanze, / die immerdar ist grün (nach Philipp Spitta).

Amen

Ulrich Parzany

XXV.

Ehepaare der Bibel. (1)

Geschichte einer schwierigen Ehe.

1. Samuel 25,10.23.24a.30.31

Nabal antwortete den Knechten Davids: Wer ist David? Und wer ist der Sohn Isais! Es gibt jetzt viele Knechte, die ihren Herrn davongelaufen sind. Als nun Abigail David sah, stieg sie eilends vom Esel und fiel vor David nieder und beugte sich zur Erde und fiel ihm zu Füßen und sprach: Ach, mein Herr, auf mich allein falle die Schuld! Wenn dann der Herr meinem Herrn all das Gute tun wird, was er dir zugesagt hat, und dich zum Fürsten bestellt hat über Israel, so wird das Herz meines Herrn frei sein von dem Anstoß und Ärger, dass du unschuldiges Blut vergossen und dir selber geholfen habest.

In dieser Predigtfolge sollen uns Ehepaare in der Bibel beschäftigen, und ich beginne heute mit Nabal und Abigail, von denen in 1. Samuel 25 erzählt wird.

1. Die Geschichte.

Sie ist schnell wiedergegeben. Drei handelnde Personen kommen vor.

David, der Erwählte Gottes, soll nach der Verheißung König Israels werden. Nun aber befindet er sich auf der Flucht vor Saul, der ihm nach dem Leben trachtet. David wird begleitet von einer Gruppe sehr zwielichtiger Gestalten, die Luther in der Übersetzung beschönigend „die Streifschar“ nennt.

Dann ist von Nabal die Rede, einem rohen, boshaften Mann. „Tor“ heißt er, und ein Tor ist er.

Schließlich hören wir von Abigail, einer Frau von gutem Verstand und guter Gestalt, wie es im Text heißt, also einer Superfrau.

Der Ort des Geschehens liegt irgendwo im Süden in der Wüste Maon, 15 km südlich von Hebron.

❶ Erste Szene: Ein Fest wird gefeiert, Schafschur. Das Fest ist großartig, weil Nabal ein reicher Mann ist. Dreitausend Schafe und tausend Ziegen nennt er sein eigen. David schickt zehn Boten zu diesem Fest: „Freundliche Grüße zuvor! Wir haben euch, euren Hirten, eurem Vieh nichts zuleide getan, vielmehr haben wir sie beschützt. Nun wollen wir mitfeiern, unsere Hand aufhalten, etwas abbekommen.“ Nabals Reaktion ist grob. Er erteilt den Boten Davids eine Abfuhr: Was habe ich mit David zu tun? Wer ist David überhaupt? Davids Zorn, als er das erfährt, verleitet ihn zu einem bösen Schwur, Nabal bis zum lichten Morgen nicht einen übrigzulassen, der männlich ist.

② Zweite Szene: Ein Bote überbringt Abigail die Nachricht von der Begegnung der Abgesandten Davids mit Nabal. Er erzählt: „Die Leute haben freundlich begrüßt, dein Mann aber hat sie angeschrien. Unheil ist beschlossen. Sieh zu, was du tust.“ Abigail weiß: Nicht reden, schon gar nicht mit Nabal, sondern handeln, und zwar jetzt! Sie bereitet und packt eine deftige Nahrung für Männer ein: Brote, Kuchen, Fleisch und Wein. Damit macht sie sich auf den Weg zu David.

③ Dritte Szene: Abigail und David treffen aufeinander. David ist zum Äußersten entschlossen. Abigail will Schaden abwenden von Nabal und seinem Haus. Sie kniet nieder, bittet um Gnade, gibt die zahlreichen Geschenke und spricht zu David. David rückt von seinem Vorsatz ab und zieht seine Männer zurück.

④ Vierte Szene: Als Abigail zurückkommt, feiert Nabal, ist guter Dinge und betrunken. Erst am nächsten Morgen, als er nüchtern wird, berichtet ihm Abigail das Geschehene. Vor Schreck über die Gefahr, die längst vorbei ist, trifft Nabal der Schlag, und er stirbt. Abigail aber wird Davids Frau. Was fangen wir mit dieser Geschichte an?

2. Ist das eine Beispielgeschichte?

Man könnte denken, es handele sich hier um eine Beispielgeschichte über eine schwierige Ehe und wie eine kluge Frau in einer konfliktreichen Beziehung weise handelt. Immerhin kann man einiges von Abigail lernen. Abigail hält in Treue aus an Nabals Seite, trägt seine Schwächen und nimmt sogar seine Schuld auf sich. Sie macht dem betrunkenen Mann keine Szene, sondern wartet bis zum Morgen.

Trotzdem geht es in dieser Erzählung nicht um eine Hilfe für schwierige Ehen. Warum nicht? Zunächst einmal herrscht hier ein so einfaches Schwarz-Weiß-Schema, wie es in der Wirklichkeit unseres Lebens gar nicht vorkommt. Abigail ist schön, gescheit, fromm, also unschuldig. Nabal ist hässlich, dumm, boshaft, also schuldig. Ein solches Schema trifft unsere Wirklichkeit fast nie. Die Geschichte ist gar nicht daran interessiert, den Konflikt zwischen Nabal und Abigail detailliert zu erklären und zu erhellen. Sie hat ein ganz anderes Thema. Davon spreche ich im dritten Teil.

Nein, diese Geschichte zeichnet fast eine Karikatur von der Beziehung zwischen Nabal und Abigail. An Nabal kann man das deutlich sehen. Er wird als roh, boshaft, heillos dargestellt, als ein Mann, der sich nichts sagen lässt. Aber da bleiben Fragen offen.

Nabal ist roh, boshaft, hart, grausam. Da erhebt sich zum Beispiel die Frage: Wer oder was hat ihn dazu gemacht? Oder er wird ein heilloser Mensch genannt. Was hat ihn verdorben? Wie steht es um Gottes Heil für diesen Menschen? Er ist ein Verderber, ein Verwüster, ein Teufel, wie man auch Wörtlich übersetzen kann. Gibt es das, dass in einer Beziehung einer ein Teufel ist und der andere ein Engel?

Nabal wird als Narr bezeichnet. Was ein Narr ist, wird im Alten Testament gut erklärt, besonders im Jesaja-Buch Kapitel 32. Ein Narr achtet den lebendigen Gott nicht, und er gönnt und gibt den Menschen nicht, was sie brauchen. Er geht mit Unheil um. In ihm steckt ein zerstörerisches Element, das ihn selbst kaputt macht und in das er jeden verstrickt, dem er begegnet. Er ist immer ein Mensch, der selbst tief verdorben worden ist, dem viel Unheil in seinem Leben widerfahren ist.

Die Frage bleibt offen: Warum ist das so? Wo bleibt Gottes Hilfe? Darum taugt die Geschichte nicht als Beispiel für den Konfliktfall einer schwierigen Ehe und gibt keine

Hilfestellung dafür. Sie hat eben ein anderes Thema. Luther hat sie überschrieben nicht „Nabal und Abigail,“ sondern „David und Abigail.“

3. In dieser Geschichte geht es um David.

Sie ist kein Beispiel einer konfliktreichen Ehe, sondern ein Beispiel dafür, wie Gott seinen Plänen treu bleibt. Die Pointe der Erzählung ist nicht, dass Nabal bewahrt wird, sondern dass David bewahrt wird. Es geht nicht darum, dass eine Ehefrau ihren Mann vor den Folgen seiner Bosheit und Dummheit schützt, sondern dass Abigail David, den Erwählten Gottes, vor Sünde bewahrt und ihn seiner Erwählung neu gewiss macht.

Nabal fragt: Wer ist David? Nun, er ist ein Hirtenjunge aus der Familie Isais in Bethlehem, ein verwegener Krieger, berühmt geworden durch seinen Sieg über Goliath. Er hat Karriere gemacht am Hofe Sauls und ist dann in Ungnade gefallen. All das ist David auch.

Entscheidend ist aber: Er ist der Erwählte Gottes, das Werkzeug, das Gott zur Durchsetzung seiner Pläne mit der Welt gebraucht. David steht unter einem Versprechen Gottes: Du wirst König sein in Israel. Samuel hatte ihm das verkündet.

Jetzt aber wird er von Saul gejagt. Er flieht von einer Station zur anderen: Nob, Gat, die Wüste Sif, En-Gedi, die Wüste Maon . . . Samuel, der Prophet, ist tot. An ihm hätte David noch Halt finden können. Aber nun muss er die Verfolgung alleine durchstehen.

Nabal fragt mit Recht: Wer ist David? Ob David selbst noch eine klare, gewisse Antwort darauf hätte geben können? Davids Leben ist in eine kritische Situation geraten, er droht an seiner Erwählung irre zu werden.

In diesem Augenblick tritt Abigail auf wie eine Prophetin. Sie bewahrt den Erwählten vor der Schuld, sich selbst zu rächen. Sie bewahrt ihn davor, sich nicht so zu verhalten, wie es dem Verheißungsträger zukommt, ja, noch mehr, sie erneuert und bekräftigt die Verheißung über David.

Das ist der Inhalt ihrer Rede: „Der Herr wird meinem Herrn ein beständiges Haus bauen.“ Alle deine Feinde werden dir nichts anhaben können. Dein Leben ist eingebunden im Bündlein der Lebendigen bei Gott. Gott hat dich über Israel zum Fürsten bestellt (Verse 28 bis 30).

Diese Worte aus dem Munde Abigails helfen David in dem kritischen Augenblick, in den Spuren der Pläne Gottes zu bleiben. Sie richten ihn auf und stärken ihn. So hat Gott durch Abigail dafür gesorgt, dass die Geschichte des Heils weitergeht, in der der Hirtenjunge und spätere König David um 1000 v. Chr. eine entscheidende Rolle spielt; dass sie weitergeht bis zu dem Tag, an dem Jesus als Sohn Davids zum Heil der Welt geboren wird; dass sie weitergeht bis zu dem Tag, an dem Jesus, „die Wurzel und das Geschlecht Davids“ (Offb. 22,16), als der erhöhte Herr wiederkommt.

Amen

Rüdiger Mielke

XXVI.

Ehepaare der Bibel. (2)

Tödliche Harmonie.

Apostelgeschichte 5,9

Petrus sprach zu Saphira: Warum seid ihr euch denn einig geworden, den Geist des Herrn zu versuchen?

In der Agende zur kirchlichen Trauung gibt es ein Segensgebet, das in etwas altertümlicher Sprache einen wichtigen Aspekt der Ehe formuliert: „Gib, Herr, dass beide darauf bedacht sein mögen, wie eins das andere mit sich in den Himmel bringe!“ Sich gegenseitig auf dem Weg des Glaubens zu bestärken und zu helfen, auch das ist eine Aufgabe der Ehe.

Hananiah und Saphira, von denen uns das 5. Kapitel der Apostelgeschichte berichtet, aber führen eine Ehe, in der genau das Gegenteil geschieht. Eins bringt das andere vom Glauben ab und dadurch in das Gericht Gottes statt in den Himmel. Eine gute im Sinne einer harmonischen Ehe haben sie wohl. In Vermögenssachen bespricht Hananiah seine Angelegenheiten mit seiner Frau Saphira, was damals durchaus nicht üblich ist. Saphira ihrerseits deckt ihren Mann und hält auch in der Lüge zu ihm. Petrus sagt: „Ihr seid einig geworden.“ Ja, Hananiah und Saphira sind eins geworden und verwickelt in einer tragischen Geschichte. Sie leben in einer tödlichen Harmonie, den Willen Gottes zu missachten.

Durch diese Geschichte bekommt das Idealbild der harmonischen Ehe einen deutlichen Riss. Nicht die Harmonie an sich ist ein Qualitätsmerkmal der Ehe. Die Qualität der Ehe wird bestimmt davon, ob in ihr der eine dem anderen hilft auf dem Weg des Glaubens, auf dem Weg der Nachfolge hinter Jesus her.

Da kann es auch sein, dass in einer Ehe um die rechten Entscheidungen gekämpft werden muss. Bei Hananiah und Saphira begegnen wir einer tödlichen Harmonie.

1. Mitten in einer faszinierenden Gemeinschaft.

Wie sind Hananiah und Saphira in diesen Konflikt hineingeraten? Es ist aus dem Zusammenhang des Textes klar zu entnehmen, dass beide zur Gemeinde in Jerusalem gehören. Sie haben die Predigt vom gekreuzigten und auferstandenen Jesus gehört, diese Predigt hat sie bewegt, und sie haben nach den Konsequenzen für ihr Leben gefragt. Buße, Taufe, Empfang des Heiligen Geistes – all das haben sie persönlich erfahren. Sie nehmen an den Gemeindeversammlungen und den gemeinsamen Mahlzeiten teil, und das bedeutet große Freude. Sie leben mitten in einer Gemeinschaft, die dadurch faszinierend

ist, dass sie praktische Folgerungen aus ihrem Glauben zieht. In Apostelgeschichte 4,34 heißt es: „Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte: denn wer von ihnen Acker oder Häuser besaß, verkaufte sie und brachte das Geld für das Verkaufte und legte es den Aposteln zu Füßen; und man gab einem jeden, was er nötig hatte.“

Die Gemeinde Jesu stellte keine Aufnahmebedingungen, wie es etwa die strengen Essener taten, bei denen die Gütergemeinschaft straff organisiert und gesetzlich festgelegt war. Nein, was uns hier berichtet wird, ist die praktische Konsequenz des gemeinsamen Glaubens an Jesus. Die Gütergemeinschaft ist nicht organisiert, sondern entsteht spontan aus der Begeisterung daran, dass Jesus lebt, dass er seine Gemeinde bevollmächtigt, dass er mitten unter seinen Leuten ist, dass er wiederkommen wird. Die Wirklichkeit des auferstandenen Jesus ist so übermächtig, dass alle anderen Wirklichkeiten des Lebens – Besitz, Vermögen, Kapital – darüber zweitrangig und belanglos werden. (Übrigens hat diese Gütergemeinschaft auf Dauer nicht funktioniert, wie man an einem späteren Konflikt sehr gut ablesen kann in Apostelgeschichte 6. Die Gemeinde in Jerusalem verarmt, und Paulus sammelt in anderen Gemeinden Gaben für sie.)

Mitten in dieser Gemeinschaft leben Hananias und Saphira. Sie sind voll eingebunden. Und nun?

2. Eine gefährliche Nachahmung.

Hananias und Saphira sehen, wie andere um sie her Immobilien verkaufen, z. B. Josef, genannt Barnabas (Kap. 4,37). Was tun die Eheleute nun? Sie geben der Gemeinde bekannt, dass auch sie ihren Acker der Gemeinde übereignen wollen. Das geschieht in einem offiziellen Verfahren. Dann verkaufen sie den Acker, übergeben aber entgegen ihrer Ankündigung und in gegenseitiger Übereinkunft nur einen Teil des Erlöses.

Warum handeln sie so? Ein Ausleger behauptet: Sie wollen Ehre und Anerkennung in der Gemeinde bekommen, können sich aber nicht völlig von ihrem Besitz lösen. Nun, das Streben nach Ehre und Anerkennung mag mitschwingen, aber entscheidend ist es sicher nicht. Der Verkauf von Immobilien und die Übereignung des Erlöses an die Gemeinde ist keine besondere Tat. Das geschieht immer wieder in den Tagen der Urgemeinde.

Andere Ausleger meinen: Unter diesen ersten Christen gibt es einen starken psychologischen Druck, eine Art Gruppendruck. Wenn alle ihre Äcker verkaufen, dann muss man es eben auch tun. Aber Petrus erklärt doch ganz ausdrücklich in Vers 4: „Hättest du den Acker nicht behalten können, als du ihn hattest? Und konntest du nicht auch, als er verkauft war, noch tun, was du wolltest?“

Ich denke, entscheidend ist etwas anderes. Hananias und Saphira finden es gut, wie andere ihren Besitz einbringen und füreinander eintreten. Sie möchten auch so handeln, und so ahmen sie nach, was andere tun, aber ihnen fehlt das Zutrauen zum Wort Jesu.

Für die anderen ist klar: Wir können unseren Besitz weitergeben, denn Jesus hat versprochen, für uns zu sorgen. „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, so wird euch alles andere zufallen.“ Aber genau an dieser Stelle ist für Hananias und Saphira nicht alles klar. Sie kennen das Wort Jesu, aber ihr Glaube reicht nicht so weit wie die Tat, die sie sich vorgenommen haben, und die Folge ist Unaufrichtigkeit, Halbherzigkeit, Verhängnis.

Hier ist eine wichtige Stelle für unsere Gemeinden und Gemeinschaften, für unsere christlichen Gruppen. Wir müssen darauf achten, dass Menschen, die wir im Glauben

anleiten, nicht das tun, was unserem, sondern was ihrem Glauben entspricht. Sonst entsteht die Gefahr, dass wir Taten vormachen und zur Nachahmung empfehlen, für die bei dem anderen der Glaube noch nicht ausreicht. Der eine kann seinen Acker schon weggeben, der andere aber noch nicht. Beide sind von Jesus angenommen. Beide leben miteinander in der einen Gemeinschaft im Glauben an Jesus Christus.

Wichtig ist, dass wir dem anderen in der Gemeinde der Christen helfen, dass er im Gehorsam gegen Jesus das tut, was seinem Glauben entspricht. Sein Aktionsradius im Gehorsam darf nicht größer sein als der Radius des Glaubens, wenn es nicht zu unaufrichtigen Taten kommen soll. So wie der Glaube wächst, so wachsen auch die Taten des Gehorsams, und umgekehrt wächst mit den Taten des Gehorsams der Glaube. Aber ich darf keinen kleinen, gerade erst aufkeimenden Glauben zu Taten herausfordern, die einen größeren Glauben, ein größeres Zutrauen zu Jesus verlangen. Ich darf den anderen nicht festlegen auf das Maß an Gehorsam, das ich erbringen kann.

Noch einen anderen Gesichtspunkt möchte ich nennen: Petrus sagt, Hananias und Saphira hätten die Freiheit gehabt, zu tun, was sie wollten. Nun haben wir keinen Grund zu unterstellen, Petrus habe das nicht so gemeint. Aber ist diese Freiheit in der urchristlichen Gemeinde wirklich da? Alle geben in der Begeisterung an Jesus ihre Güter weg und übereignen den Erlös der Gemeinde. Wer hat da noch die behauptete Freiheit, seinen Besitz für sich zu behalten?

Diese Frage gilt auch uns. Bestimmt die Freiheit, die wir glauben und von der wir reden, auch den Vollzug in unseren Gruppen und Kreisen? Bestimmt sie die Atmosphäre?

3. Und kein Evangelium?

Die Folge der gefährlichen Nachahmung ist das Gottesurteil. Die tödliche Harmonie von Hananias und Saphira bringt sie unter das harte Gericht Gottes. Die Apostelgeschichte berichtet, dass beide im Augenblick ihrer Lüge sterben. Die Reaktionen auf dieses Urteil stehen in den Versen 5 und 11: „Es kam eine große Furcht über die ganze Gemeinde und über alle, die das hörten.“

Mancher wird fragen: Wo ist eigentlich das Evangelium in dieser Geschichte? Muss dieses Geschehen nicht mit dem Evangelium entschärft werden?

Nein, das Evangelium ist nicht dazu da, die Botschaft vom Gericht zu entschärfen. Es ist umgekehrt. Diese Gerichtsgeschichte ist dazu da, uns das Evangelium in seinem Ernst herauszustellen. Über das betroffene Schweigen in dieser Geschichte – das ist ja die Reaktion auf das Ereignis bei den Menschen in Jerusalem – können wir nicht mit schnellen theologischen Erklärungen hinwegpredigen.

Diese Geschichte lehrt uns die Gottesfurcht, und zwar nicht als Angst vor dem zürnenden Gott, sondern als eine Haltung, die den barmherzigen Gott in seiner Liebe ganz ernst nimmt, die mit dieser Liebe nicht spielt. Das ist die Einstellung eines jeden Menschen, der in der Nachfolge Jesu lebt.

Amen

Rüdiger Mielke

XXVII.

Ehepaare der Bibel. (3)

Drastisch riskante Verkündigung.

Hosea 1,2; 3,1

Als der Herr anfing zu reden durch Hosea, sprach er zu ihm: Geh hin und nimm ein Hurenweib und Hurenkinder . . . Und der Herr sprach zu mir: Geh noch einmal hin und wirb um eine buhlerische und ehebrecherische Frau.

Won den Propheten aus der Zeit des Alten Testaments kennen wir mancherlei Arten drastischer Verkündigung. Von Jesaja wird erzählt, dass er drei Jahre lang nackt zu gehen hatte, wenn er öffentlich auftrat. Hesekiel sollte im Auftrag Gottes eine Buchrolle aufessen. Jeremia musste mit einem Joch herumlaufen, um das Schicksal Israels zu verdeutlichen. All dies war nicht menschlichem Ideenreichtum entsprungen, sondern von Gott selbst geboten worden.

Aber das, was hier von Hosea berichtet wird, ist der Gipfel aufsehenerregender Verkündigung. Die Ausleger haben alle möglichen Versuche unternommen, mit der Geschichte fertig zu werden. Einer entwickelte die These, das Ganze sei gar nicht wirklich geschehen, sondern nur eine Vision. Ein anderer meint, Hosea habe die Prostituierte Gomer nur zur Frau genommen, um ein dramatisches Anspiel für seine Verkündigung zu inszenieren. Schließlich gibt es noch die These, Hosea habe seine Verbindung mit einer Prostituierten nachträglich als Weisung Gottes zu rechtfertigen versucht. Alle diese Theorien aber helfen nicht, um zu verstehen, was im Hosea-Buch berichtet wird. Wir müssen versuchen, zu begreifen, worin diese drastisch riskante Verkündigung eigentlich besteht, durch die Gott sein ungehorsames Volk wieder zum Glauben zurückführen will. Dazu zwei Punkte:

1. Ein skandalöser Normalfall.

Wenn man den Abschnitt im Hosea-Buch zum ersten mal liest, bekommt man den Eindruck, die Ehe von Hosea und Gomer sei das, was wir gemeinhin eine Skandalehe nennen. Hosea nimmt eine Prostituierte und die von ihr geborenen Kinder bei sich auf, heiratet also eine verrufene Person, die tut, was eine anständige Israelitin nicht tat. Aber ist Gomer die Frau, die einen unerlaubten Seitensprung getan hat?

In einer Auslegung las ich eine andere Erklärung. Gomer war eine „moderne Durchschnittsisraelitin.“ Wieso? Sie handelte nicht anders als viele Frauen im heiratsfähigen Alter zur Zeit Hoseas. Um vom Fruchtbarkeitsgott Baal Gebärkraft für ihre künftige Ehe zu erhalten, gaben sich junge kanaanäische Frauen an heiligen Bezirken wie Tempeln, Hügeln und Hainen Fremden hin in kultischer Handlung, verbunden mit festem

Glauben an die Wirkung dieses Rituals. Diese Praxis hatten viele Israeliten übernommen. Sie empfangen ihre Kinder nicht als Gabe Gottes, sondern als Folge dieser Kultprostitution. Es gibt unter den im Alten Testament genannten Namen auch ein Indiz dafür. „Eschbaal“ etwa heißt ein Kind, das von Baal kommt. Ein Sohn Sauls trug diesen Namen (1. Chr. 8,33 und 34). Der gesamte Lebensvollzug zeigte vielerorts, dass Israel Kinder und Segen nicht mehr vom lebendigen Gott erwartete, sondern von Baal. Gomer war also keine gesellschaftlich Ausgestoßene, sondern tat nur, was gang und gäbe war unter den jungen Frauen.

War das nicht klare Abkehr vom lebendigen Gott? Nein, so klar ist das den Israeliten zur Zeit Hoseas gar nicht gewesen. Sie konnten die Teilnahme an der Kultprostitution im Namen Baals gut verbinden mit ihrem Glauben an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Natürlich sprachen sie das Bekenntnis zu Jahwe, beteten aber zugleich auch Baal an. Sie fanden sich vor in einer totalen Verwirrung des Glaubens.

An dem Festkalender Israels zur Zeit Hoseas kann man das gut ablesen. Da feierte das Volk den Sabbat, an dem es den Schöpfer Himmels und der Erde pries und ihn dafür lobte, dass er das Volk aus Ägypten befreit hatte, und daneben hielt es die Neumondfeiern, ein wichtiges Datum für die heidnischen Kultbräuche. Man feierte das von Gott angeordnete Erntefest, an dem man dem lebendigen Gott für die Gaben des Landes dankte, aber man sagte zugleich: Brot, Wasser, Öl hat uns Baal gegeben. Es herrschte eine seltsame, unbegreifliche Verwirrung des Glaubens, in der die Formen erhalten blieben, aber die Inhalte sich verschoben.

Um diese Tatsache aufzudecken, soll Hosea zu dieser drastischen Art der Verkündigung greifen. Er heiratete die Durchschnittsisraelitin Gomer, und die Kinder, die aus dieser Ehe hervorgingen, erhielten schreckliche Namen, die das Gericht Gottes ankündigten: „Nichterbarmen,“ „Nichtmeinvolk.“ Hosea sollte an seiner Ehe zeigen, was der skandalöse Normalfall in Israel geworden war. Gott benutzte ihn, um Klarheit zu schaffen.

Auch mir ist klar, dass die Zeit Hoseas und unsere nachaufklärerische Epoche nicht einfach verglichen werden können, auch dass eine schnelle Übertragung von damals auf heute nicht möglich ist. Aber die Bibel wird auch nicht übertragen. Gott sorgt selbst für die Durchschlagkraft seiner Botschaft. Die Verwirrung des Glaubens – unter anderen Vorzeichen und mit anderen Erscheinungen – ist auch bei uns heute eine aktuelle Gefahr. Religion hat Hochkonjunktur, und da ist prophetische Klarheit notwendig. Prophetie bedeutet doch, dass Menschen von Gott Durchblick geschenkt bekommen und bevollmächtigt sind, zu sagen, was Erkenntnis des lebendigen Gottes ist, die uns im Dschungel religiöser Anschauungen zu klarer Christuserkenntnis helfen, die uns in Trends und Moden die gottlosen Hintergründe aufdecken, die uns lehren, zu leben, wie es einem Jünger Jesu angemessen ist. Solche Prophetie können wir nicht selbst machen. Deshalb bringt mich die Predigt über Hosea zu dem Gebet: Gott, gib uns solche Propheten!

Die Erkenntnis des gekreuzigten und auferstandenen Jesus ist etwas anderes als kosmisches Bewusstsein, Heiligung etwas anderes als die Erlangung höherer Bewusstseinsstufen, Begegnung mit dem lebendigen Gott etwas anderes als die Versenkung in die Tiefen des Seins. Hier ist Klarheit nötig! Nur von Gott geschenkte prophetische Rede kann sie geben. Wie oft machen wir mit bei Trends und Moden, Handlungsweisen und Redensarten, sind offen für alle möglichen Bewegungen und Impulse und verkennen dabei, dass die behauptete Freiheit des Glaubens nichts anderes

ist als Verwirrung und mangelnde Erkenntnis. Der Heilige Geist muss uns den Durchblick schenken. Darum bitte ich.

2. Ein barmherziger Skandal.

Ich habe im ersten Punkt versucht zu zeigen, dass Hoseas Heirat mit Gomer gar nicht so außergewöhnlich war. Wohl aber war es ein Skandal und außergewöhnlich, wie diese Ehe weiterging.

In Kapitel 3 lesen wir, dass Gott dem Hosea den Auftrag gab, noch einmal zu heiraten. Warum? War Gomer Hosea weggelaufen? Manche Ausleger vermuten, dass Hosea Gomer verstoßen hatte. Kapitel 2 legt diese Vermutung nahe. Darin geht es um die Verstoßung einer Frau. Der Name Gomer wird zwar nicht genannt, aber man kann annehmen, dass Hosea Gomer verstieß, nachdem sie ihm drei Kinder geboren hatte, denen er die seltsamen Namen geben sollte, und dass er Gomer dann nach dem Befehl Gottes in Kapitel 3 wieder zu sich nahm.

Was soll dieses Hin und Her? Nach dem Gesetz war solch ein Verfahren grundsätzlich verboten, ein ausgeschlossener Fall. Wer einmal seine Frau aus der Ehe entließ, konnte sie unter keinen Umständen wieder aufnehmen. Was also steckte dahinter?

Nun, dieses Hin und Her, die Entlassung aus der Ehe und die erneute Aufnahme der Frau, dieser Skandal zeigte dem Volk Israel, auf welche Weise Gott an seinem Volk handeln will.

Zunächst wird deutlich: Gott führt sein Volk durch das Gericht, sowie die Kinder aus der Ehe von Hosea und Gomer die Namen tragen „Nichtmeinvolk,“ „Nichterbarmen.“ So wie Hosea seine Frau Gomer verstößt, soll dem Volk Gottes deutlich werden: Gott sagt nein zu dir. So wie du lebst, bist du nicht vor ihm in Ordnung. Verstrickt in religiöser Verwirrung und heidnischer Kultpraxis, hat dein Leben nichts mehr mit dem Glauben an den lebendigen Gott zu tun. Gott sagt nein zu dir.

Aber dann, durch dieses Nein des Gerichts hindurch, führt Gott sein Volk zu neuer Gotteserkenntnis, zu einer neuen Beziehung zu ihm (Kapitel 2,21ff). Hosea nimmt Gomer neu auf. Der lebendige Gott wird sein Volk neu aufnehmen und annehmen durch die Buße hindurch, dass Israel bekennen wird: Du, Gott, bist mein Herr!

Gott kämpft darum, dass sein Volk zu einem neuen Glaubens- und Liebesverhältnis zurückfindet. Er „riskiert“ sich im Bild der Ehe, denn er steht als Schöpfer jenseits der Geschlechtlichkeit. Er nimmt die Anschauungen der heidnischen Umwelt auf, um sein in die Irre gegangenes Volk zurückzuholen. Zu dieser neuen Beziehung aber kann es nur kommen durch klare Erkenntnis der Schuld, durch Buße und radikale Umkehr.

Amen

Rüdiger Mielke

XXVIII.

Ehepaare der Bibel. (4)

In dieser Ehe ist was los.

Apostelgeschichte 18,2.3.24.26

Paulus kam nach Korinth und fand einen Juden mit Namen Aquila, aus Pontus gebürtig; der war mit seiner Frau Priszilla kürzlich aus Italien gekommen, weil Kaiser Klaudius allen Juden geboten hatte, Rom zu verlassen. Zu denen ging Paulus. Und weil er das gleiche Handwerk hatte, blieb er bei ihnen und arbeitete mit ihnen; sie waren nämlich von Beruf Zeltmacher . . . Es kam aber nach Ephesus ein Jude mit Namen Apollos, aus Alexandria gebürtig, ein beredter Mann und gelehrt in der Schrift. Er fing an, frei und offen zu predigen in der Synagoge. Als ihn Aquila und Priszilla hörten, nahmen sie ihn zu sich und legten ihm den Weg Gottes noch genauer aus.

Römer 16,3.5

Grüßt die Priska und den Aquila, meine Mitarbeiter in Christus Jesus. Grüßt auch die Gemeinde in ihrem Hause.

Es gibt von Erich Kästner einen Text „Gewisse Ehepaare,“ der sarkastisch Ehen „aufspießt,“ in denen man sich nichts mehr zu sagen hat. Die eintönige Mühle des Alltags hat Liebe und Leben abgetötet. Alles ist schon einmal dagewesen. Alles läuft langweilig in gewohnten Bahnen wie ein Grammophon mit drei Platten. Wie viele Eheleute geraten in solchem Zustand in Panik und machen die fragliche Entdeckung: Ich habe was verpasst! Sie suchen dann das Abenteuer außerhalb der Ehe und brechen aus.

Aquila und Priszilla gehören nicht zu diesen „gewissen Ehepaaren.“ Sie haben sich nicht angeschwiegen, sondern es gab immer etwas zu berichten. Sie glichen nicht einem Grammophon mit drei Platten. Sie hatten immer Neues erlebt.

Aquila und Priszilla – die Namen stehen für eine spannende, farbige Lebensgeschichte. Wenn man sich die Texte in der Bibel ansieht, so entsteht ein buntes Bild. Wir finden verstreute Informationen über dieses Ehepaar in der Apostelgeschichte, dem Römerbrief und im 1. Korintherbrief. Auch wenn viele Informationen fehlen, eins ist klar: in dieser Ehe ist was los, diese Eheleute kennen keine eintönige Ehe,

1. weil Jesus sie gemeinsam in seinen Dienst gestellt hat.

Apostelgeschichte 18 Vers 2 enthält einige Informationen. Aquila stammt aus Pontus, einem Land an der Nordküste Kleinasiens, das zeitweise selbständiges Königreich war,

zeitweise römische Provinz. Der ursprüngliche gemeinsame Wohnort der Eheleute in Italien war wahrscheinlich Rom. Die Übersiedlung nach Korinth geschah nicht freiwillig, sondern auf Gebot des Kaisers Klaudius, wie es im Text heißt. Das war im Jahr 49 n. Chr., wie wir aus anderen Quellen wissen. Von Beruf sind die beiden Zeltmacher, manche sagen Sattler. Ein Ausleger vermutet, dass sie einen Handel mit Orientteppichen betrieben haben mit Filialen in Rom, Korinth und Ephesus. Jedenfalls sind Aquila und Priszilla wohlhabend.

Andere Informationen fehlen. Erstaunlich ist es, dass an keiner Stelle im Neuen Testament berichtet wird, wann und wie Aquila und Priszilla zum Glauben an Jesus fanden. Überall wird das vorausgesetzt. Erstaunlich ist auch, dass von dem „Juden“ Aquila in unserem Text gesprochen wird. Wie ist das gemeint? Vermutlich waren Aquila und Priszilla schon Christen, als sie aus Rom kamen. Wahrscheinlich gehören sie zu den Menschen, die durch die Christen in Rom zum Glauben an Jesus gekommen sind. Tatsache ist auf jeden Fall: Beide kommen zum Glauben und werden gemeinsam in den Dienst Jesu gestellt.

Das ist eine ganz besondere Sache. Durch den Ruf Jesu in die Nachfolge werden die natürlichen lebensgeschichtlichen Bande hier nicht zerrissen! In den Evangelien ist das ja oft anders. Die Jünger werden von ihren Familien weggerufen, Familienbindungen zerbrechen. Im Lukasevangelium sagt Jesus einmal (14,26): „Wenn jemand zu mir kommt und stellt nicht hinten an (= hasst nicht) seinen Vater, Mutter, Frau, Kinder, Brüder, Schwestern, der kann nicht mein Jünger sein.“ (In Klammern will ich sagen: Mit diesem Wort ist viel Unfug gestiftet worden. Konflikte, die mit dem Glauben nichts zu tun haben, wurden mit diesem Wort oft fromm zugekleistert. Viele Trennungen, die vermeintlich um Jesu willen nötig sind, haben ganz andere Ursachen. Der Heiland der Welt ist kein Zerstörer der Familie, das müssen wir gerade heute bezeugen, wenn seine Worte auch zeigen, dass die Familie an sich keinen höchsten, unantastbaren Wert darstellt.)

Die Ehe von Aquila und Priszilla wird in den Dienst genommen für das Reich Gottes, wird hineingestellt in die große Familie der Kinder Gottes. Die lebensgeschichtlichen Bande der Ehe werden dabei nicht zerrissen. Wir kennen die Anweisung Jesu an seine Jünger: Geht zu zweit! Jesus sandte sie je zwei und zwei, paarweise. Diese Anweisung Jesu findet hier eine besondere Erfüllung. Das Botenpaar ist ein Brautpaar. Aquila und Priszilla, die Eheleute, sind zugleich das Botenpaar für Gott.

An Aquila und Priszilla können wir sehen, was es bedeutet, wenn Eheleute gemeinsam in den Dienst für Gott gestellt werden. Ich frage mich oft, was geschieht, wenn zwei Christen heiraten. Ich sehe immer wieder die Gefahr, dass eine Ehe von Christen zu einer „christlichen Ehe“ verkommt, in der die Herausforderung, Mitarbeiter im Reich Jesu zu sein, keine Rolle mehr spielt und man sich ins fromm dekorierte Glück zurückzieht.

Wer sich von Jesus nicht herausfordern lässt, darf sich nicht wundern, wenn seine Ehe kleinbürgerlich langweilig wird. Lebendige Beziehung beider Ehepartner zu Jesus und Offenheit für Jesu Pläne – das macht eine Ehe spannend. Aquila und Priszilla kennen keine eintönige Ehe,

2. weil sie ihr Haus für die Gemeinde geöffnet haben.

Aus den kurzen Informationen unserer Texte können wir sehen, dass sie ein offenes Haus hatten. Paulus wird als ihr Mitarbeiter bei ihnen aufgenommen. Den Juden Apollos nehmen sie zu sich, um ihm das Evangelium näher zu erklären. In Römer 16 ist sogar von einer Hausgemeinde die Rede, die sich wohl regelmäßig in ihrem Hause trifft.

Diese Hausgemeinden werden im Neuen Testament immer wieder erwähnt. Sie sind Vorposten der missionarischen Arbeit. Es geht nicht um eine private, gemütliche Alternative zum unpersönlichen kalten Gemeindeleben. In ihnen wurde die neue Gemeinschaft unter dem Evangelium eingeübt, die grundlegend anders war als das Zusammenleben in der Gesellschaft. Mitten in den Spannungsfeldern zwischen den Generationen (Junge und Alte), in den Spannungsfeldern zwischen den Geschlechtern (Mann und Frau), in den Spannungsfeldern der sozialen Gegensätze (Freie und Sklaven), die das Neue Testament ja alle kennt, darf in den Hausgemeinden unter der Herrschaft Jesu die neue Gemeinschaft eingeübt werden, und davon geht missionarische Wirkung aus.

Ich frage mich oft, ob unsere Hauskreise solche Außenposten missionarischer Arbeit sind oder ob hier der Glaube privatisiert wird. Wird der Glaube in geschlossenen Zirkeln eingesperrt, in Wohlfühlgruppen mit erhöhter Temperatur?

Bei Aquila und Priszilla ist das ganz anders. Ihr Leben ist spannend, weil sie ihr Haus für die Gemeinde geöffnet haben, und zwar nicht nur für einen kurzen Besuch, für eine Stippvisite, sondern zum gemeinsamen Leben unter der Herrschaft Jesu.

Kurz noch einen dritten Grund, warum in der Ehe von Aquila und Priszilla etwas los war. Sie kennen keine Eintönigkeit,

3. weil sie für Jesus unterwegs sind.

Die verschiedenen Bibelstellen, an denen von Aquila und Priszilla die Rede ist, zeigen sie uns an verschiedenen Orten: Korinth, Ephesus, Rom. An all diesen Orten haben die Eheleute gewirkt.

Wir sehen sie als ein mobiles Ehepaar im Einsatz für Gott. Die Geschäftsinteressen wurden hintenan gesetzt. Die Missionsstrategie des Apostels Paulus, mit dem Aquila und Priszilla zusammenarbeiten, die Anforderungen des Reiches Gottes – das waren die maßgeblichen Gesichtspunkte für die Reisepläne von Aquila und Priszilla.

Wie ist das bei uns? Lassen auch wir uns als Mitarbeiter einsetzen für die weltumspannenden Ziele des Wirkens Gottes? Lassen wir uns von ihm die Augen öffnen für die Weite seines Reiches und die Vielfalt der Aufgaben darin?

Amen

Rüdiger Mielke

XXIX.

Das Zeichen.

Matthäus 12,38 – 42

Da fingen einige von den Schriftgelehrten und Pharisäern an und sprachen zu ihm: Meister, wir möchten gern ein Zeichen von dir sehen. Und er antwortete und sprach zu ihnen: Ein böses und abtrünniges Geschlecht fordert ein Zeichen, aber es wird ihm kein Zeichen gegeben werden, es sei denn das Zeichen des Propheten Jona. Denn wie Jona drei Tage und drei Nächte im Bauch des Fisches war, so wird der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Schoß der Erde sein. Die Leute von Ninive werden auftreten beim Jüngsten Gericht mit diesem Geschlecht und werden es verdammen; denn sie taten Buße nach der Predigt des Jona. Und siehe, hier ist mehr als Jona. Die Königin vom Süden wird auftreten beim Jüngsten Gericht mit diesem Geschlecht und wird es verdammen; denn sie kam vom Ende der Erde, um Salomos Weisheit zu hören. Und siehe, hier ist mehr als Salomo.

Die Leute wollen ein Wunderzeichen, das diesen Jesus unzweideutig als den Christus ausweist. Wohl haben sie seine Worte gehört, wie er tröstlich zu sich eingeladen hat, aber das ist noch lange kein Pfand für seine Gottesherrschaft. Zu viele andere Worte dringen ebenso an ihr Ohr. Wohl haben sie seine Taten gesehen, wie er den Sturm auf dem Meer gestillt hat, aber das ist noch lange kein Beweis für seine Messianität. Zu viele andere Stürme konnten weitertoben. Wohl haben sie seine Heilungen erlebt, wie ein Gelähmter aufstand, aber das ist noch lange kein Zeichen für seine göttliche Abstammung. Zu viele Kranke sind auf ihrem Schragen liegengeblieben.

Wer auch an unserer Wortinflation leidet, der bittet mit diesen Männern: Meister, wir möchten gern ein Zeichen von dir sehen, dass wir keinem Spruchbeutel nachgelaufen sind. Wer auch in seinen Lebensstürmen hin- und hergeworfen wird von den Wellen, der bittet mit diesen Männern: Meister, wir möchten gern ein Zeichen von dir sehen, dass wir keinem Scharlatan aufgesessen sind. Wer auch an diesem Krankenhaus Erde leidet, der bittet mit diesen Männern: Meister, wir möchten gern ein Zeichen sehen, dass nicht alles Lug und Trug ist, woran wir bisher geglaubt haben. Doch, diese Bitte verbindet uns alle.

Und Jesus winkt ab. Wunder führen nur zur Verwunderung und nicht zum Glauben. Jesus sagt nein. Kein Wunderzeichen, aber das Jonazeichen sollt ihr haben. Was ist das? Es ist

1. ein Wasserzeichen.

Erinnern wir uns also an diesen kleinen Propheten! Jona ist im Schiff auf der Reise von Jafo nach Tarsis. Auf einmal kommt Sturm auf. Wasser schlagen über Bord. Die Angst

geht um, und es wird nach dem Schuldigen gesucht. Der Kapitän kann nichts dafür, die Matrosen sind schuldlos, und der Zahlmeister wäscht seine Hände in Unschuld. Aber Jona ist schuld. Jona ist der Sündenbock. Rohe Hände packen zu und werfen ihn über die Reling. Dann ist von Jona nichts mehr zu sehen.

So wie bei Jesus. Er ist auf dem Meer der Zeit. Seine Reise geht von Galiläa nach Judäa. Da kommt Sturm auf. Seine Haut zerfetzt unter den Peitschenhieben. Jesus ist schuld. Er ist der Sündenbock. Der Hohepriester kann nichts dafür. Die Priester sind völlig schuldlos, und ein Pilatus wäscht seine Hände in Unschuld. Rohe Hände fassen zu und nageln Jesus fest. Dann ist nichts mehr von ihm zu sehen.

Liebe Freunde, wir möchten gerne seine Erhöhung sehen und erleben seine Erniedrigung. Gott führt in die Tiefe. Das ist das Wasserzeichen. An Jesus ist das abzulesen, der sich diesen Weg nach unten gefallen ließ, und an all seinen Nachfolgern auch: an Johannes, der einer üblen Laune einer Prinzessin zum Opfer fiel, an Jakobus, der unter dem Schwert des Herodes sein Leben ließ, an Dietrich Bonhoeffer, der, „von guten Mächten wunderbar geborgen,“ einer schrecklichen Staatsmacht widerstand. Nicht jeder wird diesen schwersten Weg antreten müssen, aber für jeden gilt: „Nur wer sein Leben verliert, der wird es finden.“ Wenn also Wellen über uns zusammenschlagen und wir diese Sturmzeichen fürchten, dürfen wir wissen: Wasserzeichen! Wenn Schmerzen kommen, können wir wissen: Nicht Krankheitszeichen, sondern Wasserzeichen! Wenn Kräfte schwinden, können wir erst recht wissen: Nicht Todeszeichen, sondern Wasserzeichen! Gott führt in die Tiefe. – Das Jonazeichen ist

2. ein Fischzeichen.

Jona ist im Meer. Er ist versunken und kann nicht mehr auftauchen. Der Fall Jona ist ad acta gelegt. Wer versinkt, ist vergessen. Der Mensch geht zur Tagesordnung über. Aber der Herr steht nicht machtlos am Ufer. Auch das größte Meer ist nur eine Lache in seiner Hand. Keine Tiefe ist für ihn unerreichbar. Deshalb kommt dort auch kein Hai, sondern ein Wal, der Jona für drei Tage und drei Nächte Schutz gewährt. Jona ist auch im Meer nicht außerhalb von Gottes Machtbereich.

So wie Jesus. Er ist am Karfreitag im Meer des Todes. Der Sohn Gottes ist versunken und kann gar nicht mehr auftauchen. Der Fall Jesus ist ad acta gelegt. Wer verstirbt, ist vergessen. Wir müssen zur Tagesordnung übergehen. Aber der Herr steht nicht machtlos am Rande des Lebens. Auch das Todesmeer ist nur ein Tropfen in seiner Hand. Keine tiefste Tiefe ist für ihn unerreichbar. Deshalb kommt dort nach drei Tagen nicht das Ende, sondern die Wende. Jesus ist auch im Todesmeer nicht außerhalb von Gottes Machtbereich.

Liebe Freunde, ich weiß, wie schwer diese Botschaft zu fassen ist. Sie will uns partout nicht in den Kopf. Sie verlangt geradezu ein „Fortissimo des Glaubens,“ das kaum einer vorweisen kann. Trotzdem ist es seit Ostern ganz wahr geworden: Gott führt durch die Tiefe. Das ist das Fischzeichen. Schon Jona konnte ein Liedlein davon singen: „Du warfst mich in die Tiefe mitten im Meer, dass die Fluten mich umgaben. Aber du hast mein Leben aus dem Verderben geführt.“ David stimmte einen Psalm an: „Deine Güte ist groß gegen mich. Du hast mich errettet in der Tiefe des Todes.“ Paulus fasst es in die hymnischen Worte: „Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben . . . uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ Die frühen Christen in Rom kratzten

gerade das Fischzeichen als ihr Erkennungszeichen in die Felswände der Katakomben, weil sie diese Erfahrung gemacht hatten: Gott führt durch die Tiefe.

Man muss gar nicht buchstäblich im Meer versinken, um zu erfahren, wie einem zumute ist, wenn die Wellen überm Kopf zusammenschlagen. Der junge Luther hat es in der Klosterzelle erlitten: „Die Angst mich zu verzweifeln trieb, dass nichts denn Sterben bei mir blieb, zur Hölle musst ich sinken.“

Und vermutlich liest jetzt nicht nur einer diese Predigt, dem das Wasser bis zum Halse steht, mehr, dem die Wogen des Schmerzes und der Verzweiflung den Boden unter den Füßen weggerissen haben. Aber genau denen wird mit dicken, unübersehbaren Strichen das Fischzeichen vor Augen gemalt: Gott führt durch die Tiefe. Das Jonazeichen, das uns durch Jesus gewährt wird, ist das Fischzeichen. Schließlich ist es

3. *ein Lebenszeichen.*

Erinnern wir uns noch einmal an diesen kleinen Propheten! Jona ist in der Stadt. Ninive gehört zu den Ballungszentren, wo sich Lust und Last und Liebe und Leere ballt. Nicht umsonst wird sie die mörderische Stadt genannt. Dort fängt Jona zu predigen an. Sein heißes Thema lautet: Tut Buße und glaubt! Die Tiefe der Sünde muss nicht euer Schicksal sein! Und die Leute taten Buße. Und die Leute kehrten um. Und die Leute von Ninive glaubten an Gott.

So wie bei Jesus. Er ist in der Stadt. Kapernaum und Bethsaida und Jerusalem und Beirut und Rom und Paris gehören zu den Ballungszentren, wo sich Fäuste ballen und oft genug geballte Ladungen hochgehen. Städte bekommen einen mörderischen Charakter. Dort fängt Jesus an zu predigen. Seinen heißen Atem spürt man ihm ab: Tut Buße und glaubt an das Evangelium! Die Tiefe der Sünde ist nicht euer Schicksal! Und Paulus kehrte um. Und Petrus tat Buße. Und viele Leute unserer ninivischen Welt glaubten an Gott.

Liebe Freunde, auch wenn nach gängiger Meinung der Begriff „Buße“ längst in die Klamottenkiste gehört und der Bußprediger nur noch eine Rolle im kirchlichen Gruselkabinett spielt, so ist nach biblischer Meinung Rettung aus der Tiefe nur durch Buße und Umkehr möglich.

Alle Selbsterlösungsversuche, so alt wie die Menschen selbst, nur immer neu verpackt, heute im Einwickelpapier von New Age, alle Selbsterlösungsversuche sind Imitationen eines Münchhausen, der sich am eigenen Schopf aus dem Wasser ziehen wollte. Gott führt durch Buße in die Tiefe. Das ist das Lebenszeichen: Gott führt aus der Tiefe. Mehr als diese Zeichen brauchen wir nicht.

Amen

Konrad Eißler

XXX.

Ja und Nein.

Matthäus 21,28 – 32

Es hatte ein Mann zwei Söhne und ging zu dem ersten und sprach: Mein Sohn, geh hin und arbeite heute im Weinberg. Er antwortete aber und sprach: Nein, ich will nicht. Danach reute es ihn, und er ging hin. Und der Vater ging zum zweiten Sohn und sagte dasselbe. Der aber antwortete und sprach: Ja, Herr! und ging nicht hin. Wer von den beiden hat des Vaters Willen getan? Sie antworteten: Der erste. Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Die Zöllner und Huren kommen eher ins Reich Gottes als ihr. Denn Johannes kam zu euch und lehrte euch den rechten Weg, und ihr glaubtet ihm nicht; aber die Zöllner und Huren glaubten ihm. Und obwohl ihr's saht, tatet ihr dennoch nicht Buße, so dass ihr ihm dann auch geglaubt hättet.

Gott sei Dank fängt diese Geschichte nicht folgendermaßen an: Ein General hatte zwei Leibburschen. In aller Frühe putzten sie die Stiefel, bis sie sich darin spiegeln konnten. Anschließend machten sie Jagd auf ein letztes Staubkorn, das sich unter den Achselklappen der Galauniform versteckt halten konnte. Wenn dann der Offizier pff, spritzten sie die Treppe hinauf, schlugen die Hacken zusammen, pressten die Hände an die Hosennaht und stotterten im Gleichtakt: „Zu Befehl, Herr General!“ . . . Gott sei Dank heißt es: Ein Mann hatte zwei Söhne, ein Vater hatte zwei Kinder. Das meint: Gott hat Familie. Er ist kein bissiger General, dem wir die Stiefel putzen müssten. Er pfeift uns nicht an. Seine Welt ist kein Kasernenhof.

Gott ist Vater, auch wenn wir das nicht mehr so recht glauben wollen und dann lieber vom Ewigen, Erhabenen oder Allmächtigen reden. In Jesus Christus kommt er uns ganz nahe, setzt sich mit uns an einen Tisch und spricht uns freundlich an. Seine Welt ist das Kinderhaus.

Nun stoßen wir dort auf die Tatsache, die wir auch von unseren Häusern her kennen, dass es verschiedene Kinder gibt. Nicht alle Söhne haben die gleiche Statur, und nicht alle Töchter sind gleich geraten. In Gottes Familie gibt es solche und solche. Von dreien ist in dieser Geschichte die Rede, zuerst vom

1. Jasager und Neintuer.

Die Nacht ist vorüber. Ein neuer Tag beginnt. Der Vater denkt an seinen Weinberg, der so groß ist wie die Welt. Er will ihn nicht allein beackern. Jedes Kind soll ihm helfen, wenigstens ein kleines Stücklein zu hacken, zu bepflanzen, zu gießen. Es gibt niemanden, der nicht seinen Arbeitsplatz hätte, manchmal karg und steinig, manchmal steil und dornig, manchmal heiß und sonnig, aber immer ist es sein Wengert. Denken wir daran,

wenn wir mit der Platzanweisung unseres Lebens hadern. Frucht soll reifen, kostbare Frucht für den Vater. Deshalb sagt er zum einen: „Mein Sohn,“ also nicht: „Mein fauler Strick!“ Nein, Gott sagt: Mein Sohn, geh hin und arbeite im Weinberg! Und der sagt: Ja, das ist doch selbstverständlich! Also ein klares, deutliches, herrliches Ja. So hören wir es bei diesem Altar etwa bei der Konfirmation. „Mein Sohn, geh hin und lebe in meinen Geboten!“ Und der Bub sagt: „Ja, das ist doch sonnenklar!“ Oder wie wir es bei der Trauung hören können: „Mein Sohn, geh hin und lebe in meiner Liebe!“ Und der Bräutigam sagt: „Ja, das ist doch außerhalb jeder Diskussion!“ Oder wie wir es beim Abendmahl hören können: „Mein Sohn, geh hin und lebe in meiner Vergebung!“ Und der Kommunikant sagt: „Ja, das ist doch meine normale Christenpflicht!“ Dieses Ja ist der Wecklaut des Lebens, der das Vaterherz ehrt und erfreut.

„Der Sohn antwortete dem Vater: Ja, Herr!“ – und dann ging er nicht hin. Ihm ist anderes eingefallen. Für Vaters Auftrag blieb schlichtweg keine Zeit. Der Jasager ist zum Neintuer geworden, genau wie jener Konfirmand, der nach der Konfirmation seine Bibel wegsteckte, wie der Bräutigam, der nach der Trauung den Haustyrannen spielte, wie der Kommunikant, der nach dem Abendmahl mit Nachbarn und Verwandten weiterstritt. Genau wie wir selbst, wenn wir Wichtigeres zu tun haben, als uns im Weinberg abzurackern, wenn wir schlichtweg in unserem Terminkalender keine Zeit für Gottes Auftrag übrig haben.

Das Neintun ist der schreckliche Atheismus im Christentum selbst, demgegenüber der Atheismus von Denkern und Dichtern ein leerer Theaterdonner ist. In Gottes Familie gibt es aber auch

2. Neinsager und Jatuer.

Gehen wir noch einmal zurück in jenes Haus. Der Vater denkt an seinen Weinberg. Es gibt viel Arbeit in Gottes Wengert. Weil er sich von dem einen Sohn einen Korb eingehandelt hat, geht er zum andern: Mein Sohn, geh hin und arbeite im Weinberg! Und der sagt: Nein, das fällt mir nicht ein! Also ein klares, deutliches, schreckliches Nein. So hören wir es etwa von der alten Dame an der Haustür beim Besuch des Pfarrers: „Schön, dass Sie mich nicht vergessen haben, aber ich brauche keinen Gott.“ Oder so lesen wir es in einem Brief, den eine Studentin an ihren Freund geschrieben hat: „Nein und noch einmal nein. Ich will mit dem Gott nichts mehr zu tun haben, den mir meine Mama mit jedem Löffel Brei in den Mund stecken wollte.“ Oder wir hören es in dem Lied, das als „Internationale“ große Parteitage abschließt: „Es rettet uns kein höh'res Wesen, kein Gott, kein Kaiser, kein Tribun.“ Dieses Nein ist das Signal des Todes, das den Vater entehrt und beleidigt. Es wirkt sich aus. Es hat mit unserer Gesundheit zu tun. Wer nein sagt, überschlage die Folgekosten.

„Und der Sohn antwortete dem Vater: Nein!“ – und dann ging er doch hin. Seine Antwort hat ihm leid getan. Der Neinsager ist zum Jatuer geworden, genau wie der Zöllner Zachäus, der die Leute nach Strich und Faden ausnahm und dann auf einmal mit seinem Geld eine Steuerrückzahlungsaktion in Szene setzte, die den Leuten den Atem verschlug. Oder genau wie viele kaputte Typen, die sich einen Deut um Gott und die Welt scherten und dann auf einmal umkehrten und ein anderes Leben begannen.

Das ist das Wunder der Buße, das immer wieder dort passiert, wo Menschen sich ihres Vaters erinnern. Nichts ist in unserem Leben fixiert, weil wir einmal nein gesagt haben. Keiner muss mit seinem Unglauben zugrunde gehen. Jeder kann seinem Leben

einen neuen Dreh geben. Der Vater spielte ja nicht die beleidigte Leberwurst und wollte von solchem Trotzkopf nichts mehr wissen. Nein, er freute sich an diesem Spätheimkehrer und nahm seinen Dienst gerne an. Für das Ja ist es nicht zu spät. Gott setzt kein Zeitlimit und keine Altersgrenze. Heute kann aus dem Neinsager ein Jatuer werden, der ins Reich Gottes kommt.

Liebe Freunde, wir sollten diese Geschichte aber nicht weglegen, ohne noch ein letztes mal in jenes Haus zu schauen. Die Nacht ist vorüber. Der Vater denkt an seinen Weinberg und spricht mit seinen Söhnen, dem Jasager und Neintuer und dem Neinsager und Jatuer. Aber mit beiden hat er seine liebe Not. Nicht nur der erste hat sein Herz verletzt, auch der zweite hat sein Herz beschwert. Gibt es denn keinen anderen, der seinen Willen ganz tut? Wo bleibt der, der ja sagt und ja tut? Diese bange Frage richtet unseren Blick auf den, der diese Geschichte erzählt. Das ist der liebe Sohn. Das ist der wahrhaftige Sohn. Das ist der eingeborene Sohn. Jesus Christus ist der

3. *Jasager und Jatuer.*

Der Vater sagt zu ihm: Mein Sohn, geh in den Weinberg! Und der setzt seine Herrscherkrone ab, legt den Königsmantel beiseite, gibt das Zepter aus der Hand und degradiert vom Sohn zum Knecht.

Aber kaum ist er zur Welt gekommen, da wird er als persona non grata, als unerwünschte Person über die Landesgrenze abgeschoben. Jetzt weiß er, was sie von seiner Anwesenheit halten; aber er geht weiter.

In den Dörfern trifft er auf mitleidigen Spott: Was kann von Nazareth Gutes kommen? ist das nicht der Filius aus dem Zimmermannsgeschäft? Jetzt hört er, wie schlecht seine Presse ist; aber er geht weiter.

Bei den Gadarenern laufen sie ihm entgegen und bitten ihn, schleunigst die Gegend zu verlassen. Jetzt spürt er, welches Gewitter sich über seinem Kopf zusammenbraut; aber er geht weiter.

Als er schließlich nach Jerusalem kommt, nehmen sie ihn fest, spucken ihm ins Gesicht und legen ihm den Balken ins Genick. Jetzt ist es heraus, was sie mit ihm zu tun gedenken; aber er bleibt dabei: „Ja, Vater, ja von Herzensgrund, leg auf, ich will's dir tragen.“

Er hat das Ja getan. Er hat das Ja erduldet. Er hat das Ja erlitten bis zum Tod, ja zum Tod am Kreuz. Das Holzkreuz auf Golgatha ist das in den Boden gerammte Ja über dem Weinberg Erde. Nun sind alle Gottesverheißungen Ja in ihm, auch die, dass Neinsager zu Jatuern werden können. Gott sei Dank!

Amen
Konrad Eißler

XXXI.

Was tut Not?

Lukas 10,38 – 42

Als sie aber weiterzogen, kam er in ein Dorf. Da war eine Frau mit Namen Marta, die nahm ihn auf. Und sie hatte eine Schwester, die hieß Maria; die setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seiner Rede zu. Marta aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Und sie trat hinzu und sprach: Herr, fragst du nicht danach, dass mich meine Schwester lässt allein dienen? Sage ihr doch, dass sie mir helfen soll! Der Herr aber antwortete und sprach zu ihr: Marta, Marta, du hast viel Sorge und Mühe. Eins aber ist Not. Maria hat das gute Teil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden.

Seefahrt tut Not. Und Bildung tut Not. Und Bewegung tut Not. Und Ernährung tut Not. Tausend Dinge sind notwendig, und Jesus sagt: Eins aber ist Not. Damit ist nichts gegen Bildung gesagt. Auch die Bewegung muss zu ihrem Recht kommen. Selbstverständlich trägt Entspannung und Ernährung zum gesunden Leben bei. Aber notfalls kann auf dies alles verzichtet werden, nur auf dies eine nicht. Was ist dieses Nötige? Was tut wirklich Not? Studieren wir es bei Marta.

Leider ist die Bibel arm an biographischem Beiwerk. So wissen wir von Marta nur, dass sie mit ihrer sensiblen Schwester und ihrem kränklichen Bruder Lazarus in dem Dörflein Betanien wohnt, eine kurze Wegstunde von Jerusalem entfernt. Allem Anschein nach macht sie ihrem Namen Marta, zu deutsch Herrin, alle Ehre, denn sie ist der Herr im Haus. In dem dreiköpfigen Geschwisterkreis geht es nach ihrem Kopf. Wir würden sie heute emanzipiert nennen, die engagiert ihre Führungsrolle praktiziert. Wer sie beobachtet, muss die erste Antwort auf die Frage nach dem Nötigen so formulieren:

1. Augen auf! Das tut Not.

Marta läuft nicht blind durch die Welt. Diese Frau hat Augen im Kopf. Sie sieht. Sie sieht, dass Jesus vor der Tür steht. Deshalb rennt sie zur Tür und bittet ihn mitsamt seiner Jüngerschaft herein. Sie sieht, dass diese Wanderer Durst haben. Deshalb läuft sie zum Brunnen und schöpft mit dem Wasserkrug. Sie sieht, dass diese Männerriege etwas in den Magen bekommen muss. Deshalb eilt sie in die Küche und fängt an zu brutzeln. Marta sieht das alles. Deshalb kurbelt sie diesen geräuschvollen Apparat ihrer Gastlichkeit an. Sechs Hände sollte sie haben und acht Füße, um das zu schaffen: dreizehn gestandene Männer in einem dreiköpfigen Haushalt!

Wer Augen im Kopf hat, kann vieles nicht übersehen. Man sieht, dass der Mann nach Hause kommt. Deshalb muss das Bügeleisen weg und der Tisch gedeckt werden. Man sieht, dass die Kinder ins Bett gehören. Deshalb braucht es viel Zureden und eine

ausführliche Gute-Nacht-Geschichte. Man sieht, dass noch fünf Briefe beantwortet werden müssen. Deshalb greift man zu Papier und Feder. Man sieht das alles und noch vieles mehr, den Besuch, den Anruf, den Einkauf, das Gespräch, das Buch, das Manuskript, deshalb ist man im Stress und fängt an zu rotieren: 36 Stunden sollte der Tag haben und die Woche zwölf Tage, um das schaffen zu können.

Wir alle sehen wie Marta, deshalb gilt der Anruf uns: Marta, Marta! Dass du die Arbeit siehst, ist nicht verwerflich; aber dass du dabei den übersiehst, von dem wir wissen sollten, dass er nicht gekommen ist, um sich dienen zu lassen, sondern dass er diene, das ist die Not. Jesus ist kein Staatsgast, der nur über den roten Teppich ins Haus schreitet, und kein Festgast, der nur in einer picobello Wohnung empfangen werden kann. „Ich bin unter euch wie ein Diener,“ sagt er, „der euch gestressten Leuten dienlich sein will.“ Da packt er seinen Schurz aus und kniet nieder, um uns den ganzen Schmutz unseres Lebens abzuwaschen. Da streicht er über die Stirn und trocknet die Augen, um väterlich zu trösten. Da hebt er die Last von unserem Buckel und schultert sie selbst, um uns neue Schritte zu ermöglichen. Wer zuviel besorgt, übersieht den, der für uns sorgen will. Deshalb Augen auf! Das tut Not.

2. *Mund auf! Das tut Not.*

Marta läuft also auf Hochtouren. Ein holländischer Maler hat es für mich am schönsten dargestellt. Auf einem gewaltigen Herd kocht und brät es in vielen Töpfen und Pfannen. Auf einem Tisch wird Wild zerlegt, Gemüse geputzt und Salat geschnitten. Auf einem Wagen stapeln sich Teller und Schüsseln. Marta unter Volldampf! Kein Wunder, dass sie das nicht allein packen kann. Normalerweise geht ihr auch die Schwester zur Hand. Wo bleibt sie denn heute? Maria! So tönt es laut durch die Küche, noch lauter durch die Tür, ganz laut durch den Hausflur. Aber da ist keine Antwort. Schnell reibt Marta ihre Hände am Schurz ab und stürzt ins Zimmer. Wirklich, da sitzt doch dieser Blaustrumpf auf dem Boden und hat die Hände im Schoß! Ist das die Möglichkeit? Bei so viel Pflichtvergessenheit kann Marta den Mund nicht mehr halten. Jetzt tut ein herrschaftliches Machtwort Not, und so tönt es gewaltig durch die Stube: Herr, sag ihr doch, dass sie mich nicht allein wursteln lassen kann! Sie soll mit anpacken! Sag ihr doch, dass sie mich nicht allein hängen lassen kann! Sie soll endlich ihre Pflicht tun!

Marta weiß es ganz genau, was Maria tun soll, so wie wir das bei anderen auch ganz genau wissen: Herr, sag doch meinem Mann, dass er auch einmal Blumen mit nach Hause bringt. Er soll Kavalier werden. Sag doch meinem Sohn, dass er keine Rockplatten mehr kaufen soll. Er soll auch Bach und Beethoven mögen wie ich. Sag doch meiner Schwiegertochter, dass sie mehr auf mich hört. Sie soll meine Ratschläge nicht in den Wind schlagen. Wir wissen es ganz genau, was der andere tun und lassen soll. Er soll sich gefälligst ein Beispiel an uns nehmen.

Wir alle tönen wie Marta, deshalb gilt der Anruf uns: Marta, Marta! Dass du deinen Mund aufst und zuweilen kräftig tönst, ist nicht verwerflich. Aber dass du dabei den übertönst, der mit seinem Wort das einzig gültige Maß setzt, das ist die Not. Maria muss nicht wie Marta werden, und der Sohn muss nicht wie der Vater werden, und die Schwiegertochter muss nicht wie die Schwiegermutter werden. Jeder ist ein Original Gottes, ein einzigartiges Exemplar aus der Handschnitzwerkstatt des Himmels. Aber jeder soll ein Nachfolger dieses Herrn werden, der sich an ihm ausrichtet und ihm sagt: Herr, sag mir doch, dass nicht alles nach meinem Kopf gehen kann! Herr, zeig mir doch, dass ich

nicht jeden über meinen Leisten schlagen darf! Herr, hilf mir doch, dass ich meine Verwandten und Bekannten so annehmen kann, wie du mich angenommen hast! Deshalb Mund auf! Das tut Not.

3. Ohren auf! Das tut Not.

Marta hat wahrlich viel um die Ohren. Manchmal wäre sie am liebsten weit weg und würde beide Ohren zuhalten, wenn ihr dies oder jenes auch noch zu Ohren kommt. Aber sie hat ein offenes Ohr für alles. Sie hört den Bruder, wenn er auf seinem Leidenslager nach einer Handreichung verlangt. Sie hört auch der Schwester und ihren Fragen zu. Sie hört sogar die Notleidenden an, die an ihrer Tür um Unterstützung betteln.

Marta hört von früh bis spät so, wie wir das auch hören. Wir können unsere Ohren nicht einfach verschließen oder auf Durchzug schalten. Zu viele liegen uns in den Ohren: die Eltern daheim, die Lehrerin der Schule, der Vorarbeiter im Betrieb, die Freunde am Telefon, die Nachbarn von nebenan. Eine laute Welt ist's geworden, sehr laut sogar. Wir alle hören wie Marta, darum gilt der Anruf uns: Marta, Marta! Dass du so viele hörst, ist nicht verwerflich. Aber dass du dabei den überhörst, der das erste und letzte Wort in dieser Welt hat, das ist die Not.

Jesus ist ja auch in unser Haus getreten, in dem sich Angst und Furcht und Sorgen eingeknistet haben wie der Schimmel. Nun können wir ihn dort treffen, wo wir sind. Es braucht keine extravagante Veranstaltung und keine außerordentliche Gelegenheit. Die Stille über der Bibel und die Zeit fürs Gebet ist das gute Teil, das für jeden bereitliegt. Warum verkürzen wir das Morgengebet zu einem Stoßseufzer? Warum wird das Abendgebet verkümmert zu einem müden Gedanken? Warum fällt der Gottesdienst und die Bibelstunde und der Hauskreis so schwer?

Maria hat das gute Teil erwählt. Zu Jesu Füßen können wir erfahren, dass er auf dem Weg nach Jerusalem ist, um stellvertretend für mich den Schindertod zu sterben. Ich muss an meiner Sünde nicht zugrunde gehen. Hier können wir es mitbekommen, dass Jesus das Felsengrab öffnen wird, um die Ohnmacht des Todes zu demonstrieren. Ich muss an meiner Krankheit zum Tode nicht mehr kaputtgehen. In der stillen Zeit können wir hören, dass Jesus zum Vater zurückgekehrt ist und alle Macht im Himmel und auf Erden übernommen hat. Ich muss die Mächte und Gewalten nicht mehr fürchten. Was bringt es, wenn wir das Ohr am Puls der Zeit haben, aber nicht am Pulsschlag der Ewigkeit? Augen auf! Jesus höchstpersönlich kommt in Wort und Sakrament zu uns. Mund auf! Es soll nicht mehr nach meinem Kopf gehen, sondern er bleibt der einzige Maßstab. Ohren auf! Jesus hat ein persönliches Wort für dich und mich, jeden Tag neu. Das tut Not.

Amen

Konrad Eißler

XXXII.

Die Geißel.

Johannes 2,13 – 22

Und das Passafest der Juden war nahe, und Jesus zog hinauf nach Jerusalem. Und er fand im Tempel die Händler, die Rinder, Schafe und Tauben verkauften, und die Wechsler, die da saßen. Und er machte eine Geißel aus Stricken und trieb sie alle zum Tempel hinaus samt den Schafen und Rindern und schüttete den Wechslern das Geld aus und stieß die Tische um und sprach zu denen, die die Tauben verkauften: Tragt das weg und macht nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus! Seine Jünger aber dachten daran, dass geschrieben steht (Psalm 69,10): ‚Der Eifer um dein Haus wird mich fressen.‘ Da fingen die Juden an und sprachen zu ihm: Was zeigst du uns für ein Zeichen, dass du dies tun darfst? Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Brecht diesen Tempel ab, und in drei Tagen will ich ihn aufrichten. Da sprachen die Juden: Dieser Tempel ist in sechsundvierzig Jahren erbaut worden, und du willst ihn in drei Tagen aufrichten? Er aber redete von dem Tempel seines Leibes. Als er nun auferstanden war von den Toten, dachten seine Jünger daran, dass er dies gesagt hatte, und glaubten der Schrift und dem Wort, das Jesus gesagt hatte.

Johannes malt ein Bild. Das Thema lautet: Jesus und die Geißel. Auf dieses Thema wären wir sicher nicht gekommen. Dieses Bild ist anders als alle anderen Bilder. Jesus und die Geißel. Auch wenn wir lieber die Taube in seiner Hand sähen, er sieht die Geißel. Auch wenn wir lieber die Waage an seinen Fingern kennten, er kennt die Geißel. Auch wenn wir lieber die Kinder auf seinem Arm malten, er malt die Geißel.

Mit seinem Beitrag „Jesus und die Geißel“ hat Johannes das Thema nicht verfehlt. Immer wieder führt Gott die Geißel gegen den Menschen. Sie muss nicht immer aus Stricken gedreht sein. In Ägypten bestand sie aus zehn Plagen. In der Wüste wurde sie aus Schlangen gebildet. In Kanaan hatte sie die Form von blutigen Kriegen. Ob sie heute bei uns wie Aids oder Krebs aussieht, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, dass Gott mit der Geißel nie peinigen, sondern immer reinigen will. Und wenn Sie das auch wissen, dass der Schlag, der Sie getroffen hat, der Schmerz, der Ihnen zugefügt wurde, dass jede Geißel in seiner Hand nur ein Instrument der Reinigung und nicht der Peinigung ist, dann fängt es gut an. Aber nun schauen wir uns diesen johanneischen Beitrag „Jesus und die Geißel“ näher an.

1. Jesus vor der Geißel.

„Und Jesus zog hinauf nach Jerusalem.“ Schon mit zwölf Jahren ist er dort hinaufgezogen. Deshalb wusste er auch, wie dieser Zug aussieht. Zuerst steht man vor den Mauern der Stadt. Dann steht man vor dem Vorhof der Heiden. Dieser Tempelbezirk ist auch für solche geöffnet, die nicht zum auserwählten Volk gehören. Dann steht man

vor dem Vorhof der Juden. Nur Nachkommen der zwölf Stämme dürfen sich hier versammeln. Und dann steht man vor dem Heiligen. Dieser rechteckige Bau birgt den Schaubrottisch, den siebenarmigen Leuchter, den Rauchopferaltar und das Allerheiligste mit der Bundeslade.

Diesmal aber stand Jesus vor etwas ganz anderem. Er sah nicht die Stühle der Wachen, die Bänke der Pilger, die Altäre der Priester, sondern nur die Tische der Wechsler, die Stände der Händler. Er hörte nicht das Beten, Singen und Loben der Menschen, sondern das Brüllen und Gurren der Tiere. Er roch nicht den Duft der Kerzen und Rauch der Opfer, sondern den Gestank eines Viehmarktes. Jesus stand vor einem bösen Kuhhandel, mit dem sie dieses Bethaus geißelten. Jeder wollte ein gutes Geschäft machen. Das Gotteshaus war zum Warenhaus geworden.

Gewiss ist der Jerusalemer Tempel im Jahr 70 von römischen Legionären in Schutt und Asche gelegt worden, aber unsere Kirchen und Kapellen sind auch Stätten, in denen Gottes Ehre wohnen will. Immer, wenn an diesen Orten gehandelt wird, ist höchste Gefahr im Verzug. Jede Geschäftemacherei ist eine böse Geißel, die diese Plätze entehrt. Der fromme Kuhhandel ist eine schreckliche Verkehrung. Wir geben unsere Pfennige der Anständigkeit, und er gibt dafür seine ganze Gerechtigkeit. Wir bieten unsere Groschen der Freundlichkeit, und er bietet dafür seine ganze Herrlichkeit. Wir zahlen unsere Kreuzer der Ehrlichkeit, und er zahlt dafür seine ganze Ewigkeit. Mit unseren schäbigen Währungen, die, bei Lichte besehen, keinen Pfifferling wert sind, wollen wir uns den Himmel und seine ganze Seligkeit einhandeln. Oder ist einer hier, der nichts von seiner armseligen Krämerseele wüsste?

2. *Jesus mit der Geißel.*

„Und er machte eine Geißel aus Stricken und trieb sie alle zum Tempel hinaus.“ Hölzerne Tische werden umgestoßen. Erschreckte Makler raffen ihr Geld zusammen. Geldhungrige Menschen verlassen mit ihrem Tingeltangel den Tempelplatz. Das Hauptportal vom Großmünster in Zürich zeigt einen Händler, der über die Tempelstufen hinab seinem verscheuchten Huhn nachjagt. Während die Geißel über seinen Kopf hinwegfegt, hat er nichts anderes im Kopf als sein Federvieh. Die Sorge um unseren Kleinkram ist anscheinend viel größer als die Angst vor Gottes Gericht.

In die Vorhöfe kehrt wieder die Stille zurück. Ein wohlthuender Friede macht sich im Tempel breit. Das Warenhaus ist wieder zum Vaterhaus geworden. Es wird nicht mehr gegeben, sondern genommen. Es wird nicht mehr geboten, sondern angeboten. Es wird nicht mehr bezahlt, sondern nur noch geschenkt. Im Vaterhaus wird nie bezahlt. Im Vaterhaus wird nur geschenkt. Das erleben doch viele Studenten. Bei ihrer Wirtin und in der Mensa bezahlen sie, aber am Wochenende und in den Semesterferien daheim ist alles frei, alles umsonst und mit Liebe gegeben. Das eben ist das Vaterhaus.

Warum kommen wir mit unseren Pfennigen der guten Werke, mit unseren Groschen der lieben Gedanken, mit unseren Kreuzern der Gaben für mildtätige Zwecke? Im Vaterhaus wird nicht bezahlt. Im Vaterhaus wird nur geschenkt. Stille zum Beispiel für solche, die dem Stress der Woche entfliehen wollen, weil die Nerven nicht mehr mitspielen. Vergebung zum Beispiel für solche, die von Schuld zerfressen sind. Zuversicht zum Beispiel für solche, die in tiefer Ratlosigkeit stecken, weil sie den nächsten Schritt nicht mehr wissen. Es gibt nichts, was nicht zum Mitnehmen bereit läge. Gottes Lager sind randvoll. Keiner muss mit leeren Händen hinausgehen. Liebe, Freude, Friede, Geduld . . .

Keine Sonderpreise, keine Schleuderpreise. Im Vaterhaus wird nur geschenkt. Das will Jesus mit der Geißel. Aber damit keiner dem Irrtum verfällt, diese Geschenk- und Liebesaktion Gottes verursache keinerlei Kosten, ist dies Dritte hinzugefügt:

3. *Jesus unter der Geißel.*

Noch lassen sie diesen Tempelreiniger seine Geißel schwingen. Kein wütender Händler fällt ihm in die Arme. Noch lassen sie diesen Saubermann seines Dienstes walten. Kein Makler stoppt seinen Alleingang. Noch lassen sie diesem Nazarener seinen Willen. Nicht einmal der Tempelkommandant greift ein.

Aber bald wird sich das Blatt wenden. Ein ganz anderes Passafest wirft seine Schatten voraus. Die Passionsgeschichte fängt an. Ein Judas verrät ihn. Ein Kaiphas verhört ihn. Ein Petrus verleugnet ihn. Ein Pilatus verurteilt ihn. Und dann flechten römische Milizionäre eine Geißel: Brecht das Genick ab! Brecht die Knochen ab! Brecht das Kreuz ab! Jesus selber hat es prophetisch vorausgesagt: Brecht diesen Tempel ab! Und auf Golgatha ist er endgültig zusammengebrochen.

Jesus unter der Geißel. Das sind die Kosten, die Gott aufbringt. Das ist die Bezahlung, die Gott bezahlt. Das ist sein hoher Preis. Billiger geht es nicht. Wer also heute Vergebung und Zuversicht mitnimmt, Friede und Freude, Liebe und Geduld, der muss wissen: So teuer für ihn! Für mich ist's umsonst, sogar die Hoffnung über den Tod hinaus.

„Brecht diesen Tempel ab, und in drei Tagen will ich ihn aufrichten.“ Die Juden haben das nicht verstanden und dachten an ihren Tempel, der in 46 Jahren nicht ganz fertig geworden ist. Die meisten Menschen haben das nicht verstehen können und dachten an ihre Kräfte, die das nicht bewerkstelligen können. Aber den Osterzeugen, Maria und Maria Magdalena, Petrus und Johannes, Thomas und Jakobus und weiteren 500 Leuten ging ein Licht auf, dass Jesus nach drei Tagen dem Tod die Macht genommen hat. Er ist aufgefahren zu seinem Vater und hat ein Herrenhaus geschaffen, in dem der Vorhof die Fülle der Völker fassen wird, in dem der Krämergeist der Gegenwart des Heiligen Geistes weichen muss, in dem der Würger Tod schlussendlich keinen Zugang mehr hat. Alle Tische, an denen wir nur handeln und verhandeln, klagen und verklagen, alle Tische sind umgestoßen und verschwunden bis auf den Abendmahlstisch, an dem er seine große Gemeinde versammeln will, von der es dann heißt: „Sie werden nicht mehr hungern und dürsten; es wird auch nicht auf ihnen lasten die Sonne oder irgendeine Hitze, und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen“ (Offb. 7). Bis dahin schauen wir auf diesen Jesus, der vor der Geißel steht, der mit der Geißel schlägt und der unter der Geißel leidet, schauen betend, lobend, dankend.

Amen

Konrad Eißler

XXXIII.

Paulus und der Mülleimer.

Philipper 3,7.8.10

Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden erachtet. Ja, ich erachte es noch alles für Schaden gegenüber der überschwänglichen Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn. Um seines willen ist mir das alles ein Schaden geworden, und ich erachte es für Dreck, damit ich Christus gewinne. Ihn möchte ich erkennen und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden.

Zu einer guten Predigt gehört Anschauungsmaterial. Unser Text aus dem Philipperbrief gibt dazu eine Hilfe. Paulus schreibt: „Ich erachte alles für Dreck,“ wörtlich: Kot, Müll, Abfall. Ich will Christus erkennen. Alles andere, was früher Wert für mich hatte, werfe ich in den Abfall.

Das Anschauungsmaterial für diese Predigt ist also ein Mülleimer. Um ihn soll es gehen, und ich habe vier Fragen dazu: Was hat Paulus da hineingeworfen? Warum hat er es weggeworfen? Was hat er davon? Wühlt er nicht schließlich doch im Müll?

1. Was hat Paulus in den Mülleimer geworfen?

In Vers 7 heißt es: „Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden erachtet.“ Paulus wirft das weg, was für ihn wertvoll war. Was gehört dazu? Der Zusammenhang des Kapitels gibt uns Antwort, und ich will einiges aufzählen.

Da erwähnt Paulus einige Verse zuvor sein Stammbuch. Er kommt aus dem Volk Israel, dem Stamm Benjamin, gehört also zum auserwählten Volk Gottes, dem Bundesvolk, dem Gott seine Verheißungen gegeben hat. Das gilt Paulus nichts mehr. Was wirft er noch fort? Seine Sprachzeugnisse. „Ich bin ein Hebräer von Hebräern.“ Als griechisch sprechender Jude war er seit dem fünften Lebensjahr in der hebräischen Sprache unterrichtet worden, um das Alte Testament in der Ursprache lesen zu können. Auch das ist ihm nicht mehr wichtig. Weiter ist die Rede von der Beschneidung, dem rituellen Zeichen der Zugehörigkeit zum Volk Gottes, wenn man so will, der Tauf- oder Konfirmationsurkunde. Für Paulus war das nicht nur tote Tradition gewesen. Er hatte wirklich im jüdischen Glauben gelebt. Schließlich geht es um seine theologische Ausbildung zum Gesetzeslehrer. Sie hatte zehn Jahre umfasst unter dem bedeutenden Lehrer Gamaliel. Als letztes wirft Paulus auch seine Mitgliedskarte im Orden der Pharisäer weg. Das waren Leute, die sich feierlich zu strikter Beachtung der Gebote Gottes verpflichtet hatten. Zur Zeit des Paulus gab es etwa 6.000 davon, eine kleine Zahl, die zeigt, dass die Radikalität des Ordens viele Menschen abschreckte. All diese Ehrenurkunden wirft Paulus weg.

Da mag man fragen: Paulus, diese Dokumente, die bedeutende Werte des Lebens anzeigen, gehören doch, nicht in den Müll, sondern in einen Tresor, einen Banksafe oder einen Rahmen an der Wand. Warum tust du das?

2. Warum hat Paulus seine Ehrenurkunden weggeworfen?

Wenn wir ihn fragen könnten, würde er antworten: Ich konnte nicht anders. Alles, was mir vorher erstrebenswert erschien, war plötzlich nur noch Makulatur. Ich habe Jesus Christus erkannt.

Was das heißt, erzählt Paulus gleich mehrfach im Neuen Testament. Er ist unterwegs nach Damaskus mit den besten Gründen gegen Jesus und die, die an ihn glauben. Und Jesus, der Auferstandene, stellt sich ihm in den Weg: „Halt! Bis hierher und nicht weiter!“ Diese Begegnung mit Jesus gleicht einem Blitz, der in den Sicherungskasten einschlägt. Diese Begegnung wirft Paulus um, ganz wörtlich: sie haut ihn aus den Schuhen. Er erkennt: Jesus Christus ist Wirklichkeit! Er erkennt: Dieser Jesus ist es, der bringt's! Und alles andere bringt's eben nicht!

Alle Urkunden, mit denen Paulus sich etwas aufzubauen dachte – ein sinnvolles Leben, einen Weg zu Gott – bringen es eben nicht! Paulus versteht in der Begegnung mit dem auferstandenen Jesus: Wenn ich auf den setze, sagt Gott ja zu mir! Der braucht mich, der beschlagnahmt mich!

Paulus hat keine Ahnung, was jetzt auf ihn zukommt. Aber eins weiß er: Ohne Jesus, geht ab jetzt nichts mehr in meinem Leben!

Um es gleich klar zu sagen: Paulus ist nicht deshalb aus der Bahn geworfen worden und hat nicht deshalb diese Erkenntnis Jesu Christi, weil er den Auferstandenen mit leiblichen Augen gesehen hat, weil ihm das Licht der Gegenwart Gottes wahrnehmbar erschien. Manche mögen so denken: Wir sehen den auferstandenen Jesus nicht, darum können wir auch nicht eine so radikale Jesuserkenntnis haben, wie Paulus sie hatte.

Das stimmt nicht! Wir sehen Jesus nicht, aber wir hören sein Wort. Bei uns scheint das Licht der Gegenwart Gottes nicht, aber wir erleben die Gegenwart Gottes in seinem Geist. Die Jesuserkenntnis des Paulus steht jedem offen: Dieser Jesus ist es! Ohne ihn geht in meinem Leben nichts mehr!

Christuserkenntnis bedeutet nicht, dass ich eine Summe von christlichen Gedanken im Kopf habe, die ich auch bei Bedarf weitergeben und vermitteln kann. Christuserkenntnis bedeutet auch nicht, eine Menge an Bibel- und Katechismussprüchen auswendig zu wissen, so wertvoll das ist. Christ werden heißt, die umstürzende Erkenntnis zu bekommen: Ohne diesen Jesus läuft nichts mehr in meinem Leben.

Wer Jesus nur im Kopf hat, wird nie den Mülleimer aufstellen. Aber wer von dieser Jesuserkenntnis überwunden wurde, fängt an wegzuworfen. Im übertragenen Sinn wirft er all das weg, was heute bei uns Wert hat, womit man für sich und vielleicht sogar auch für andere ein sinnvolles Leben aufbauen wollte. Das sind etwa die Kontoauszüge und Wertpapiere, mit denen ich mir etwas leisten kann. Das sind die Zeugnisse, die mir meine Tüchtigkeit beweisen. Das sind die Mitgliedsausweise in christlichen Vereinen, die Dokumente meines Engagements etwa bei Amnesty International oder Greenpeace. Alles weg! Entscheidend ist Christus! Aber was habe ich dann noch? Was macht mein Leben aus?

3. Was hat Paulus davon?

In unserem Text spricht er von der Osterkraft, der Kraft der Auferstehung. Sie ist der Gewinn. Das klingt gut. Bringt diese Kraft mich nun aus allen Konflikten, in denen ich stecke? Bin ich nun immun gegen alle Not der Erde, denn ich stehe ja in der Osterkraft weit darüber?

Wir müssen weiterlesen im Text. Da ist von der Gemeinschaft der Leiden Jesu die Rede und davon, dass der Tod Jesu das Leben prägen soll. Die ganze, Osterkraft wird uns gegeben nicht, um himmlisch zu leben, um allen Konflikten zu entgehen, sie wird uns verliehen für den schweren Weg der Nachfolge, für den Kreuzesweg.

Paulus hat alle Kraft nicht für das Siegespodest gebraucht, sondern für die Aschenbahn. Er bezeichnet sich selbst einmal als Läufer im Stadion, und die Aschenbahn steht für den mühsamen Weg der Nachfolge Jesu. Dieser Weg ist der Kampf darum, dass andere Menschen für Jesus gewonnen werden. Es ist der Kampf darum, hier auf dieser Erde nach dem Willen Jesu zu leben, Frieden zu stiften, nach Gerechtigkeit zu suchen hier in dieser Welt.

Wenn ich diesen Willen Jesu lese, wie er in der Bergpredigt deutlich gesagt wird, und nicht theoretisiere darüber, sondern frage: „Jesus, was willst du konkret von mir?“, dann geht mir auf: Ohne die Kraft Jesu ist das eine maßlose Überforderung. Wir brauchen die Osterkraft Jesu für diesen schweren Weg!

4. Wühlt Paulus nicht doch weiter im Müll?

Mancher mag jetzt fragen: Werden durch die Hintertür der Bergpredigt jetzt nicht doch alle Werte wieder hereingeholt, die wir gerade in den Mülleimer geworfen haben? Etwa unser Engagement für Gerechtigkeit? Sollen wir uns jetzt nicht doch dafür einsetzen?

Ich will versuchen, das zu erklären. Wem Jesus nicht wichtiger ist als alles Engagement für diese Welt, der kann nichts bewegen! Aber wenn Jesus Christus das Wichtigste in meinem Leben ist, kann ich mich nicht in ein frommes Ghetto zurückziehen, sondern dann braucht Jesus mich als seinen Mitarbeiter zur Ausbreitung seines Reiches auf dieser Erde.

Wer ohne Osterkraft, wer ohne Jesus auf den Kampfplätzen und Aschenbahnen des Lebens Gerechtigkeit und Frieden schaffen will, der wird sich und andere hoffnungslos überfordern und letztlich nichts bewirken. Die Welt braucht nicht dein und mein Engagement, sondern sie braucht den überwältigenden Sieg Jesu.

Damit dieser Sieg Jesu in die Welt kommt, will Jesus uns als seine Werkzeuge einsetzen. Lassen wir uns so einsetzen?

Amen

Rüdiger Mielke

XXXIV.

Jesus, der hilflose Helfer.

Markus 15,25 – 32

Es war die dritte Stunde, als sie ihn kreuzigten. Und es stand über ihm geschrieben, welche Schuld man ihm gab, nämlich: Der König der Juden. Und sie kreuzigten mit ihm zwei Räuber, einen zu einer Rechten und einen zu seiner Linken. Da wurde die Schrift erfüllt: Er ist zu den Übeltätern gerechnet worden. Und die Vorübergehenden, lästerten ihn und schüttelten ihre Köpfe und sprachen: Ha, der du den Tempel abbrichst und baust ihn auf in drei Tagen, hilf dir nun selber und steig herab vom Kreuz! Desgleichen verspotteten ihn auch die Hohenpriester untereinander samt den Schriftgelehrten und sprachen: Er hat andern geholfen und kann sich selber nicht helfen. Ist er der Christus, der König von Israel, so steige er nun vom Kreuz, damit wir sehen und glauben. Und die mit ihm gekreuzigt waren, schmähten ihn auch.

Wir kennen das Sprichwort: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott! Das heißt: Du mußt schon selbst etwas dazutun, um aus deiner bösen Situation herauszukommen. Hilfe fällt dir nicht in den Schoß. Du kannst von Gott nicht alles erwarten. Natürlich ist er bereit, seinen Teil beizusteuern; aber du kannst von ihm bestenfalls Unterstützung erhoffen. Es kommt entscheidend auf deinen Willen an. Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott – das ist ein stolzes Programm. Es setzt voraus, dass der Mensch sich tatsächlich selbst helfen kann.

In unseren Augen ist nichts schlimmer, als total hilflos geworden zu sein, ganz angewiesen zu sein auf andere. Da sind wir sehr allergisch. Wer sich selbst nicht mehr helfen kann, wird abhängig, wird zum Almosenempfänger.

Unsere Konzepte der Hilfe sehen anders aus. Sie sollen Selbsthilfe ermöglichen. So entstehen etwa Selbsthilfegruppen für Drogensüchtige oder Behinderte. Dahinter steckt der Gedanke: Betroffene können sich gegenseitig am besten helfen. Außerdem werden ihre Selbstachtung, ihre Freiheit und ihre Eigenständigkeit gestärkt.

So berechtigt dieses Anliegen ist, birgt es doch ein Problem in sich. Es ist ein Indiz für unsere Einstellung: Alles darf mir passieren, nur das nicht, dass ich hilflos und ausgeliefert bin!

Genau diese Situation aber wird von Jesus berichtet in der Kreuzigungsgeschichte. Er hängt am Kreuz, dem Spott der Leute preisgegeben, die höhnen: Der soll uns helfen? Er verzichtet auf jede Selbsthilfe. „Der hilflose Helfer“ ist der Titel eines Buches über die helfenden Berufe, und ich wende diesen Titel jetzt auf unsere Predigt an: Jesus, der hilflose Helfer.

1. Gottes Hilfe hat eine eigene Logik.

Ich schaue noch einmal den Satz an, mit dem die Hohenpriester Jesus verspotteten: „Er hat andern geholfen und kann sich selber nicht helfen!“ Welche Logik steckt darin?

Es wäre verständlich, wenn die Spötter sagen wollten: Der ist ja so schwach, der da am Kreuz hängt, dass er sich selber nicht einmal befreien kann aus seiner verzweifelten Lage, wie sollte der anderen helfen können?! Aber der Satz ist ja anders gemeint, nämlich: Wie ist es möglich, dass einer Menschen gesund macht – und genau das hatte Jesus ja getan – und selbst elend zugrunde geht? Wie ist es möglich, dass einer anderen die Liebe und Nähe Gottes zuspricht, weil er sie selbst verkörpert, und selber den Fluchtod in der Gottesferne stirbt? Jesus, mit deiner Hilfe muss etwas faul sein! Ein Heiland kann doch nicht selbst heillos sein. Wenn dein Rettungsprogramm stimmen würde, könntest du dich doch selbst auch retten. Wir glauben dir das nicht mehr ganz mit deiner Hilfe!

Aber genau hier leuchtet die Logik Gottes auf. Was die Hohenpriester als Spott ausrufen, ist ein astreines Bekenntnis zur Hilfe Gottes. Was Jesus für uns tut, ist hier in einer Weise zusammengefasst, dass man es besser gar nicht ausdrücken könnte. Weil Jesus anderen Menschen helfen möchte, will er sich selbst nicht helfen! Das ist die Logik Gottes.

Was hätte Selbsthilfe Jesu denn bedeutet? Das hieße doch: Jesus steigt vom Kreuz. Er lässt in Gethsemane die Legionen Engel herbeirufen, die ihn herausführen aus der Not. Er tritt den Leidensweg nach Jerusalem gar nicht erst an, sondern lässt sich von den Jüngern umstimmen. Er geht in der Wüste auf den Vorschlag des Versuchers ein und macht aus Steinen Brot. Er behält als der Sohn Gottes seine himmlische Herrlichkeit und nimmt die Knechtsgestalt nicht an. Er kommt nicht als Mensch auf unsere Erde.

Selbsthilfe Jesu hätte heißen, dass Jesus den Weg von der Krippe zum Kreuz überhaupt nicht gegangen wäre. Und die Folgen für uns? Wir müssten ein radikales Streichungs- und Kürzungsprogramm im Neuen Testament vornehmen. Gestrichen werden müssten die Sätze: „Gott versöhnte in Christus die Welt mit sich selber.“ „Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ „Wenn wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt.“ Es bliebe uns nur die Erkenntnis, dass wir „durch Furcht vor dem Tod im ganzen Leben Knechte sein“ müssen.

Nein, zu unserer Rettung verzichtet Jesus auf alle Selbsthilfe. Er gibt seine himmlische Herrlichkeit auf, wird Mensch wie wir, widersteht der Versuchung durch den Satan, lässt sich nicht durch die Jünger vom Leidensweg abhalten, nimmt das Kreuz und den Fluchtod auf sich um unserwillen. Es ist die eigentümliche Logik der Hilfe Gottes, die die Schriftgelehrten und Hohenpriester, ohne es zu wissen, in ihrem Spott wie ein Bekenntnis aussprechen.

2. Die hilflosen Spötter.

In unserem Text werden drei Gruppen von Menschen genannt, die Jesus verspotteten: die Vorübergehenden, die Oberen und die Mitverurteilten.

Der Hohn der Schriftgelehrten und Hohenpriester ist mir verständlich. Sie haben andere Vorstellungen vom Messias. Sie stecken voll gemischter Gefühle. Wenn der Messias

kommt, ist ihre Macht am Ende. Deshalb haben sie Angst vor Jesus, und die ist immer der Nährboden für Spott.

An den Vorübergehenden wundert mich weniger ihr Spott als die Tatsache, dass sie nicht stehen bleiben, sondern einfach weitermachen, als wäre nichts geschehen. Die Hinrichtung Jesu wird von ihnen so nebenbei verhandelt. Ich hoffe, dass das bei uns nicht der Fall ist, dass wir nicht einfach zur Tagesordnung übergehen im Angesicht des Kreuzes. Erschreckender Weise kann man nicht nur mit Spott, sondern auch mit einem Bekenntnis auf den Lippen zu den „Vorübergehenden“ gehören!

Aber was mich am meisten packt, ist der Spott der Mitgekreuzigten, der an einem Foltertod Sterbenden. Ihnen steht das Wasser bis zum Hals. Sie sind am Ende. Aber zum Spott reicht die Kraft noch. Was sind das für Leute?

Im Text werden sie Räuber genannt. Am Anfang unseres Kapitels werden sie als Aufrührer bezeichnet. Gemeint sind die sogenannten Zeloten, Mitglieder einer politisch-religiösen Bewegung zur Zeit Jesu. Ihr Bekenntnis heißt: Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs allein ist Herr und König. Dementsprechend muss alle Fremdherrschaft (konkret die der Römer) ein Ende haben, und auf dieses Bekenntnis müssen Taten folgen, Taten des passiven und des aktiven Widerstands. Im passiven Widerstand verweigern sie die Steuerzahlungen, und im aktiven Widerstand stehen sie im bewaffneten Befreiungskampf. Politisch motivierte Gewalt, gezielter Terror zur Destabilisierung des Systems, so würde man das heute nennen. Zu diesen Leuten gehören wahrscheinlich die Mitgekreuzigten, das ist ihr Programm. Aber das Programm funktioniert nicht, damals nicht und heute nicht. Statt Gerechtigkeit und Frieden im politischen und sozialen Bereich bewirkt es Gegengewalt und Tod.

Diese beiden Gekreuzigten aber merken nicht, dass sie am Ende sind, nicht nur am Ende ihres persönlichen Lebens, sondern auch am Ende ihres Selbsthilfeprogramms. Ihr Scheitern feiern sie als den Sieg der Idee, die eben Opfer fordert, und ihr Spott zeigt ihre Blindheit für den anderen Weg, den Jesus geht. Das ist das Beklemmende an dieser Spottszene.

Jesus in ihrer Mitte stirbt nicht um einer Idee willen, sondern um die Macht des Bösen zu besiegen. Sein Programm – und das nicht minder politisch gemeint und nicht weniger brisant – gründet sich nicht auf Gewalt, sondern ist niedergelegt in der Bergpredigt: Liebt eure Feinde, tut wohl denen, die euch hassen! Nicht blutiger Eifer für Gott ist gefordert. Die Barmherzigen und Sanftmütigen werden selig gepriesen. Mit diesem Programm kann man nicht die Welt regieren, aber die Nachfolger Jesu können danach leben und auch etwas in der Welt verändern. Dazu sind wir eingeladen.

Amen

Rüdiger Mielke

XXXV.

Eine Bitte, die die Welt zerreißt.

Matthäus 6,9b

Dein Name werde geheiligt.

Das wünscht sich niemand: Man macht einen Umzug in einem engen Treppenhaus. Der Schrank ist zerlegt worden, das Bett zusammengeklappt, das Bücherregal auseinander geschraubt, alles geht wunderbar. Aber dann kommt ein Teil an die Reihe – Schreibtisch oder Klavier – damit gibt es Probleme. Es passt nicht durch. Alle Versuche, es hochkant oder quer durchzuhieven, misslingen. Es eckt überall an. Man müsste die Wand aufschlagen können!

Mit dieser Bitte des Vaterunsers geht es mir wie mit einem sperrigen Möbelstück im engen Treppenhaus. Ich möchte sie gerne irgendwie handlich machen, etwa mit der einfachen Frage: Was muss ich tun? Oder mit der simplen Erklärung: Es handelt sich um eine einleitende Gebetsformel, das Eigentliche kommt erst in den folgenden Bitten. Aber das gelingt nicht.

Nein, dies Gebet passt nicht durch, es eckt an! Es passt nicht durch das enge Treppenhaus unserer Vorstellungen von Gott. Hier geht es um Gottes Wesen! Es eckt an an unsere Wünsche, unsere Lebenskonzepte, in denen andere Namen eine so große Rolle spielen.

Wir wollen mit Gott über unsere Dinge sprechen: Schuld, tägliches Brot, unsere Erlösung. Aber hier steht die Heiligung seines Namens an erster Stelle. Nein, dies Gebet passt nicht in unser Leben, nicht in die Welt!

Thielicke hat das Vaterunser einmal „das Gebet, das die Welt umspannt“ genannt. Es tut noch mehr. Es zerreißt die Welt. Das gilt besonders für diese Bitte: Dein Name werde geheiligt.

1. Diese Aufgabe übernimmt am besten Gott selbst.

Jeder von uns hat bei den Bitten des Vaterunsers seine Vorstellungen, was damit gemeint ist. Bisher hatte ich diese Bitte immer für einen verkappten Appell gehalten nach dem Motto: „Gott, gib Kraft, hilf uns, dass wir deinen Namen heiligen, hochhalten können in der Welt!“ So sagt auch Luther im Kleinen Katechismus: „Gottes Name ist zwar an ihm selbst heilig; aber wir bitten in diesem Gebet, dass er auch bei uns heilig werde.“

Ich habe aber eine erstaunliche Entdeckung gemacht, die in eine andere Richtung führt. In der Bibel ist „heiligen“ ein Fachwort für das Handeln Gottes an Menschen, für

Gottes Aktionen in der Welt. Er beschlagnahmt Menschen, macht sie heilig, nicht der Mensch heiligt Gott, nicht der Mensch macht Gottes Namen groß in der Welt.

Im Neuen Testament gibt es zahlreiche Stellen, die davon sprechen, wie Gott uns heiligt, aber nur eine einzige Stelle, die davon redet, dass wir Gott heilig halten sollen!

Ich habe am Wortlaut dieser Bitte noch eine Entdeckung gemacht: „Geheiligt werde dein Name“ könnte ich auch übersetzen: Gott, heilige du deinen Namen – endgültig – ein für allemal! In Hesekeiel 28 sagt Gott selbst: „Ich will an ihnen vor den Augen der Heiden zeigen, dass ich heilig bin.“

Merken Sie den Unterschied? Ich dachte immer, wir müssten den Menschen zeigen, dass Gott heilig ist. Welch eine maßlose Selbstüberschätzung! Für die Durchsetzung der Ehre Gottes kann nur er selbst sorgen!

Oder meinen wir, die Geschöpfe könnten dafür sorgen, dass der Schöpfer alle Ehre bekommt? Welche Mittel und Möglichkeiten haben wir denn? Mit unserer Kraft, unserer Stimme, unseren Ideen? Da muss schon die Schöpferkraft her, da müssen die Stimmen der Engel her! Diese Aufgabe übernimmt Gott am besten selbst! „Lass den Fachmann ran!“

Die Ehre, die der lebendige Gott in dieser Welt hat und haben wird, bekommt er nicht, weil wir so großartig sind, so gute Mitarbeiter sind, eine so missionarische Gemeinde sind (hoffentlich sind wir das alles!), sondern obwohl wir so leben, wie wir leben – auch als Christen leben!

Also darum geht es in dieser Bitte: Gott, handle du! Der Fachmann muss ran!

2. *Das entscheidende Stück Arbeit ist schon geschafft, aber das Ziel steht noch aus.*

Gott selbst sorgt für seine Ehre. Er ist dabei ganz eigene Wege gegangen.

Im Johannesevangelium wird das ganz besonders deutlich erklärt. Schon in der Leidensankündigung bittet Jesus den Vater: „Verherrliche deinen Namen!“ (Kap. 12,28), und der Vater antwortet: „Ich will ihn verherrlichen!“ Als Jesus in Gethsemane in aller Angst betet: „Vater, dein Wille geschehe!“, da beginnt sich die Verherrlichung des Namens Gottes zu erfüllen. Für den Evangelisten Johannes ist es klar: Am Kreuz ist sie geschehen!

„Dein Name werde geheiligt!“ Für uns unverständlich, ist dieses Gebet am Kreuz Jesu, in der Schande des Foltertodes schon einmal herrlich erfüllt worden. Da hat Gott seine Heiligkeit gezeigt, seinen Namen groß gemacht, ihn mit Heil angefüllt! Die entscheidende Arbeit ist geschafft – das Ziel steht noch aus!

Was ist das Ziel? Psalm 86,9: „Alle Völker werden kommen und vor dir anbeten, Herr.“ Alle Völker? Es gibt ja noch nicht einmal ein Volk als Ganzes, das so handelt, nicht einmal das Volk Israel oder die Völker des christlichen Abendlandes. Es stimmt nicht einmal für eine Stadt oder einen Betrieb. Aber seht, wie weit Gott schon gekommen ist: Nicht alle Völker ehren seinen Namen, aber in jedem Volk eine Gemeinde Jesu, und sei es auch unter schwierigen Umständen.

Was ist das Ziel? Habakuk 2,14: „Die Erde wird voll werden von der Erkenntnis der Ehre des Herrn!“ Ist die Erde nicht voll von den gefährlichen Erkenntnissen menschlicher Möglichkeiten, von der Erfahrung der Ohnmacht und Hilflosigkeit? Aber seht, wie weit Gott

schon gekommen ist: In aller Welt gibt es heute Menschen, die Jesus als den Messias erkannt haben.

Was ist das Ziel? Sacharja 14,9: „Zu der Zeit wird der Herr der Einzige sein und sein Name der einzige.“ Sein Name der einzige? Welche Namen sind bei uns von Bedeutung? Politiker, Staatsmänner, Dichter und Denker, Größen der Vergangenheit? Vielleicht auch! Namen der Idole, Namen aus der Welt von Sport und Musik? Das schon eher! Die Namen der Kameraden aus der Clique, der Name des Freundes oder der Freundin? Sie auf jeden Fall! Vor allem aber gilt mein eigener Name. Er ist der wichtigste!

Trotzdem ist Gottes Ziel mit der Welt, dass sein Name in aller Munde ist. Wenn es das in Gottes neuer Welt noch gäbe, dann wäre sein Name einmal das einzige Thema in allen Schlagzeilen, in allen Nachrichtensendungen, das einzige Thema aller Reden, Debatten, Fachtagungen und Konferenzen . . .

Merken wir jetzt, warum ich am Anfang gesagt habe: Dieses Gebet zerreißt die Welt?

Alle Ziele dieser Welt, der Geschichte, der Völker, der einzelnen, auch die höchsten und besten, sind viel weniger, sind etwas ganz anderes als das, worum es hier geht.

„Geheiligt werde dein Name!“ – das ist kein Ziel, das Menschen stecken können. Hier geht es um das Ziel, das Gott der Welt gesteckt hat, um die Schpferidee vor Erschaffung der Welt.

Die Vollendung der Welt hat Gottes Ehre zum Ziel, und auf dieses läuft alles auf dieser Erde zu, auch unser kleines Leben.

3. *Wir bleiben nicht unbeteiligt.*

Wenn Gott selbst für seine Ehre sorgt, heißt dann das für uns: Lass die Finger davon? Lass Gott machen und halt dich raus? Ist das der Sinn?

In einem modernen Hörspiel befragt ein Meinungsforschungsinstitut Straenpassanten folgendermaßen: „Pardon, sind Sie ein Heiliger?“ Was antwortet man da? Die Reaktionen sind teils verstndnisloses Kopfschütteln, teils saftiger Spott. Aber dann kommt die Antwort einer Frau: „Ich glaube, dass mein Leben Gott gehört, und alles, was ihm gehört, ist heilig.“

Wenn wir beten: „Dein Name werde geheiligt,“ dann bedeutet das nicht, dass wir damit nichts zu tun hätten, sondern wir sind zugleich gefragt, ob wir unser Leben Gott zur Verfügung stellen. Heute. Ganz. Ungeteilt. Wir sind gefragt, ob wir ein Heiliger sind, nämlich ob die Eigentumsfrage unseres Lebens gelöst ist, ob wir nicht mehr unser eigener Herr sind, sondern dem Jesus Christus gehören. Pardon, sind Sie ein Heiliger?

Amen

Rüdiger Mielke

XXXVI.

Tun, was Gott gefällt.

Matthäus 6,10b

Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden.

Ich tue nur, was mir Spass macht“ war ein verbreitetes Motto. Mittlerweile merken wir: Wenn ich das tue, was mir Spaß macht und Spaß verspricht, dann bleibt der Spaß oft aus. Die Folge ist: Wir leben in einer Null-Bock-Mentalität.

In der Vater-unser-Bitte unseres Textes geht es um Gottes Willen, wörtlich: um Gottes Wohlgefallen. Sie spricht davon, dass wir das tun sollen, was Gott gefällt, und nicht, was uns Spaß macht.

Tun, was Gott Spaß macht – um dieses Thema geht es hier. Das ist ein entscheidendes Kennzeichen des Christseins. Jesus sagt: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr!, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel“ (Matth. 7,21). „Wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter“ (Mark. 3,35). Ich möchte dieses Thema in zwei Punkten behandeln.

1. Vorsicht, falsche Alternativen!

In der Vorbereitung auf die Predigt habe ich zwei Auslegungen gefunden, die in verschiedener Weise deuten, wie diese Gebetsbitte zu verstehen ist: „Herr, dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden.“

Sie kann einmal auf ein Ereignis am Ende der Zeit hinweisen, auf den umfassenden Willen Gottes für die ganze Schöpfung. Sie ist die Bitte darum, dass Gott am Ende der Zeit seine Ziele vollenden möge.

Im ersten Kapitel des Epheserbriefes wird von diesen Zielen gesprochen: „Gott hat uns wissen lassen das Geheimnis seines Willens nach seinem Ratschluss, den er zuvor in Christus gefasst hatte, um ihn auszuführen, wenn die Zeit erfüllt wäre, dass alles zusammengefasst würde in Christus, was im Himmel und auf Erden ist“ (Verse 9 und 10). Um diesen Willen geht es in der Vater-unser-Bitte. Dabei ist dann „Himmel und Erde“ ein Sammelbegriff für die ganze Schöpfung. An ihr wird der Schöpfer am Ende der Zeit handeln. Er wird seine Welt vollenden.

Nach diesem Verständnis ist die dritte Bitte dann eine Fortsetzung der ersten und der zweiten Bitte, die auch schon die Vollendung am Ende der Zeit im Blick hatten. Jetzt wird deutlich, wo diese Vollendung stattfinden soll, nämlich an Himmel und Erde. Herr, löse die

grundsätzlichen Probleme, vollende deine Schöpfung, bringe das Ende der Zeit herauf, durchdringe Himmel und Erde mit deinem Willen!

Es gibt aber auch eine zweite Auslegung dieser Bitte. Sie besagt: Es handelt sich hier nicht um den umfassenden Willen Gottes für die gesamte Schöpfung, nicht um ein grundsätzliches Ereignis am Ende der Zeit, sondern um den konkreten Willen Gottes für unser Leben, um den Weg, den wir heute gehen sollen, um die Aufgabe, die heute zu erfüllen ist.

Was heute zu tun ist, macht Jesus einmal ganz deutlich: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt . . . Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Matth. 22,37 und 39). Und wie radikal er das meint, können wir an der Bergpredigt sehr gut ablesen. Nach diesem Verständnis ist der Himmel ein Muster für die Erde. Herr, gib, dass dein Wille, so wie er im Himmel geschieht, jetzt auch heute, hier bei mir, auf der Erde geschieht!

Wie verhalten sich die beiden Auslegungen zueinander?

Nun, ich kann darin keine Alternative sehen. Jesus ist gekommen, um die grundsätzlichen Probleme zu lösen. Er will die Welt, die ihm davongelaufen ist und gegen seinen Willen rebellierte, zurückbringen unter seine Herrschaft. Am Kreuz und in der Auferstehung sind diese grundsätzlichen Probleme von Himmel und Erde bewältigt worden, und wenn Jesus wiederkommen wird, wird alle Welt das erkennen. Darum heißt es im Johannesevangelium, Kapitel 4: „Meine Speise ist die, dass ich tue den Willen dessen, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk.“

Das ist das eine. Aber dass Jesus diese grundsätzlichen Probleme gelöst hat und in der Wiederkunft endgültig lösen wird, muss doch konkrete Folgen haben für unser Leben heute.

Es wäre sinnlos, nach einem neuen Leben zu suchen, Jesus zu fragen: Was bedeuten deine Gebote für mich heute?, wenn die Macht der Sünde, der Rebellion gegen Gott nicht grundsätzlich besiegt wäre und damit das Grundproblem nicht gelöst wäre. Nur von der in Jesus geschehenen Rettung her kann ich die Bergpredigt als Maßstab für mein tägliches Handeln anerkennen.

Nein, es geht in dieser Bitte um beides: Hier wird sowohl die Vollendung der Welt in den Blick genommen, die Lösung ihrer grundsätzlichen Probleme, um derentwillen Jesus auf die Welt kam, als auch unser tägliches Leben mit seinen konkreten Fragen und Anforderungen. Gerade weil wir dem Tag der Vollendung entgegengehen, soll der Wille Jesu heute schon bei uns geschehen.

Im 13. Kapitel des Hebräerbriefes ist das sehr gut ausgedrückt. Da heißt es: „Der Gott des Friedens aber, der den großen Hirten der Schafe, unsern Herrn Jesus, von den Toten heraufgeführt hat durch das Blut des ewigen Bundes, der mache euch tüchtig in allem Guten, zu tun seinen Willen, und schaffe in uns, was ihm gefällt, durch Jesus Christus“ (Verse 20 und 21). Weil Jesus die grundsätzlichen Probleme der Schuld und der Rebellion gelöst hat, darum können wir auch heute in der Lebensgemeinschaft mit ihm konkret nach seinem Willen fragen und seinen Willen tun.

Nun noch einer zweiter Gesichtspunkt.

2. Unvereinbarer Gegensatz.

In der Auslegung dieser Bitte habe ich mir eine Reihe von Kirchenliedern angesehen, in denen sie erklärt wird. Da heißt es etwa: „Wie's Gott gefällt, lass ich's geschehn, ich will mich drein ergeben. Wollt ich sein'm Willen widerstehn, umsonst Wär all mein Streben . . .

Nach meiner Auffassung kann diese Liedstrophe zu einem ganz gefährlichen Missverständnis dieser Vater-unser-Bitte führen. Geht es in ihr wirklich um Ergebung in ein Geschick, das Gott über mich verfügt? Nietzsche hat einmal gesagt: „Du hältst es nicht mehr aus, dein herrisches Schicksal? Liebe es! Es bleibt dir keine andere Wahl.“ Ist es eine fromme Variante dieses Ausspruchs, wenn ich statt Schicksal nun Gott sage und um Ergebung bitte in das dunkle Gefüge des Geschehens, weil ich gegen Gott und seine Handlungsweise doch nicht anrennen kann?

Ich sehe darin eine Gefahr. So wahr es ist, dass nichts ohne Gottes Willen und ohne Gottes Zulassung geschieht, so falsch und gefährlich kann es aber auch sein, zu sagen: Alles, was geschieht, ist Gottes Wille, und ich muss mich eben darein fügen und mich darein ergeben.

Nein, um blinde Ergebung geht es in dieser Bitte nicht. In den Psalmen finde ich sehr viele Gebete, in denen Menschen sich nicht einfach ergeben haben, sondern mit Gott gerungen haben, ihn gefragt haben, warum er das Leid in ihrem Leben zuließ und wie lange sie noch leiden sollten. Ich finde Gebete voller Protest, und ich sehe in den Psalmen, wie Menschen, die so mit Gott reden, so mutig ihn fragen, von ihm Trost erfahren, seine Nähe neu spüren.

Nein, in dieser Bitte geht es nicht um Ergebung in ein dunkles Geschehen, das auch oft der Glaube an Jesus nicht erhellen kann, in dem ich aber trotz aller Dunkelheit die Nähe Jesu erfahren kann. Nein, in dieser Bitte geht es zunächst um Gehorsam. Ich bitte darum, dass ich den Willen Gottes erkenne und dann gehorsame Schritte gehe, wie es im Römerbrief Kapitel 12 heißt: „Stellt euch nicht dieser Welt gleich, sondern ändert euch durch Erneuerung eures Sinnes, damit ihr prüfen könnt, was Gottes Wille ist“ (Vers 2). Wer durch den Heiligen Geist einen erneuerten Sinn und einen erneuerten Verstand bekommen hat, neue Gedanken, einen neuen Blick, neue Maßstäbe gefunden hat, der kann prüfen und erkennen, was Gottes Wille ist für sein Leben, und ihn dann auch gehorsam tun.

Genau um diese klare Erkenntnis des Gotteswillens für mein Leben und um den Gehorsam, ihn dann auch zu befolgen, geht es in dieser Bitte, und nicht um blinde Ergebung. Manfred Seitz hat einmal gesagt: Im Bittgebet geht es um die Berichtigung unseres Verhältnisses zu Gott, und es endet mit der Verwandlung unseres menschlichen Willens. Unser Wille wird verwandelt in den Willen Gottes, und wir sagen ein Ja zu dem, was er vorhat mit unserem Leben.

Amen
Rüdiger Mielke

XXXVII.

Predigt auf dem Friedhof.

Hesekiel 37,13

Ihr sollt erfahren, dass ich der Herr bin, wenn ich eure Gräber öffne und euch, mein Volk, aus euren Gräbern heraufhole.

Ein Festgottesdienst war es nicht, den der Prophet Hesekiel auf Gottes Befehl hin zu halten hatte. Statt eines geschmückten Kirchenraumes umgab ihn ein weites, kahles Feld. Keine Bewegung, kein Lebenszeichen war zu sehen. Statt erwartungsvollen Gemurmels herrschte Totenstille. Statt auf ein farbenfrohes buntes Bild schaute er auf ein Feld voller vertrockneter menschlicher Knochen. Und mittendrin steht der Prophet Hesekiel und soll im Auftrag Gottes predigen: „Ihr verdorrten Gebeine, höret des Herrn Wort!“ (Vers 4)

Das ist ja Wahnsinn! Die „Hörer“ können doch nichts umsetzen von dem, was ihnen gesagt wird. Sie können Ermahnungen nicht befolgen, sie können sich über Trost nicht freuen. Sie können ja noch nicht einmal zuhören.

Aber Hesekiel hält ihnen eine Predigt, und das Erstaunliche ist: Diese Predigt kommt an! Aus den vertrockneten, auf dem weiten Feld verstreuten Knochen werden wieder lebendige Menschen, wird eine große Gottesdienstversammlung, die Gottes Wort hört und ihn lobt.

Wenn die Predigt des Propheten Hesekiel auf dem Friedhof so große Wirkung zeigt, dann habe ich gute Hoffnung für uns. Denn schlimmer als bei Hesekiel kann es bei uns überhaupt nicht kommen.

1. So gut wie tot.

Vielleicht fragt sich jetzt mancher: Was ist das für eine seltsame Geschichte – halb Gruselkabinett und halb komische Klamotte? Was soll ich davon halten?

Dazu muss ich sagen: Das ist gar keine Geschichte, die Hesekiel erlebt, sondern eine Vision, die er gesehen hat. Vision bedeutet, dass Gott einen Menschen packt und ihm eine Wirklichkeit zeigt, die für das menschliche Auge eigentlich verborgen ist, nämlich die Wirklichkeit so, wie sie sich aus Gottes Perspektive ansieht. Wir meinen ja, die Wirklichkeit erfasst zu haben, wenn wir sie in Zahlen und Daten verarbeiten können. Aber ob damit schon alles über sie gesagt ist?

Eine Vision zeigt, wie die Wirklichkeit aus Gottes Perspektive aussieht, aber auch, wie Gott sie verändern kann und will.

So auch die Vision des Propheten Hesekiel. In Gottes Augen gleicht die Situation des Volkes Israel einem Friedhof. Seit zehn Jahren lebt das Volk im Exil, in babylonischer Gefangenschaft. Die Heimat ist weit weg, der Tempel ist weit weg, und Gott ist weit weg. Die Israeliten sind beschäftigt mit der banger Frage: Was wird aus Jerusalem? Was wird aus unseren Verwandten, die zurückgeblieben sind? Was wird aus uns? Durch einen Boten erreicht sie die Nachricht: Jerusalem ist gefallen, die Stadt ist zerstört, der Tempel steht nicht mehr. Es ist alles aus!

In der Vision des Propheten Hesekiel zeigt Gott drastisch, was die Stunde für sein Volk geschlagen hat, und die Israeliten haben es auch gewusst: „Unsere Hoffnung ist verloren, und es ist aus mit uns“ (Vers 11). Sie haben aber auch gewusst, warum: „Unsere Sünden und Missetaten liegen auf uns, dass wir darunter vergehen!“ (Kap. 33,10)

Hier möchte ich einhaken. Wie sieht mein Leben, wie sieht unsere Welt aus der Perspektive Gottes aus? Wie sieht er meinen Alltag, das, was ich tue und lasse? Wie sieht er die Schwierigkeiten, die mich aufreiben, und die Probleme, die uns über den Kopf wachsen?

Die im Volk Israel damals hatten begriffen: Unsere schlimme Situation hängt mit unserer kaputten Beziehung zu Gott zusammen! Sie haben nicht die gesellschaftlichen Verhältnisse, die politische Großwetterlage, die anderen verantwortlich gemacht, sondern bekannt: Unser Leben ohne Gott hat uns kaputtgemacht! Das ist schon sehr viel, wenn jemand, dessen Leben knochentrocken ist, die Schuld nicht mehr auf die anderen schiebt, sondern weiß: Mein Ungehorsam, mein Desinteresse an Gott haben mich dahin gebracht. Wenn wir heute damit anfangen, unsere Situation einmal aus der Perspektive Gottes anzusehen, wäre schon viel gewonnen.

2. Gott will neues Leben.

Was ist der Unterschied zwischen einem Schiedsrichter und einem Stürmer? Ich habe von Fußball nicht viel Ahnung, aber einige Beobachtungen habe ich doch gemacht. Ich sah z. B. noch keinen Schiedsrichter, der ein Tor schoss, und noch keinen Stürmer mit Trillerpfeife im Spiel.

Ein Schiedsrichter ist unparteiisch. Er achtet auf die Einhaltung der Regeln. Ein Stürmer ist Partei. Zwar erkennt er die Regeln an, aber er will nur eins: den Sieg seiner Mannschaft.

Gleicht Gott dem Schiedsrichter oder dem Stürmer? Ist er der Unparteiische, oder ist er Partei? Das Volk Israel dachte: Gott ist Schiedsrichter. Er hat eine Ordnung gegeben, und wer ihm gehorcht, darf leben. Nach dieser Ordnung ist es aus mit uns. „Unsere Sünden liegen auf uns.“ Aber das ist der Clou bei der Vision des Propheten Hesekiel: Gott ist Partei! Er setzt seine Ordnung nicht außer Kraft; aber er begnügt sich nicht damit, die Schuld seines Volkes festzustellen, sondern will das Leben seines Volkes. „Ihr verdorrten Gebeine . . . ich will Odem in euch bringen, dass ihr wieder lebendig werdet.“

Der Glaube an Jesus ist nicht dazu da, das Elend der Welt zu erklären, sondern neues Leben zu schenken.

Die im Volk Israel haben ihr Elend fromm und richtig mit ihrer Schuld begründet, aber sie haben den Ausweg nicht mehr gesehen. Sie glaubten an Gott, aber ohne Hoffnung. Da hinein sagt Hesekiel: Gott ist kein Ordnungshüter! Gott ist der Lebensspender.

Um es deutlich zu sagen: Gottes Ordnung gilt. Der Glaube an Gott, an Jesus, bringt das Leben, und leben ohne ihn bringt den Tod. Das sind zwei Lebenskonzepte, und jeder muss für sich die Entscheidung zwischen beiden treffen.

Aber Gott ist es nicht gleichgültig, welchen Weg wir gehen. Er guckt nicht unparteiisch zu, sondern er hat vor den Weg des Todes Hindernisse aufgebaut, Warnschilder aufgestellt in seinem Wort, Wächter postiert in seinen Boten. Diesen Weg will er uns so schwer wie möglich machen.

Vor dem Weg des Lebens steht er selbst. Dahin will er uns locken. Dahin lädt er uns ein. Gott will unser Leben!

3. Gott schafft neues Leben.

Gott will nicht nur neues Leben, er schafft es auch! Wie macht er das?

„Ihr sollt erfahren, dass ich der Herr bin, wenn ich eure Gräber öffne und euch, mein Volk, aus euren Gräbern heraufhole.“ Was will Gott tun? Er will „aufschließen“ und „heraufholen.“

Ich muss erzählen von einem berühmten Kunstwerk des hohen Nordens, dem Bordesolmer Altar im Dom von Schleswig. Man sieht rechts einen Kerker. Stufen führen hinab. Eine mächtige Tür zeigt schwere Eisenbeschläge und starke Riegel. Aber das Schloss ist aufgebrochen. Die Tür steht offen. Der Zugang ist frei.

In der offenen Tür steht Jesus. In der Hand hält er die Siegesfahne. Die andere Hand ist ausgestreckt, einem alten Mann entgegen. Ihn führt Jesus Schritt für Schritt, Stufe für Stufe aus der Tiefe herauf. Genau das ist es!

An Ostern hat Gott angefangen, die Gräber aufzuschließen. Und machen wir uns klar: Es gibt keine undurchdringlichere Tür als das Grab. Es gibt nichts Sichereres als den Tod. Der ist sicherer als alle Tresore und Panzertüren. Diesen Verschluss knackt keiner. Der Tod macht den zuverlässigsten Schlüsseldienst.

Aber seit Ostern ist er ein unsicherer Kandidat geworden. Jesus sagt von sich: „Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel des Todes und der Hölle“ (Offb. 1,18).

Der auferstandene Jesus schließt Gräber auf. Wenn er das kann, dann kann er auch unser Desinteresse, unsere Gleichgültigkeit, unseren halben Gehorsam, unsere Mutlosigkeit Schritt für Schritt überwinden und uns Stufe um Stufe herausführen zu einem Leben mit ihm.

Vielleicht ist Ihr Entschluss, Klarheit zu suchen über den Glauben an Jesus, ein erster Schritt, vielleicht ist ein Gespräch mit einem anderen über die Nachfolge eine Stufe auf diesem Weg, bis wir endlich zu Jesus sagen: „Du bist mein Herr!“

Amen

Rüdiger Mielke

XXXVIII.

Ein Apostel, der nicht glauben kann.

Matthäus 14,30.31

Als er (Petrus) aber den starken Wind sah, erschrak er und begann zu sinken und schrie: Herr, hilf mir! Jesus aber streckte sogleich die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?

Gibt es wohl einen Fußballspieler, der keinen Ball treffen kann? Gibt es einen Bergsteiger, dem schon auf der Treppenleiter schwindelig wird, einen Löwenbändiger, der vor einem Pudel die Flucht ergreift, einen Fahrlehrer, der nicht Auto fahren kann, einen Buchhalter, der nicht rechnen, einen Bäcker, der nicht backen kann? All das gibt es natürlich nicht. Es wäre ein Widerspruch in sich selbst.

Aber gibt es einen Apostel, einen Boten Jesu, der nicht glauben kann? Ist das nicht auch widersinnig? Und doch berichtet unser Text von solchem Apostel.

Die Geschichte, in der unsere Verse stehen, berichtet davon, wie die Jünger ohne Jesus über den See Genezareth fahren. Sie geraten durch einen starken Sturm in Not. In der vierten Nachtwache kommt Jesus auf dem Wasser zu ihnen. Als Petrus den Herrn sieht, will er ihm entgegengehen und steigt auf den Befehl Jesu aus dem Boot. Er nähert sich Jesus. Aber dann beginnt er zu sinken.

Ein Apostel, der nicht glauben kann . . . Wenn es stimmt, dass Matthäus sein Evangelium besonders für die Gemeinde in Jerusalem und Palästina geschrieben hat, dann erhält diese Geschichte noch eine besondere Brisanz. Denn Petrus war für die Gemeinde in Jerusalem die zentrale Figur. Er hatte diese Gemeinde mit gegründet, war eine ihrer Säulen und ihre geistliche Autorität. Und doch wird er in dieser Geschichte entlarvt als einer, der im Glauben an Jesus versagt.

Wir wollen sie uns in zwei Punkten näher ansehen.

1. Mutprobe?

Goethe hat in unserer Geschichte die Erzählung von einer Mutprobe gesehen. „Glaube und frischer Mut in schwierigsten Unternehmen“ findet sich in ihr.

Wie frisch der Mut war, mag dahingestellt bleiben. Eins ist klar: der Wind war frisch. In der vierten Nachtwache, also zwischen drei und sechs Uhr morgens, kommt es zu der Begegnung zwischen den abgekämpften Jüngern und Jesus. Sie hatten ja schon einige Stunden der Not hinter sich. Zwar waren ihnen solche Stürme auf dem See Genezareth nicht unbekannt, aber sie mussten doch eine äußerst gefährliche Situation durchstehen.

Die Erscheinung Jesu auf dem tobenden Wasser schockierte sie zusätzlich. „Ein Gespenst!“ schrien sie.

Nein, ein christliches Seeabenteuer mit Jesus ist das Ganze nicht. Petrus ist nicht Marco Polo. Aber eine Probe, besser ein Wagnis, kann man das Geschehen schon nennen. Petrus sieht: Jesus geht auf den Wellen. Ihm kann die gefährliche Wirklichkeit des Wassers nichts anhaben. Petrus erkennt: Jesus ist Gottes Sohn, der Messias, der Christus, der alles vermag. Petrus weiß: Was Jesus ist und was er hat, das ist und hat er nicht für sich, sondern für mich. Wenn er auf den Wellen gehen kann, dann kann ich es im Glauben an ihn auch! Petrus weiß: Jesus ist kein Supermann, dem unheimliche Kräfte zur Verfügung stehen, sondern der Sohn Gottes, der in Abhängigkeit vom Vater lebt, und seine Kraft, die er vom Vater erhält, hat er nicht einfach zur Verfügung, sondern er erlebt sie im Gebet herab. Das alles setzt er nicht zur Schau für sich selbst ein, sondern zur Hilfe für uns.

Das alles weiß Petrus, und er wagt es, dieses Wissen mit der gefährlichen Wirklichkeit zu konfrontieren. Er bleibt nicht im Boot. Jesus, auf dein Wort hin will ich zu dir kommen! Dieses Wagnis ist der Clou der Geschichte. Petrus unternimmt es, sein Wissen um die Kraft Jesu der Wirklichkeit entgegenzusetzen nicht nur mit der Frage, ob sein Glaube dabei bestehen bleiben wird, sondern mehr noch in der Hoffnung, dass der Glaube die gefährliche Wirklichkeit unschädlich machen wird.

In Vers 29 heißt es: „Und Petrus stieg aus dem Boot und ging auf dem Wasser.“ Nicht die Wirklichkeit bedroht den Glauben, sondern der Glaube verändert die Wirklichkeit, macht sie unschädlich. Sturm und Wellen sind weiterhin da, aber sie richten keinen Schaden mehr an.

Ich behaupte: So bekannt diese Geschichte von Petrus, der sich mit seinem Glauben auf das bedrohliche Wasser traut, unseren Ohren ist, so unbekannt ist sie doch unserem Leben im praktischen Vollzug unseres Glaubens. Da ist auf der einen Seite unser Wissen über Jesus, und das umfasst eine ganze Menge, auf der anderen Seite aber der Alltag, wie er sich uns darstellt, mit den verschiedensten Formen gefährlicher Wirklichkeit, wo andere Mächte das Sagen haben. Ich lasse mir am Sonntag im Gottesdienst bestätigen, was ich von Jesus weiß, aber am Montag wird mein Wissen im Alltag widerlegt.

Und dabei liegt doch gerade darin die Chance unseres Christseins, das, was wir von Jesus wissen, einzusetzen in der Wirklichkeit unseres Lebens. Wer wagt es denn, die Glaubenserkenntnis, dass Jesus der Herr der Welt ist, einzusetzen in unserem Denken, Reden und Handeln, wenn es um die kleinen und großen Machtfragen des Lebens und der Welt geht? Wer wagt es denn, mit der Botschaft von der Vergebung, vom neuen Leben gegen die gefährliche Wirklichkeit der unversöhnten Verhältnisse anzugehen? Und das nicht nur in der Hoffnung, den Glauben da noch irgendwie heil durchzubringen, sondern im Vertrauen, durch den Glauben die bedrohliche Wirklichkeit unschädlich zu machen?

In dieser Geschichte werden wir ermutigt, den Schritt auf das Wasser zu wagen. Beim Glauben an Jesus geht es immer um das konkrete Wagnis. Das ist wichtig für unseren Glauben, weil er sonst nur über den Dingen schwebt, illusionär bleibt und mit unserer erfahrbaren Alltagswelt nichts mehr zu tun hat.

2. *Schlag ins Wasser.*

Im ersten Punkt haben wir gesehen: Petrus geht das Wagnis des Glaubens ein. Aber dann wird in der Geschichte doch berichtet, dass er sinkt. Das Wagnis scheitert.

Die Frage erhebt sich: War sein Glaube nicht stark genug? Wäre er nicht gesunken, wenn er mehr, intensiver geglaubt hätte? Ist diese Geschichte ein Appell, stärker zu glauben nach dem Motto: Je größer die Glaubensanstrengungen, desto größer die Chance, sich über Wasser zu halten? So sagen es doch viele, etwa im Blick auf Gebetserhörungen. Auch der große Ausleger Bengel hat unseren Text so verstanden: „Im genauen Verhältnis zu seinem Glauben blieb er über Wasser.“

Nach meiner Auffassung sagt die Geschichte das nicht, und auch im ganzen Neuen Testament steht es anders. Nicht nach dem Maß seines Glaubens wird Petrus gerettet, sondern nach dem Maß der Barmherzigkeit Gottes! „Jesus aber streckte sogleich die Hand aus und ergriff ihn.“ Es geht in dieser Geschichte nicht um die Macht des Glaubens, sondern um die Macht Jesu.

Warum ist das so wichtig? Weil es so viele Christen gibt, die sich abkrampfen mit der Frage: Habe ich genug Glauben? Wenn er nur intensiver wäre, wenn ich nur standhafter wäre, dann hätte sich manches in meinem Leben längst erfüllt. Mir steht deshalb so oft das Wasser bis zum Hals, weil die Kraft meines Glaubens noch so gering ist.

Sehen Sie, wer so redet, der hat noch nicht begriffen, dass wir nicht von der Größe unseres Glaubens, sondern von der Größe Jesu leben. Das ist ein Unterschied. Nicht, was wir unserem Glauben, sondern was wir Jesus zutrauen, das ist wichtig.

Darum allein geht es in unserer Geschichte. Schlatter hat das in seiner Auslegung ganz klar gesagt: „Die Bibel will uns davor bewahren, dass wir an unseren Glauben glauben statt an Jesus.“

Die bange Frage, ob bei uns genug Glauben ist, hat Jesus beiseite gestellt. „Wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn . . . sagt er, und das Senfkorn ist das kleinste unter den Samenkörnern. Wir wären sehr arme Menschen, wenn wir uns nach dem Maß unseres Glaubens über Wasser halten müssten!

Wie gut, dass Jesus so stark ist, dass er Petrus und uns, wenn wir absacken, sofort festhalten kann!

Amen
Rüdiger Mielke

XXXIX.

Adel befreit.

1. Petrus 2,9

Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, dass ihr verkündigen sollt die Wohltaten dessen, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht.

Adel verpflichtet," sagt man.

Adel bedeutet für einen Menschen hohe Auszeichnung und besondere Würde. Die ehrenvolle Abstammung bewirkt einen hervorgehobenen Stand. All das verleiht dem Leben Glanz.

Zugleich aber werden dem Menschen ernste Verpflichtungen und Lasten aufgelegt. Sein Verhalten bei Tisch, im öffentlichen Leben, in der Konversation ist nicht mehr in sein Belieben gestellt, sondern unterliegt strengen Regeln.

Unser Bibelwort spricht vom Adel der Gemeinde Jesu. Ein Ehrentitel wird an den anderen gereicht: „auserwähltes Geschlecht,“ „heiliges Volk,“ „königliche Priesterschaft,“ „Volk des Eigentums.“ Alle diese Begriffe stehen in einem ehrenvollen Zusammenhang mit der Geschichte Gottes an seinem Volk Israel im Alten Testament, sind aber nun nicht nur Israel zugesprochen, sondern auch Menschen aus anderen Nationen, die an Jesus glauben und ihm nachfolgen.

Ich denke sofort: Adel verpflichtet! Es erheben sich belastende Fragen: Tragen wir diese Titel zu Recht? Haben wir sie verdient? Bleiben wir nicht meilenweit dahinter zurück? Die Worte werden zur Last wie eine zentnerschwere Trophäe.

Aber wenn wir unseren Text so verstehen, werden wir ihn völlig falsch verstehen! Er will uns sagen: Adel befreit

1. zur Dankbarkeit.

Es handelt sich hier nicht um einen versteckten Imperativ, auch nicht um ein so viel oder alles sagendes Wort, dass man damit nichts mehr anfangen kann.

Ich will das deutlich machen am Unterschied zwischen einer Dienstanweisung und einer Ernennungsurkunde. Die Dienstanweisung enthält einen Katalog von Pflichten und beschreibt, was einer zu tun hat. Die Ernennungsurkunde dagegen setzt einen rechtsverbindlich in ein Amt ein und beschreibt, wer er ist.

„Ihr seid . . .“ gleicht der Ernennungsurkunde, die Freude bei uns auslösen will. Tut sie das?

Wirkt dieser Satz nicht eher wie ein Kontrastmittel, das die Erbärmlichkeit der Gemeinde Jesu, des Gemeindelebens, der Gruppen und Kreise besonders scharf zeigt? Kommt da nicht viel Unheiligkeit ans Licht? Werden nicht Bereiche sichtbar, in denen wir uns der Herrschaft Jesu entziehen, in denen wir nicht königlich dastehen?

Mir kommt dieser Satz vor wie Tiefkühlkost, die einem Hungernden vorgesetzt wird. Ich kann sie zersägen, versuchen, sie auseinanderzunehmen – es hilft nicht, sie sättigt nicht. Es hilft nicht, wenn wir unseren Text Wort für Wort auseinandernehmen und erklären.

Aber wenn der Geist Gottes kommt und dies Wort erwärmt und austeilte, persönlich zuspricht, dann bleibt es nicht eine leere Hülse, sondern wird sättigende, nahrhafte Speise, an der eine Gemeinschaft von Christen und jeder einzelne Christ gesunden kann.

Ihr seid auserwählt: Gott hat euch in Jesus erwählt.

Ihr seid das heilige Volk: Gott hat euch in Jesus heilig gemacht.

Ihr seid das Volk des Eigentums: Gott hat euch in Jesus aus der Gewalt der Sünde befreit.

Das ist gute Nachricht für eine Gemeinde, die angetrieben wird von dem Satz: „Wir müssten . . .“ Das ist gute Nachricht für den einzelnen Christen, der erschöpft ist von den Versuchen, Gott zu gefallen, und aufgerieben von den Fehlschlägen.

Man kann ja so blind werden, dass man noch die hellsten Geschichten der Bibel mit der Frage liest: Was muss ich tun? Auf diese Frage verweigert der Text zunächst jede Antwort.

Aber auf die Frage: Gott, was hast du für uns getan? gibt er reichlich Antwort. Wir bekommen hier unsere Ernennungsurkunde noch einmal vorgehalten. Die Folge ist nicht stolzer Selbststuhm: „Wir sind . . .“, sondern dankbare Freude: „Danke, Herr, dass du uns zu deinem Eigentum gemacht hast.“ – Adel befreit

2. von falschen Fragestellungen.

„Ihr seid die königliche Priesterschaft“ – was heißt das?

Das Alte Testament macht uns das am Beispiel der Priesterweihe Aarons und seiner Söhne klar (2. Mose 29). Ein junger Stier und zwei Widder werden geschlachtet, nachdem Aaron und seine Söhne ihnen ihre Hände aufgelegt haben. Mit dem Blut der Opfertiere wird der Altar bestrichen, Blut wird an seinem Fuß ausgegossen, Aaron und seine Söhne werden mit Blut besprengt, ihr rechtes Ohrläppchen, der Daumen ihrer rechten Hand und die große Zehe ihres rechten Fußes werden mit Blut bestrichen. Sieben Tage lang soll diese Zeremonie durchgeführt werden zur Sühnung.

Danach werden die Priester zugelassen zum Dienst am Heiligtum. Sie dürfen Dienst tun in der Stiftshütte, sie sind befugt, die Opfer vor Gott zu bringen.

Gott dienen dürfen – das ist der entscheidende Punkt beim Priesterdienst, ganz nahe bei Gott sein dürfen und Werkzeug für ihn zu sein bei seinem Dienst für die Welt.

Zur Zeit Jesu hatte man etwas davon verstanden, welches Vorrecht der Tempeldienst war. Wer darf Dienst tun am Brandopferaltar? Die Priester standen im Kreis, und in einer Art Losverfahren wurde die Antwort ermittelt.

Es gibt ganz falsche, nachgeordnete Fragestellungen: Will ich Gott dienen? Kann ich Gott dienen?

Aber beim Priestertum geht es allein um die Frage: Darf ich Gott dienen?

Es ist ein Grund zu unaufhörlichem Staunen, dass Gott unseren Dienst so nah an sein Handeln gerückt hat. Hier im 1. Petrusbrief wird davon manches deutlich. Auch im 2. Korintherbrief geht Paulus an verschiedenen Stellen auf die Herrlichkeit dieses Amtes ein.

Unser Priestertum ist nicht belastende Verpflichtung, sondern königliche Auszeichnung, die Gott seinen Kindern gewährt.

Es gibt noch eine andere falsche Fragestellung, von der wir befreit werden. Die Christen, an die Petrus seinen Brief richtet, standen unter Druck, unter Verleumdung, unter falschen Anschuldigungen. Das konnte sie befremden und die Frage aufwerfen: Auf wessen Stimme sollen wir hören?

Petrus antwortet eindeutig: Ihr seid die königliche Priesterschaft, und darum kann für euch nur die eine Frage wesentlich sein: Was sagt Gott zu meinem Tun? Das Urteil der Menschen ist nicht maßgebend. Was ist Gott wohlgefällig?

Bei der Fülle von Fragen und Anforderungen, in der Christen stehen, gilt es klar zu unterscheiden: Wo geht es tatsächlich um die Gehorsamsfrage Gott gegenüber? Was ist nur von außen an mich herangetragen worden? – Adel befreit

3. zu den richtigen Konsequenzen.

Wenn wir das 2. Kapitel des 1. Petrusbriefes im Zusammenhang lesen, stellen wir fest, dass unser Text eingebettet ist in eine Reihe von Ermahnungen.

Da heißt es etwa: „Ihr habt ja geschmeckt, dass der Herr freundlich ist. Zu ihm kommt als zu dem lebendigen Stein“ (Verse 3 und 4). „Auch ihr als lebendige Steine erbaut euch zum geistlichen Hause und zur heiligen Priesterschaft . . .“ (Vers 5). In der älteren Ausgabe der Luther-Bibel steht da: „Lasst euch als lebendige Steine zum geistlichen Haus aufbauen . . .“

Beides gehört zusammen. „Lasst euch aufbauen . . .“ ist in der Grammatik ein Imperativ im Passiv: Lasst etwas mit euch geschehen! Lasst zu, dass Gott an euch handelt!

Christen sind nicht angewiesen auf eine verkrampfte, zweifelnde Suche: Wo ist mein Platz? Sie dürfen leben in der gespannten und zum Gehorsam bereiten Erwartung: Wohin wird mein Herr mich führen?

Amen

Rüdiger Mielke

XL.

Gespräch über unseren Lebensdurst.

Johannes 4,14

(Jesus spricht): Wer von dem Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm eine Quelle des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt.

In der Vorbereitung auf diese Predigt habe ich ein Wort gefunden, das Jesus zugeschrieben wird, das aber nicht im Neuen Testament steht, sondern in einer frühchristlichen Schrift enthalten ist. Danach hat Jesus gesagt: „Ich trat auf mitten in der Welt und erschien ihnen und fand sie alle trunken. Und keinen fand ich unter ihnen, der durstig gewesen wäre.“

Stimmt diese Aussage? Ich bin sehr froh über die Geschichte, der unser heutiger Text entnommen ist. Die Begegnung Jesu mit der Samariterin am Brunnen lehrt uns etwas anderes. Jesus hat offensichtlich doch einen Menschen voller Lebensdurst gefunden.

In der Mittagszeit begegnet Jesus der Frau, als sie Wasser holt. Der Brunnen ist ein guter Treffpunkt für ein Gespräch. Jesus sucht einen Anknüpfungspunkt. Alltägliche Begebenheiten und Gegenstände – wie etwa ein Acker, ein Fischernetz, ein Groschen, ein Samenkorn – helfen ihm dabei. Hier ist es das Wasser. Anhand solcher Anknüpfungspunkte verdeutlicht er das Evangelium und veranschaulicht das Geheimnis seiner Person. Was liegt näher, als in der Mittagshitze am Brunnen, müde von der Wanderung, ein Gespräch über den Durst und das Wasser anzufangen, um dann aber nicht nur vom Wasser, sondern vom Lebensdurst zu reden. Jesus trifft auf einen Menschen, der Lebensdurst hat, und im Laufe des Gesprächs wird dieser Durst gestillt.

Ich wünsche mir, dass Jesus dieses Gespräch auch mit uns heute beginnt.

1. Jesus fragt nach unserem Durst.

Wenn ich vom Lebensdurst spreche, dann muss ich mich gleich der Frage stellen, was ich damit eigentlich meine. Das Wort klingt irgendwie schwammig oder theatralisch. Nun, ich meine damit die Sehnsucht nach vollem, erfülltem, lohnendem Leben, das ich niemals bereue.

Haben wir solchen Lebensdurst? Manchmal kann man ja skeptisch sein gegenüber den Christen, die den Menschen große Fragen einreden wollen, um ihnen dann mit ihrem Glauben an Jesus eine Antwort zu geben. Ich bin mir nicht sicher, dass die Frage nach dem Lebensdurst wirklich brennend ist. Gibt es nicht viel brisantere Themen?

Vielen geht es doch in erster Linie um die Lebensbewältigung. Wer unter uns hat denn noch die Hoffnung, den „großen Wurf“ zu schaffen in seinem Leben? Wir sind doch realistischer geworden. Nicht das große Glück wird gesucht, sondern das einigermaßen geratene Leben. Nicht der große Durst soll gestillt werden, sondern die kleinen Probleme sollen gelöst werden. Wenn wir schon nicht unser Leben mit dem großen Plus abschließen können, wollen wir wenigstens nicht ins große Minus abrutschen. Ich treffe viel Erwartungslosigkeit an nach dem Motto: Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!

Für die Bibel aber ist klar: Lebensdurst gehört zur Bestimmung des Menschen. Der Schöpfer hat ihn so ausgestattet, und wenn der Lebensdurst erstickt ist, ist das ein Zeichen der gefallenen Schöpfung.

Es wäre sicherlich interessant, einmal darüber zu reden, wie sich der Lebensdurst konkret bei uns zeigt. In einem Vortrag hörte ich einmal, dass man den Lebensdurst des Menschen letztlich in drei große Sehnsüchte zusammenfassen kann:

- ❶ Die Sehnsucht nach Name und Beziehung. Wem bin ich unaustauschbar wichtig
- ❷ Die Sehnsucht nach Freiheit und Entfaltung. Wie kann ich aus meinem Leben etwas machen?
- ❸ Die Sehnsucht nach Heimat und Geborgenheit. Wo bin ich letztlich zu Hause?

Etwas von diesen drei großen Sehnsüchten finden wir ja auch bei der samaritanischen Frau, die auf der Suche nach immer neuen Beziehungen ist und sich zu bergen sucht in einem Glauben, in dem die Tradition der Väter eine große Rolle spielt.

Etwas anderes ist für die Bibel aber auch grundsätzlich klar, nämlich, dass der Mensch immer wieder versucht, seinen Lebensdurst ohne Gott zu stillen. Es ist eben ein Irrtum, zu meinen, dass die Sehnsucht nach Leben automatisch die Sehnsucht nach Gott ist! Wir leben vielmehr in dem gefährlichen Irrtum, die Gaben ohne den Geber könnten satt machen, und wir erkennen nur selten, dass unser Lebensdurst durch das, was wir ohne Gott zu erlangen suchen, immer nur vertieft wird. Im Epheserbrief (Kap. 4) wird einmal von der „trügerischen Begierde“ gesprochen. Das heißt doch: Sie gibt nicht, was sie verspricht. Wenn wir nicht begreifen, dass erfülltes Leben nur beim Geber der Gaben zu haben ist, kann es dazu kommen, dass wir im Genuss vor Begierde verschmachten. Das beste Beispiel ist das Gleichnis vom verlorenen Sohn.

2. Jesus stillt unseren Durst.

Wie tut er das? Gibt er statt der irdischen Gaben himmlische, oder gibt er himmlische zu den irdischen dazu?

Wenn wir unseren Text noch einmal anschauen, merken wir: In diesem Vers stecken zwei Lebenskonzepte. Beim einen geht es darum, Wasser zu trinken, beim anderen darum, Quelle zu werden. Man kann einem Schwamm gleichen, der immer nur aufsaugt und alles für sich behält, oder einer Quelle, die auch aufnimmt, dann aber weitergibt. Haben oder geben, begehren oder ausströmen, aufsaugen oder andere erquicken, das sind die beiden Lebenskonzepte, die in diesem Wort Jesu stecken.

Jesus stillt unseren Lebensdurst nicht dadurch, dass er unsere Bedürfnisse befriedigt, sondern indem er uns verändert, uns ein neues Lebenskonzept schenkt.

Ich denke an Zachäus, der den Zoll eintreibt. Er hat genommen, was er kriegen konnte. Er konnte nie genug bekommen. Er war unersättlich, wie ein Fass ohne Boden. Und dann, in der Begegnung mit Jesus, ändert sich seine ganze Lebenshaltung. Vierfach will er zurückzahlen und die Hälfte seines Kapitals an die Armen weitergeben.

Christsein bedeutet nicht, leben nach dem Prinzip Schwamm, dass ich zu irdischem Reichtum noch obendrein himmlischen aufsauge. Viele missbrauchen ihr Christsein so, indem sie in dem falschen Konzept bleiben.

Der Text von Johannes 4 ist eine Umkehr-, eine Bekehrungsgeschichte. Sie zeigt die totale Umwandlung der samaritanischen Frau. Die Ausleger haben recht, wenn sie unseren Vers 14 auf den Heiligen Geist bezogen haben. Er allein kann unsere Umwandlung bewirken.

3. *Jesus weckt neuen Durst.*

Auf eine Frage möchte ich noch eingehen. Sagt unser Text aus, dass wir in der Nachfolge Jesu nie mehr Lebensdurst haben werden? Dass alle Bedürfnisse befriedigt sind? Dass wir ohne Spannungen leben können?

Calvin hat in seiner Auslegung etwas anderes gesagt. Da heißt es: „Dass die Gläubigen bis an ihr Lebensende vor Sehnsucht nach reicheren Gnadengaben brennen, widerspricht diesem Wort Jesu nicht.“ So dürsten die Gläubigen ihr ganzes Leben lang, und zwar brennend, und doch haben sie Überfluss an lebensspendendem Wasser.

Ja, so ist es! Wer einmal die Kräfte der neuen Welt, die Vergebung, die Jesus Christus schenkt, die Gemeinschaft mit dem Vater, die neuen Ziele, die er in unser Leben gibt, wer all das einmal geschmeckt hat, der verlangt nach mehr. „Das schmeckt nach mehr,“ heißt ein Sprichwort.

Das gilt auch für den Glauben. Wer einmal die Gegenwart Jesu in seinem Wort und in seiner Gemeinde erfahren hat, der hat Sehnsucht nach mehr. Er möchte Jesus sehen von Angesicht zu Angesicht. Wer einmal erfahren hat, wie Jesus gerecht spricht und Verhältnisse ordnet, der sehnt sich nach mehr. Er sehnt sich nach der neuen Ordnung aller Dinge, nach dem neuen Himmel und der neuen Erde. Er ist einer, der hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit. Wer einmal Trost erfahren hat, der sehnt sich danach, dass Gott kommen wird, um abzuwischen alle Tränen von unseren Augen. Was wir heute in der Nachfolge Jesu – hoffentlich! – erfahren, ist nur ein Vorgeschmack und weckt Sehnsucht nach mehr. Wehe den satten Christen, die keine Sehnsucht mehr kennen!

Nein, eine Einladung zu einem satten und genügsamen Christsein spricht Jesus hier nicht aus. Aber er gibt uns heute alles, was wir zum Leben brauchen, und weckt in uns große Erwartungen, die er erfüllen wird am Tag seiner Wiederkunft.

Amen

Rüdiger Mielke

XLI.

Die Tagesration und das ewige Fest.

Matthäus 6,11

Unser tägliches Brot gib uns heute.

Stellen Sie sich einen langen Esstisch vor. Auf der linken Seite sind aufgebaut ein Napf, ein Löffel, ein Becher, eine Schüssel mit Wassersuppe, ein Stück Brot. Das ist alles. Rechts prangt ein üppiges Gedeck: ein tiefer Teller, ein flacher Teller, ein Salatteller, ein Obstteller, ein großes und ein kleines Messer, ein großer und ein kleiner Löffel, eine große und eine kleine Gabel, ein großes und ein kleines Glas. Verlockend angeordnet sind Cremesuppe, gemischte Salate, verschiedene Braten und Gemüse, Dessert . . . Links findet sich also ein karges Mahl, rechts ein Festessen.

„Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Worum geht es in dieser Bitte? Ist nur das Notwendige gemeint? Ist es eine bescheidene Bitte um das Brot im wörtlichen Sinn, das Gebackene aus gemahlenem Getreide? Das allein ist doch aber ungesund. Selbst das Sechskorn-Multivitamin-Müsli-Brot enthält noch zu viele Kalorien und zu wenig Vitamine. Das ist eine einseitige Ernährung.

Aber selbst, wenn man das Wort „Brot“ im Sinn von „Nahrung“ versteht, kommt gleich die Frage: Ist denn Ernährung alles, was wir zum Leben brauchen? „Brot und Spiele“ war doch schon das Lebensmotto im alten Rom. Und warum „tägliches Brot,“ immer nur eine Tagesration? Wir möchten doch Vorsorge treffen. Ich will nicht von der Hand in den Mund leben. Ist das Ganze also ein bescheidenes Gebet?

Mancher wird sagen: Ich habe es schon immer gewusst, dass Christsein eine karge Angelegenheit ist und Gott ein Geizkragen, der immer nur fordert. Ein spendabel großzügiger Geber, wie die Christen es immer behaupten, ist er nicht, und diese Bitte des Vaterunsers zeigt es, dass er nur für das Notwendigste sorgt.

In dieser Predigt möchte ich deutlich machen, dass es sich wirklich zunächst um die bescheidene Bitte um das Lebensnotwendige handelt, dass es aber zugleich eine unverschämte Bitte ist, die mehr enthält, als sich jeder von uns träumen lassen kann. Es geht um die Tagesration und um das ewige Fest.

1. Die Tagesration.

Die Ausleger haben versucht, diese Bitte allgemeiner zu verstehen, aber zunächst ist hier wirklich die Grundfrage des Überlebens, die Ernährungsfrage, im Blick. Gott ist Spezialist für sie. In Psalm 145 lesen wir: Du, Gott, gibst Nahrung. Du sättigst alles Lebendige mit dem, was es braucht. Die Versorgung der Hungernden ist Gottes besonderes Anliegen. „Den Hungrigen nährst du mit Gutem“ (Psalm 107). Wenn der

Hungrige schreit, so hört Gott und hilft ihm heraus. Dazu will Gott uns, die Menschen, gebrauchen, so wie es im Jesaja-Buch Kapitel 58 heißt: „Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, die führe ins Haus.“

Gott ist Spezialist für die Ernährungsfrage aller Geschöpfe. Kann man das so vollmundig sagen angesichts des grausamen Faktums des Welthungers? Sicher ist der Welthunger ein komplexes Problem, aber er ist nicht einfach eine Frage an Gott: Wie kannst du das zulassen? Er ist vor allen Dingen eine Frage an die Menschen. Gott hört den Schrei der Hungernden, ob in Lateinamerika oder der Sahelzone. Fraglich ist aber, ob die Menschen die Aufforderung Gottes hören: „Brich dem Hungrigen dein Brot!“, ob sie den Anruf Gottes vernehmen, ihr Brot zu teilen, und ihm gehorsam werden. Bei dem Problem des Welthungers müssen wir uns selbst fragen, warum Lebensmittelüberschüsse bei uns vernichtet werden, um Preise zu halten, während in anderen Ländern Zehntausende von Menschen täglich sterben am Hunger.

„Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Was bedeutet es, wenn wir, die wir satt sind oder werden, diese Bitte sprechen? Zunächst einmal sollen wir erkennen: Nichts ist selbstverständlich! So jedenfalls erklärt Luther diese Bitte: „Wir bitten in diesem Gebet, dass Gott uns lasse erkennen und mit Danksagung empfangen unser tägliches Brot.“ Zu diesem Dank gehört etwa auch das Tischgebet.

Und doch geht es noch um mehr, um alles, was zum Unterhalt des Leibes und dieses zeitlichen Lebens gehört (so Luther). Gott kümmert sich um die Kleinigkeiten unseres Alltags. Wenn er sich um die Lebensmittelfrage sorgt, dann auch um die Ausbildungsfrage, die Arbeitsplatzfrage, die Freundschaftsfrage, die Wohnungsfrage. Wir dürfen mit dem Schöpfer des Himmels und der Erde über unsere alltäglichen Sorgen sprechen. Gott lädt uns dazu ein, und ich gebe seine Einladung weiter. Sagen wir nicht: „Diese Dinge sind zu klein für den großen Gott!“ Gott nimmt unseren Alltag sehr wichtig! Alles, was wir nötig haben, ist von dieser Bitte umschlossen.

Aber da gibt es ein Problem. Was gehört alles dazu? Luther hat in seiner Erklärung eine Aufzählung geboten: Essen, Trinken, Kleider, Schuhe, Haus und Hof . . . Wie steht es bei uns heute?

Essen und Trinken – na klar, aber dann doch bitte wie Gott in Deutschland! Kleider und Schuhe – na klar, aber dann doch bitte besondere, die mit dem Markenzeichen. Haus und Hof – na klar, aber dann doch bitte mit Stil, das braucht man eben!

Sehen Sie, da steckt das Problem. Wenn es in dieser Bitte um alles geht, was wir zum Unterhalt des Leibes und des zeitlichen Lebens brauchen, dann bleibt zu klären: Was ist wirklich notwendig? Was brauchen wir wirklich? Unsere Bitte kann doch nicht heißen: „Gott, gib uns bitte, was wir brauchen, aber das bestimmen wir selbst oder lassen es uns durch die Werbung oder unsere gesellschaftliche Stellung bestimmen!“

Weil wir bei einem solchen Verständnis der Vaterunser-Bitte in Gefahr geraten, Gott zum Erfüllungsgehilfen unserer Wünsche zu erniedrigen, erinnere ich noch einmal ausdrücklich an den ersten Sinn dieser Bitte. Es geht wirklich um das Notwendige, um das Gebackene aus gemahlenem Korn, um das Brot. So können wir an dieser Bitte auch die Unterscheidung lernen zwischen Notwendigem und Luxus, zwischen dem, was wir tatsächlich haben müssen und deshalb mit Recht von Gott erbitten können, und dem, worauf wir eigentlich gut verzichten könnten.

2. Das ewige Fest.

Ich sagte, dass diese Bitte aber auch eine unverschämte ist und mehr enthält, als wir uns träumen lassen können. Ich möchte das jetzt erklären.

Die Bibel berichtet uns, wie Jesus einmal fünftausend Menschen satt gemacht hat. Er hatte gepredigt, und die Leute hatten ihm bis zum Abend zugehört. Zurückkehren in ihre Häuser konnten sie nicht mehr, ohne etwas gegessen zu haben, und so teilte Jesus ein wenig Brot und Fisch unter sie aus, bis sie alle satt waren.

Jesus versorgt sie mit einer wunderbaren Speisung. Aber eigentlicherweise verpassen die Menschen das entscheidende Wunder. Darum muss Jesus es ihnen nachträglich erklären: „Ich bin das Brot des Lebens.“

Jesus bietet nicht nur Brot an, sondern sich selbst. Nicht ein voller Bauch ist das Ziel seiner Wundertat, sondern er möchte, dass man ihn als den Messias erkennt.

Die Bibel erzählt uns viele Begebenheiten, bei denen Jesus mit Menschen zu Tisch sitzt, mit ihnen isst. Das Großartige an diesen Mahlzeiten sind nicht die Gaben, die auf dem Tisch stehen, sondern es ist der Gastgeber, Jesus.

In unserer Vaterunser-Bitte geht es auch um dieses große Fest der Gemeinschaft mit Gott, die in der Bibel häufig mit dem Bild des Mahles beschrieben wird.

Wie komme ich zu dieser Auslegung unserer Bitte? Das Wort „täglich“ – unser tägliches Brot – kann in zweierlei Weisen übersetzt werden. Es bedeutet einmal ganz einfach das für jeden Tag nötige Brot, für heute im wörtlichen Sinn. Es meint aber auch: heute Brot für den morgigen Tag. Und damit ist der große Morgen gemeint, der Tag, an dem Jesus wiederkommt und die Heilszeit beginnt.

Es ist also nicht nur das Allereinfachste unseres Alltags im Blick, sondern das Allerhöchste, das Brot des Lebens, das Brot der Heilszeit, des Paradieses. Gott, gib uns heute schon, was wir genießen werden, wenn wir in der Gemeinschaft mit dir am Tisch der Ewigkeit sitzen werden!

In einer Predigt zu unserem Text las ich: „Greift in diesem Gebet nicht nur nach den Pfennigen, dem täglichen Brot, sondern greift nach Gottes Hand. Sie ist die große Gabe, die euch auch in dieser Bitte angeboten wird.“

Amen

Rüdiger Mielke

XLII.

Keine Bankrotterklärung.

Matthäus 6,12

Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.

Fin Vaterunser recht beten ist schwerer, als alle Schlachten Napoleons zu gewinnen“ (Hebbel). Dieser Satz stimmt, obwohl das Vaterunser noch weithin bekannt ist und in seiner Formulierung einfach. Es ist schwierig, dieses Gebet recht zu beten, im Geist Jesu zu beten, verstehend zu beten.

Der Satz Hebbels sagt aber auch etwas aus über die Schwierigkeit, das Vaterunser auszulegen, und diese habe ich besonders bei der Vorbereitung auf diese Predigt gespürt. Mancher wird sagen: Wieso? Sünde, Schuld sind doch christliche Standardbegriffe, denen man im kirchlichen Raum ständig begegnet. Dort werden sie doch auch verstanden. Fraglicher ist es schon, ob sie im gesellschaftlichen Leben, am Arbeitsplatz, in der Schulklasse eine Rolle spielen. Da kennt man allenfalls noch den „Verkehrssünder“ oder den, der beim Essen „sündigt.“

In der Zeitschrift „Schritte“ wurde ein Artikel aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom Mai 1987 zitiert, in dem es heißt: „Zweifellos hat die Sünde früher einmal existiert. Sie war das Lieblingswort der Tugendwächter, mit dem sie über Jahrhunderte hinweg eine ganze Gesellschaft geknechtet und niedergehalten, gequält und betrogen haben. Stets ist dem Menschen im Namen der Sünde der Spaß am Leben genommen worden. Seit jenen unseligen Zeiten ist das Wort Sünde heute beiläufig geworden. Auf die Sünde sind wir nicht mehr gut zu sprechen. Das Wort ist peinlich im Gebrauch. Auch der Pfarrer vor der Kamera lächelt gequält, so als müsse er sich für diesen sprachlichen Rückfall entschuldigen.“ Hat dieser Artikel recht?

Oder stimmen die Beobachtungen von Manfred Seitz, der in einem kleinen Heft über die Beichte sagt: „Ich entdecke unter den Zeitgenossen, auch unter solchen, die Jesus gar nicht kennen, . . . ein ahnendes Ausschauen nach Vergebung. Es ist nicht wahr, dass die Menschen heute kein Verständnis dafür hätten, dass es so etwas wie Sünde gibt. Die Literatur und die Leserbriefe dieser Tage sind voller Selbstbeichtigungen und Sündenbekenntnisse, voller beichtähnlicher Vorgänge.“ Können wir im Gespräch mit anderen daran anknüpfen?

Aber wissen denn wir selbst, wir Christen, worum es geht, wenn wir von Sünde reden? Fritz Schwarz, der verstorbene Superintendent aus Herne, ist da skeptisch. Nach einer Umfrage zum Stichwort „Kennzeichen des Christseins“ hat er herausgefunden: „Christen unterscheiden sich von Nichtchristen durch ein allgemeines Sündenbewusstsein.“ Dem entspricht dann das Prinzip der Vergebung.

Worum geht es in unserer Vaterunserbitte? Um eine Bestätigung des Prinzips Vergebung? Ich möchte deutlich machen, dass es sich hier um eine Bankrotterklärung handelt, nicht weniger.

Das Wort stammt aus dem Wirtschaftsrecht. Wenn jemandem ein Darlehen gewährt wird, so verpflichtet er sich zur Rückzahlung und Tilgung dieser Schulden.

Der Mensch hat von Gott ein Darlehen erhalten, ist beschenkt und reich gemacht worden. Ich verdanke mich dem lebendigen Gott, mein Leben ist ein Darlehen von ihm. Leben heißt jetzt, dass ich Gott in meinem Lebensvollzug zurückgebe, was er mir geschenkt hat. Ich muss aber entdecken, dass ich mit meinem Darlehen alles mögliche gemacht habe, es nur nicht für Gott gebraucht. Die Taschen sind leer. Ich bin zahlungsunfähig.

In dieser Bitte des Vaterunsers geht es um die grundsätzliche Erkenntnis, wer wir vor Gott sind: Herr, ich kann nicht zahlen. Erlasse mir die Schulden! Tilge du mein Darlehen!

Ob das in der Gemeinde Jesu so klar ist? In einem Studienbrief „Seelsorge“ zum Thema „Schuld und Vergebung“ habe ich eine interessante Ausführung gefunden. Da heißt es: „Schuld ist eine menschliche Grundbefindlichkeit.“ Das bedeutet: Sie gehört zum Menschsein wie das Atmen. Erklärend wird ausgeführt: Der Begriff Schuld leitet sich vom altdeutschen skullan her und heißt soviel wie Sollen. Jeder Mensch hat in seinem Leben Zielvorgaben – verschieden je nach Veranlagung und Erziehung – die er erreichen möchte, die er aber notwendig immer wieder verfehlt. So gibt es in jedem Menschen immer die Spannung zwischen dem, was er ist, und dem, was er sein sollte. Als Lösung schlägt dieses Heft vor: „Wir müssen lernen, mit dem Bewusstsein der eigenen Schuld umzugehen, Schuldgefühle anzunehmen und zu tragen.“ Geschehene Schuld kann man in den Lebensplan einordnen und sie so umwandeln zu einer lebensfördernden Kraft, zu einem Stachel, der neue Möglichkeiten, neues Denken, neues Handeln weckt.

Als ich das Heft las, war ich entsetzt. Wird in der Gemeinde Jesu so über Schuld nachgedacht als über ein allgemein menschliches Problem, das dann auch irgendwie mit Gott zu tun hat? Ich sehe in diesen Aussagen ein Konzept der Selbstüberschätzung, das an biblischer Erkenntnis der Sünde total vorbeigeht.

Wenn die Bibel von Sünde spricht, dann meint sie einen viel tieferen Graben als den zwischen dem, was ich bin, und dem, was ich sein soll. Es geht um den Abgrund zwischen dem lebendigen Gott und dem rebellischen Menschen. Luther hat das einmal so gesagt: „Es geht bei der Sünde um mehr als um schmutzige Dinge, Begehrlichkeit, Habsucht. Es geht ums Abweichen von Gott, dass wir in unseren Wegen Gott nicht suchen, in Nöten ohne Glauben und im Glück ohne Gottesfurcht leben.“

Ich möchte das verdeutlichen an einem Bild, das ich bei Siegfried Kettling fand: Im Mittelpunkt eines Kreises steht der Mensch, um ihn herum auf der Kreislinie kreist Gott. Das ist Sünde im tiefsten Kern: Wir haben Gott aus dem Zentrum gerückt. Wir haben ihn nicht ganz verdrängt, aber er ist nicht die entscheidende Instanz unseres Lebens. Mittelpunkt sind wir selbst. Wir wollen unser eigener Herr sein. Gott hatte aber erwartet, dass das Geschöpf um seinen Schöpfer kreisen würde. Dazu war der Mensch geschaffen worden, und daraufhin ist er angelegt.

Diese Wende des Menschen weg vom lebendigen Gott, diese grundsätzliche Zielverfehlung macht die Tiefe des Grabens aus, der in der Bibel mit „Sünde“ bezeichnet wird. Und genau an diesem Graben setzt die Verheißung der Bibel an.

Gott will diesen Graben zuschütten. Alle Verheißungen des Alten Testaments gipfeln darin, dass Gott noch einmal eingreifen will und Sünde vergeben wird. Es genügt nicht, diese oder jene schuldhaftige Tat aus meinem Leben zu bereinigen, auszulöschen. Vergebung bewirkt eine völlig neue Beziehung zwischen dem Schöpfer und seinem Geschöpf

Im 31. Kapitel des Jeremia-Buches wird zum ersten Mal von dem neuen Bund gesprochen, den Gott stiften will: „Ich will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein. Ich will ihnen ihre Missetat vergeben und ihrer Sünde nimmermehr gedenken.“

Wir können diesen Graben von uns aus nicht zuschütten, aber Gott hat es getan in Jesus Christus. In ihm ist die Verheißung erfüllt. Er trägt den Zorn Gottes über die rebellischen Menschen, und er trägt zugleich den Hass der Menschen, die den lebendigen Gott nicht als ihren Herrn anerkennen wollen, die ohne ihn leben wollen. Jesus schreit am Kreuz: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Und die Menschen schreien dem leidenden Jesus ihren Hass entgegen: „Weg mit ihm! Kreuzige ihn!“

Weil Jesus in die Mitte getreten ist, in diesen Graben, weil er den Zorn Gottes und den Hass der Menschen trägt, darum ist der tiefe Schuldgraben zugedeckt. Weil Gott seinen Sohn gesandt hat und dieser am Kreuz für uns sterben musste, erkennen wir erst, wie tief der Graben ist. Ohne Erkenntnis dessen, was Jesus für uns getan hat, gibt es eigentlich keine grundlegende Erkenntnis der Sünde.

Es ist kein Wunder, dass ein Volk, in dem es keine Gotteserkenntnis mehr gibt, auch nichts von Sündenerkenntnis weiß. Bedrückend finde ich es aber, dass in der Kirche, in der Gemeinde Jesu die grundlegende Erkenntnis dessen, was Schuld ist, so unklar geworden ist, dass wir auch da in das moralische Verständnis abgleiten. Ich kann das nur so verstehen, dass wir auch die Klarheit der Gotteserkenntnis verloren haben.

Erst wer an Jesus glaubt, erkennt den Abgrund seiner Schuld richtig. Glauben heißt, die Hand Jesu ergreifen und sich von ihm über den gefährlichen Abgrund retten lassen.

Amen

Rüdiger Mielke

XLIII.

Ein Gebet, das die Augen öffnet.

Matthäus 6,13

Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.

Stellen Sie sich bitte eine Wandergruppe auf einer Bergtour im Hochgebirge vor. Sie ist unterwegs zu einem Ziel. Plötzlich schlägt das Wetter um. Nebel kommt auf, die Sicht ist ausgelöscht. Nach einigen mühsamen Stunden geht es nicht mehr weiter. Die Frage kommt auf: Sollen wir umkehren oder den Weg zur Hütte weitergehen? Die Gruppe entscheidet sich fürs Weitergehen. Der Weg ist schmal, der Nebel wird immer dichter. Nach größten Anstrengungen kommt die Gruppe völlig erschöpft zur Hütte. Sie wird empfangen mit der erstaunten, entsetzten Frage: „Wo kommt ihr denn her? Ihr seid doch nicht etwa über den Höhenweg gegangen? Wusstet ihr, in welcher Gefahr ihr wart?“

Gleich neben dem Weg gähnt der Abgrund. Ja, wenn sie das gewusst hätten! „Ja, wenn wir das gewusst hätten!“ Das ist so ein Satz der Ahnungslosigkeit, und manchmal kann man sich fragen, ob sie nicht eine Hilfe ist, um das Leben zu bewältigen. Was habe ich davon, wenn ich alle Gefahren kenne? Mein ganzes Leben würde ja zu einer einzigen Zitterpartie werden. Andere dagegen sagen: Die größte Gefahr besteht darin, die Gefahren gar nicht zu kennen.

Nun, wie immer es auch sein mag: Jesus möchte nicht, dass wir ahnungslos leben. „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen“ – das ist ein Gebet gegen die Ahnungslosigkeit, gegen die Leichtfertigkeit. Es ist ein Gebet, das die Augen öffnet.

1. Schätzt die Gefahren realistisch ein!

Ein Ausleger sagt zu dieser Bitte: „Sie ist hart und abrupt.“ Sie ruft uns in die Realität des bedrohten Daseins zurück.

Das Vaterunser tut zweierlei. Es lenkt unseren Blick nach oben und nach vorn. In allen Bitten bekommen wir Gottes großes Ziel mit der Welt zu sehen, die Vollendung. Aber es bewahrt uns vor der Gefahr, die vor uns liegende Wirklichkeit aus den Augen zu verlieren und zu vergessen, dass wir noch im Kampf stehen. Unser Text heute ist solch aufrüttelnde Warnung.

Eigentlich müsste ja alles klar sein. Christsein heißt doch, dass ich ein neues Leben führe, in dem die Sünde keine Herrschaftsansprüche mehr geltend machen kann, weil ich Anschluss habe an den gekreuzigten und auferstandenen Jesus, und er hat die Mächte des Bösen besiegt. Paulus macht das ganz klar im Römerbrief.

Eigentlich müsste alles ganz klar sein. Aber es ist nicht alles klar. Im konkreten Alltag stehe ich plötzlich in Entscheidungssituationen, in denen ich wählen muss zwischen Lüge und Wahrhaftigkeit, zwischen Gottes Plänen und meinen persönlichen Interessen, zwischen vergebender Liebe und Aufrechnen der Fehler des anderen. Wir kommen immer wieder an Weggabelungen, und am schlimmsten ist es, dass wir das oft nicht einmal merken. Die Versuchung, die Falle zum Unglauben und Ungehorsam, ist überall aufgestellt.

Warum das möglich ist, woher die Versuchungen kommen, wer dahinter steckt, das bleibt offen. Die Versuchung ist einfach da wie die Schlange im Paradies.

Aber sie gehört zum Christsein, ja, sie ist sogar eines seiner Kennzeichen. Diese Zerreißproben beweisen, dass der Same des Wortes Jesu bei uns Wurzeln geschlagen hat und aufgeht. Wer kein Christ ist, der weiß letztlich gar nicht, wovon hier die Rede ist. Aber wer Jesus nachfolgt, der kennt solche Schwierigkeiten. Darum sagt auch der Jakobusbrief, dass wir es als Grund zur Freude ansehen dürfen, wenn wir in vielerlei Weise auf die Probe gestellt werden. Es kann so zur Bewährung unseres Glaubens kommen. Auch der erste Petrusbrief spricht davon, dass solche Konflikte und Probleme dem läuternden Feuern gleichen, das das Silber reinigen wird.

Freilich machen solche Aussagen der Bibel mir unsere Vaterunserbitte noch unverständlicher. Müssten wir dann nicht eigentlich beten: „Führe uns in Versuchung, damit wir des Glaubens gewiss werden?“

Wer so redet, der verkennt die Gefahr, die jede Versuchung bedeutet. Versuchung ist wirklich die Möglichkeit, aus der Nachfolge Jesu herauszufallen. Sie ist echte Bedrohung. Sie kann Glauben bewirken, der Bewährung erfährt und zur Geduld führt, aber auch die Begierde wecken, die die Sünde gebiert, aus der der geistliche Tod, die Trennung von Gott, entsteht.

Die Stunde der Anfechtung entlässt uns entweder in gestärkten Glauben oder in verlorenen Glauben. Darum ist die Bitte „Führe uns nicht in Versuchung“ so zu verstehen, wie sie ein Ausleger einmal übersetzt hat: „Bewahre uns vor dem Erliegen in der Versuchung!“

Die Bibel ist da ganz realistisch. So wie das Reich Gottes seiner Offenbarung entgegengeht, so auch das Böse seiner letzten Enthüllung. Immer wieder begegnen wir in der Bibel Aussagen über den bösen Tag, die Stunde der Versuchung, die über den ganzen Erdbereich kommen wird, über die letzten Tage der Bedrängnis. In all diesen Wendungen geht es um die Zuspitzung eines letzten Konflikts, um die nicht mehr nur menschliche Versuchung, wie Paulus es einmal sagt. Auf diesen Konflikt will uns die Bibel vorbereiten, und sie zeigt uns dabei nicht das Schreckensbild einer alten apokalyptischen Tradition, einer bedauerlichen Verdunkelung des Evangeliums. (So sieht ein Ausleger etwa das 13. Kapitel des Markusevangeliums.) Sondern hier kommt der biblische Realismus zu Wort, der mit dem Kampf rechnet.

Dabei geht es nicht nur um die eine Stunde am Ende der Zeit, sondern das Vorspiel dazu beginnt schon heute im Leben des einzelnen Christen und der Gemeinde. Wir sollen nicht nur die allgemeine Versuchlichkeit des Menschen sehen, sondern die konkreten Augenblicke, in denen er an Weggabelungen steht und sich fragen muss: Welchen Weg gehe ich?

Luther hat in seinem Großen Katechismus unsere Bitte ganz konkret auf die Versuchungen und Anfechtungen im Lebensvollzug der Christen hin ausgelegt. Er sagt:

„Fühlen müssen wir die Anfechtung alle, wiewohl nicht alle einerlei, jeder auf seine Weise.“

Luther spricht von der Versuchung des Fleisches. Damit meint er das, was uns von Natur aus anklebt, das, was in uns steckt. Ich könnte auch das biblische Fachwort Begierde nennen, das keineswegs auf den geschlechtlichen Bereich beschränkt ist, sondern eine Lebenshaltung verdeutlicht. Bonhoeffer beschreibt die Anfechtung durch die Begierde so: Im Augenblick der Begierde „erlischt die Freude an Gott in uns, und wir suchen nur noch alle Freude an der Kreatur.“ Alles kann uns so zur Versuchung werden, zur Gefahr der „Gottvergessenheit.“

Oder Luther spricht von der Versuchung durch die Welt. Er sieht das Bewährungsfeld des Christen, die Menschen um ihn her, die nicht an Christus glauben. Auf diesem Kampfplatz bringe ich plötzlich die Liebe zum andern nicht mehr auf, oder mein Hochmut jagt mich. Die Ungläubigen um mich her können mich dazu verleiten, mein eigenes Christsein an den Nagel zu hängen. Und das ist doch nicht einfach eine theoretische Behauptung, sondern das erleben wir doch immer wieder.

Luther spricht von der Versuchung durch den Teufel, der entweder meinen Glauben vermessen und selbstsicher macht oder mich in die Abgründe der Verzweiflung stürzt.

Die Versuchung hat in jedem Leben ihre andere konkrete Gestalt. Darum mahnt uns die Bitte des Vaterunsers: Schätzt die Gefahren realistisch ein! Aber es geht um noch mehr:

2. Schätzt die Hilfe realistisch ein!

„Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.“ Dieses Gebet hat uns der gelehrt, der selbst die Versuchung, die Anfechtung am eigenen Leibe erfahren und überwunden hat. Der Sieg Jesu über den Versucher ist unsere einzige Chance in der Stunde unserer Versuchung.

Dürers Bild „Ritter, Tod und Teufel“ zeigt nicht die biblische Aussage. Wir gleichen nicht dem aufrechten, festen, zielbewussten, furchtlosen Ritter, der durch die fürchterlich zerklüftete Landschaft vorbei an den unwirklichen, fratzenhaften Gestalten von Tod und Teufel unbeirrbar dem fernen Ziel zureitet, der Burg. Tod und Teufel kümmern ihn nicht. In der Stunde der Versuchung siegt sein wahrhafter Glaube.

Das müssen wir bei unserer Bitte verstehen lernen: Es geht nicht um die Bewährung und Erprobung unserer Kräfte, nicht einmal unserer Glaubenskräfte.

In der Stunde der Versuchung werden nicht wir erprobt, sondern die Siegesmacht Jesu. Im Glauben an ihn können wir in der Versuchung bestehen, weil seine Siegeskraft Wirklichkeit ist.

Amen

Rüdiger Mielke

XLIV.

Können wir jetzt schon singen und feiern?

Matthäus 6,13c

Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Bete und arbeite!“ Das ist das alte, immer aktuelle Motto für das Christsein. Beten und arbeiten – das sind die zwei entscheidenden Kennzeichen für das Leben in der Gemeinschaft mit Gott, in der Nachfolge Jesu.

Heute möchte ich ein neues, ein anderes Motto aufstellen: „Singt und feiert!“ Nun, was halten Sie von diesem Motto? Sind Singen und Feiern zwei entscheidende Kennzeichen des Christseins?

Am Ende des Vaterunsers wird ein Lobgesang angestimmt, der Gott rühmt. Es geht hier um Singen und Feiern, um ein Fest zur Ehre Gottes.

Aber da gibt es Probleme. Gehört dieses Ende, dieser Lobgesang eigentlich wirklich zum Vaterunser? In der Luther-Bibel ist dieser Vers in Klammern gesetzt, und in der neuen Revision findet sich noch ein Sternchen dabei, versehen mit dem Satz: „Dieser Abschluss des Gebetes findet sich schon in einer Gemeindeordnung vom Anfang des 2. Jahrhunderts, wird aber in den neutestamentlichen Handschriften erst später bezeugt.“

Schon der alte Bengel hat sich mit der Frage herumgeschlagen, ob der Herr den Lobspruch mit diesen Worten vorgeschrieben habe. Und dann sagt er: Es kommt darauf an, was in den aller ältesten griechischen Handschriften steht, in der Quelle selbst. Aber da ist Fehlanzeige. In den ältesten Handschriften ist dieser Lobgesang nicht enthalten.

Diese Fehlanzeige hat weitreichende Folgen. Nicht nur die letzten Worte des Vaterunsers stehen in Klammern, gehören eigentlich nicht dazu, sondern dann gilt das gleiche auch vom Singen und Feiern. Das Vaterunser ist ja ein Gebet, das das ganze Christsein umfasst, und es endet dann mit der Bitte: „Erlöse uns von dem Bösen!“ Christsein ist also eine ernste Angelegenheit, in der Singen und Feiern nicht stattfinden, kein wesentliches Kennzeichen sind . . .?

Ich bin froh über die Antwort von Schlatter. Er sagt: „Es ist wahrscheinlich, dass das Vaterunser von Anfang an mit einer solchen Verkündigung der göttlichen Herrlichkeit geschlossen wurde.“ Lob gehört dazu!

Nun, ob wir diesen Vers in Klammern setzen müssen oder nicht, ist eine müßige Frage. Ich nehme ihn als Text für diese Predigt.

Viel wichtiger ist die Überlegung: Müssen wir das Singen und das Feiern als Wesensmerkmal des Christseins in Klammern setzen, noch in Klammern setzen? „Können wir jetzt schon singen und feiern?“ heißt es in einem Lied von Manfred Siebold. Dieser Frage wollen wir nachgehen.

1. Wir haben die Kunst des Feierns verlernt.

In den Jahren 109 bis 113 n. Chr. wurde der römische Schriftsteller Plinius mit einer schweren Aufgabe betraut. Er sollte im Auftrag des Kaisers Trajan als kaiserlicher Legat, ausgestattet mit der Vollmacht eines Konsuls, nach Bithynien und Pontus gehen, um dort für Ordnung zu sorgen und einiges über die Christen herauszubekommen, von denen behauptet wurde, dass sie Ruhe und Ordnung störten. Nach einiger Zeit hielt Trajan einen Bericht des Plinius in den Händen, in dem es unter anderem von den Christen heißt: „Kaiser, die loben und singen ihrem Gott.“

Was hätte Plinius wohl zu berichten, wenn er heute unterwegs wäre?

Kaiser, die halten in halbleeren Kirchen Gottesdienste ab mit toter Liturgie, langweiligen Reden, mit todernster Miene singen sie „In dir ist Freude,“ und sie nennen das Ganze Gottesdienst. Aber das ist Etikettenschwindel, etwa so, als schriebe man auf eine Flasche Essig „Beerenauslese.“

Kaiser, die kommen zusammen in Mitarbeiterkreisen und Gesprächsrunden; aber da sind sie verzettelt in Klage und Streit, in trübsinnigen Diskussionen. Stimmung kommt erst dann auf, wenn die Bibel zugeschlagen worden ist.

Kaiser, die gehen auseinander zum Dienst für Gott, wie Schüler an eine Strafarbeit gehen, die ihnen aufgebrummt wurde. Und sie kehren zurück aus ihrem Dienst nicht voll Freude über erfahrene Vollmacht, wie die 72 Jünger damals zu Jesus zurückkamen, sondern eher voll Frust über erlebte Schwierigkeiten.

Ist meine Beobachtung richtig, dass wir die Kunst des Feierns verlernt haben? Der Glaube, die Jesusnachfolge, das Leben in der Gemeinschaft der Christen ist weithin keine festliche Angelegenheit. Singen und feiern stehen als Kennzeichen des Christseins vielerorts in Klammern. Kein Wunder, dass uns dann das Christenmotto „Bete und arbeite!“ nicht mehr Ruf in die königliche Freiheit der Nachfolge Jesu ist, sondern Anordnung einer Pflicht, eine Last. Kein Wunder, wenn es dann Christen gibt, die behaupten, wir brauchten gerade als Christen immer wieder einmal Urlaub von allem christlich Vernünftigen.

So jedenfalls hat es Andreas Malessa in einer Andacht über diesen Text gesagt. Er beschreibt dabei einen Menschen, einen Christen, der etwas weiß vom Auftrag Jesu, das Evangelium weiterzugeben, der etwas weiß von den Anforderungen, ein glaubwürdiger Christ zu sein, soziale Verantwortung wahrzunehmen, einen einfachen Lebensstil zu entwickeln, der dann auf einmal Bilanz zieht und sich entschließt: „Ich brauche einmal Urlaub von allem christlich Vernünftigen! Ich ziehe mich schick an, und dann gehen wir ins Interconti tanzen mit Sekt und allem Schickimicki!“ Diese Sätze sind provozierend. Sie helfen zur Ehrlichkeit und bringen doch keine Lösung.

Ja, es ist wahr: Meine ganze Jesusnachfolge kann zu einer Last werden.

Beten, Bibellesen, Mitarbeit, das alles kann eine Mühe werden. Aber es ist keine Lösung, ab und an Urlaub vom „christlich Vernünftigen“ zu machen. Natürlich habe ich die christliche Freiheit, „ins Interconti zu gehen, zu tanzen mit Sekt und allem Schickimicki,“ und trotzdem zeigt so ein Verhalten nur, dass mein Christsein ein einziger Krampf ist.

Wenn ich es richtig sehe, dann ist dieser Krampf eines der Kardinalprobleme in der Jesusnachfolge junger Leute heute und nicht nur junger. Da hilft es auch nicht, das Christenmotto „Bete und arbeite!“ immer zu wiederholen. Wie finden wir hinein in die

Freude des Glaubens, von der das Ende des Vaterunsers bestimmt ist? Können wir jetzt schon singen und feiern?

2. Die Freude der Buße.

Ich glaube, es gibt einen Zugang zu einem festlichen, unverkrampften, fröhlichen Glauben. Freilich reicht es dazu nicht aus, dass ich laut sage und bekräftige: Es gibt Anlass zum Feiern!

Ja, dieser Anlass ist vorhanden! Der Sieg Jesu durch sein Kreuz und seine Auferstehung ist ein echter Grund für eine große Festfreude. Aber Festfreude kann man nicht verordnen.

Nein, die Frage ist nicht, ob es einen Anlass zum Feiern gibt, sondern ob wir – Sie und ich – persönlich in unserem Leben einen Grund dazu haben.

Nach dem Neuen Testament ist die Buße, die Umkehr das Tor zu einer himmlischen Freude. Jesus spricht im Lukasevangelium von der Freude der Buße, von der Freude bei Gott, wenn ein Mensch umkehrt und sich von Gott finden lässt, wenn er Erlösung findet von seinem herrschsüchtigen, eitlen, ehrgeizigen Ich, von seinem Drehen um sich selbst, und wenn er ein Leben gewinnt, das um Gott kreist, in ihm seine Mitte hat, so dass dieser Mensch singen kann: Dein, Gott, ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen. Wo immer diese Wende stattfindet weg von mir selbst hin zu Gott, da bricht Freude auf!

Solche Umkehr ist einmal im Leben grundlegend nötig. Ich muss einmal grundsätzlich die Grenzüberschreitung vollziehen von einem Leben ohne Gott zu einem Leben in der Jesusnachfolge, in der er mein Herr ist. Aber solche Buße, solche Umkehr, solche Hingabe ist im Leben eines Christen auch immer wieder neu „dran.“

Solche Umkehr ist dann auch ein Tor zu ganz neuen Räumen der Glaubenserfahrung, wie Jesus sie seinen Jüngern verheißen hat. Es gibt das närrische Glück der Christen, närrisch, weil alle Menschen, die Jesus nicht kennen, nicht begreifen können, worin dieses Glück eigentlich besteht. Es ist das närrische Glück derer, die geistlich arm sind, derer, die Leid tragen, derer, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, derer, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden. Oder es sind Erfahrungen, wie Paulus sie gemacht hat, der aus dem Gefängnis den Brief der Freude schreibt und der in der Tiefe der Nacht noch ein Lied anstimmt.

Wer in solche Erfahrungen festlichen Glaubens vorgestoßen ist, der weiß: „Können wir jetzt schon singen und feiern? Hat sich schon was getan? Ja, denn Gott will die Erde erneuern und fängt bei uns schon an.“

Amen

Rüdiger Mielke

XLV.

Der Mensch pocht vor Gott auf sein Recht.

Lukas 15,11.12

Jesus sprach: Ein Mensch hatte zwei Söhne. Und der jüngere von ihnen sprach zu dem Vater: Gib mir, Vater, das Erbteil, das mir zusteht. Und er teilte Hab und Gut unter sie.

Wie konnte es nur dazu kommen?“ So fragt man sich oft hinterher, wenn man in der Zeitung liest, dass eine Frau ihren Mann erschlagen hat oder Eltern ihre Kinder misshandelten.

„Wie konnte es nur dazu kommen?“ Auch bei geistlichen Dingen erhebt sich diese Frage oft, wenn man auf die leeren Kirchen sieht oder auf die vielen Menschen, die ein Leben ohne Gebet und Gottesdienst führen.

Alles fängt mit kleinen Schritten an. Auch der Weg von Gott weg geschieht nie in einem großen Sprung, sondern in kleinen Schritten. Darum geht es in diesem Gleichnis vom verlorenen Sohn: Es zeigt uns, wie der Mensch sich von Gott entfremdet, wie es dazu kommen konnte, dass der Mensch unserer Tage sich so weit von Gott entfernt hat.

1. Das ich-orientierte Gebet.

„Und der Jüngere sprach: Gib mir, Vater, . . .“

Das Gleichnis beginnt da, wo der Mensch noch zu Hause ist, beim Vater. Der Mensch spricht noch mit seinem Vater. Der Mensch ist nämlich von Haus aus religiös. Er glaubt irgendwie an ein höheres Wesen. Schon die Vernunft sagt einem ja: Aus Nichts kommt nichts. Irgendwie muss es doch einen Schöpfer alles Lebens geben.

Es ist erstaunlich, dass heute die meisten Leute, die aus der Kirche austreten, Wert legen auf die Feststellung: „Aber deswegen bin ich doch nicht ungläubig!“

Nein, der verlorene Sohn ist auch nicht ungläubig. Der weiß, dass er einen Vater hat. Mehr noch: der redet sogar mit seinem Vater. (Wie viele von den Menschen, die sich gläubig nennen, reden eigentlich noch mit ihrem Vater im Himmel? – Dies dürfte eine höchst aufschlussreiche Frage sein!)

Aber was ist das für ein Gebet, für ein Reden? Dieses Reden mit Gott ist nichts anderes als eine Forderung, die der Mensch seinem Gott präsentiert. „Gib mir!“ Hier wird ein total ichbezogenes Gottesverhältnis offenbar. In diesem Reden mit Gott geht es gar nicht um Gott, sondern nur um das eigene Ich. Da steht der Mensch vor seinem Gott und pocht auf sein Recht. „Gib mir!“ Da wird Gott wie ein Kellner behandelt, der meine Wünsche zu befriedigen hat. Und wehe, wenn der Kellner nicht schnell spurt! Dann wird

auf ihn geschimpft. Dann verlässt man das Lokal. Dann sucht man sich einen anderen Kellner.

Es gibt eine Art von Religion und christlichem Glauben, die ist so kalt, dass man zu frieren beginnt. Wie ein nüchternes Geschäft wird da alles abgewickelt: „Natürlich muss Kirche sein. Ich unterstütze das ja auch. Sie ist nützlich für Kindergärten und für Arme u.s.w.“ Aber da ist keine Wärme, kein Gefühl, keine Liebe, keine Leidenschaft des Sohnes zum Vater.

Wie ist das eigentlich mit unserem Glauben und unserem Gebet? Dreht sich da vielleicht auch alles nur um unser eigenes Wohlergehen? Kreist Ihr Gebet nur um Ihre Familie, Ihre Verwandten, Ihren kleinen Horizont? Oder geht es aus von Gottes Erfordernissen in dieser Welt, von Gottes weitem Horizont? Das Vaterunser zeigt uns diesen weiten Horizont unseres Gottes.

Wie ist es mit unserem Bibellesen und Gottesdienstbesuch? Orientiert sich das an unseren eigenen Bedürfnissen (Heute habe ich mal Lust dazu)? Oder fragen wir dabei nach Gottes Willen?

Aller Jammer des verlorenen Sohnes begann mit dieser Fehlorientierung seines Gebetes. Und wenn ich mir die Menschen unserer Tage ansehe, dann stelle ich fest: Der erste Schritt in die Gottlosigkeit begann da, wo ihr kindliches Gebet immer nur um sich selbst kreiste und wo man enttäuscht war, dass Gott da nicht mitspielte und die Wünsche nicht erfüllte. Seit der Zeit hat man ein gebrochenes Gottesverhältnis.

2. Das vermeintliche Recht.

„. . . das Erbteil, das mir zusteht.“ Es könnte mir jemand sagen, ich hätte bisher den jungen Mann zu negativ gezeichnet. Er will ja schließlich gar nicht alles für sich haben. Er will doch nur das Teil der Güter, das ihm gehört. Es geht ihm schließlich nur um sein gutes Recht.

Haben wir nicht ein gutes Recht darauf, dass wir gesund sind, dass wir menschenwürdig leben können, dass wir Freizeit haben, dass wir sonntags ausschlafen können, dass wir unsere Freizeit selbst und ohne Vorschriften der Kirche gestalten, dass unser Lebensstandard steigt u.s.w.?

„Wie kann Gott das zulassen?“ ist die große Anklage gegen Gott immer wieder, wenn Krieg und Hunger irgendwo herrschen. Haben wir nicht ein Recht auf Frieden und Sattwerden? Auf Gerechtigkeit und Gleichheit?

Und genau hier irrt sich der verlorene Sohn und mit ihm der Mensch von heute.

Wo hat eigentlich ein Sohn zu Lebzeiten seines Vaters ein Recht auf dessen Güter? Genau dieses Pochen auf das vermeintliche Recht geißelt Jesus an den Pharisäern. Sie kennen doch das Gleichnis Jesu: Da kommt ein Pharisäer in den Gottesdienst. Bevor er sich setzt, betet er bzw. denkt er still bei sich selbst: Kirchensteuer hast du immer bezahlt – Kollekten gibst du auch – deine Ehe ist in Ordnung – aus Betrugereien hast du dich herausgehalten – beruflich kann dir auch niemand etwas nachsagen – Ergebnis: Gott muss eigentlich mit mir zufrieden sein. Und dann kommt ein zweiter in den gleichen Gottesdienst. Der denkt bei sich: Wenn ich ehrlich bin, dann muss ich zugeben, dass ich so vor Gott nicht bestehen kann – ich bin im Unrecht, wenn ich einmal Gottes Gebote genau

nehme – aber ich will es auf seine Einladung hin wagen und ihn bitten: Gott, sei mir Sünder gnädig!

Sie kennen das Ergebnis. Jesus bescheinigt dem zweiten, dass er bei Gott angenommen ist, der erste dagegen nicht. Genau mit dem Pochen auf sein Recht hat er sich ins Unrecht bei Gott gesetzt.

Paulus war ein Mann, der – was für einen Juden eine Seltenheit war – das römische Bürgerrecht besaß. Er konnte sich stolz einen freien Mann nennen. Er hat vor Menschen auch auf diese seine Freiheit gepocht. Aber als Paulus sich bekehrt, da tut er etwas, was für einen freien Mann der Antike undenkbar war: er nennt sich selbst einen Sklaven Jesu Christi. Damit macht er sein Verhältnis zu Jesus deutlich. Nicht ich habe ein Recht auf die Vergebung Jesu, auf soundso viele Ruhetage im Dienst, auf seinen Schutz gegenüber Angriffen meiner Gegner, sondern: Jesus hat ein Recht auf mein Leben. Ein totales Recht auf mein Leben.

So sieht die Sache in Wahrheit aus: Gott hat ein Recht auf Ihr Leben. Und zwar ein totales Recht. Nicht wir Menschen haben einen Anspruch bei Gott geltend zu machen, sondern er bei uns. Unsere Zeit, unser Geld, unsere Kraft gehören ihm. Wie behandeln Sie eigentlich Gottes Recht? Wann lassen Sie Gott zu seinem Recht kommen?

3. Die Freigabe Gottes.

Gott gibt seinem Sohn seinen Anteil! „Und erteilte Hab und Gut unter sie.“

Das ist nach allem Gesagten erstaunlich. Warum hindert Gott eigentlich den Menschen nicht auf seinem Weg in die Gottlosigkeit? Warum hält er ihn nicht gleich beim ersten Schritt von seinem Verderben ab? Hat er etwa auch nur ein eiskaltes, gefühlloses Verhältnis zu dem Sohn wie der Sohn zu ihm?

Warum? Weil Gott seinen Menschen liebt! Es gehört zum Wesen der Liebe, dass sie eher leidet als zwingt. Und es gehört zum Wesen der Gegenliebe und des Glaubens, dass sie nicht erzwingbar sind.

Wie sehr der Vater liebt, hat der Maler Burnand auf einem Bild deutlich gemacht. Da steht der Vater auf dem Dach seines Hauses (im Orient hat man Flachdächer), hat die Hand als Blendschutz über die Augen gelegt und hält Ausschau nach seinem Sohn. Da steht er nun Tag für Tag. Und wartet. Wartet, weil er liebt. Leidet, weil er liebt.

Mehr noch heißt es bei Johannes (3,16): So sehr hat Gott diese Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen. Gott schickt dem gottentfremdeten Menschen auf seinen Weg in die Gottlosigkeit seinen Sohn Jesus Christus nach. Er schickt ihn nach ins Leid. Am Kreuz leidet er, damit Sie und ich diesen verfluchten Weg in die Gottlosigkeit noch einmal zurückfinden dürfen.

Ja, Gott gibt seinen Sohn frei. Aber jeder soll wissen: Es ist eine Freigabe aus Liebe. Gott verzichtet auf sein Recht und demütigt sich. Er demütigt sich so sehr, dass er Mensch wird und seinem verlorenen Menschen nachläuft. Nachläuft bis ans Kreuz. Wer das begriffen hat, der hat es nicht mehr nötig, vor Gott noch auf sein Recht zu pochen. Der lässt sich ganz getrost in die Hände Gottes fallen. Der ist bereit, ein Sklave Jesu Christi zu werden. Der weiß: Ich brauche nicht mehr für mein Recht zu sorgen. Denn Gott sorgt dafür.

Amen

Jürgen Blunck

XLVI.

Die Enttäuschung an der Freiheit.

Lukas 15,14

Als er nun all das Seine verbraucht hatte, kam eine große Hungersnot über jenes Land, und er fing an zu darben.

Heute ist viel von Irrlehre in unserer Kirche die Rede. Ich habe den Eindruck, dass dabei die größte Irrlehre kaum genannt wird. Die größte Irrlehre ist, wenn ein Mensch heute sagt: „Ich glaube auch an Gott,“ und meint, damit sei alles in Ordnung.

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn zeigt uns, dass damit gar nichts in Ordnung ist. Natürlich glaubte der Sohn in diesem Gleichnis an seinen Vater. Er hatte keinen Zweifel, dass sein Vater existierte und lebte. Aber all sein Jammer kam daher, dass er nicht mit diesem seinem Vater lebte.

Genau das ist unsere Not: Wir leben im praktischen Leben ohne Gott. Und die entscheidende Frage unseres Lebens ist nicht die, ob wir an Gott glauben, sondern ob wir mit Gott leben.

Unser Text zeigt uns ungeschminkt, wohin das den Menschen führt. Zuerst sieht der Weg von Gott weg ja immer recht erfolgversprechend aus: Vers 12 pocht der Sohn auf sein Recht. Vers 13 erkämpft er sich seine Freiheit.

Recht und Freiheit – das sind auch heute die erstrebenswerten Ziele. Zweifellos gute Ziele. Ziele, die jeder Christ nur unterstützen kann. Doch – warum eigentlich meint der Mensch, diese Ziele nur ohne Gott erreichen zu können? Wo dies ohne Gott versucht wird, führt es konsequenterweise zum nächsten Schritt: zur Enttäuschung an der Freiheit.

1. Die Erkenntnis von der begrenzten Freiheit.

„Als er nun das Seine verbraucht hatte . . .“

Als der Mensch unseres Gleichnisses (und unserer Tage) endlich los von Gott war, da hatte er laut gejubelt: „Endlich frei!“ Konnte er nun nicht tun und lassen, was er wollte? Er hatte keinen Gott mehr, der ihm Vorschriften machte. Er musste nicht mehr die Bibel lesen, nicht mehr zum Gottesdienst, nicht mehr nach Gottes Geboten leben.

Und nun kommt plötzlich die bittere Erkenntnis: Er ist gar nicht frei! Seine ganze vermeintliche Freiheit war nur eine Scheinfreiheit. Sie reichte nur so weit, wie sein Geld reichte. Er hatte es zwar nicht gemerkt, aber in Wirklichkeit war er die ganze Zeit abhängig vom Geld gewesen. Er war ein Sklave des Geldes gewesen. Er hatte nicht mehr tun und lassen können, als sein Gott, das Geld, es ihm zugestand.

Mehr noch geht diesem von Gott weggelaufenen Menschen nun auf: Freiheit war nur ein billiges Schlagwort, mit dem er sich hatte verdummen lassen. Es gibt nämlich keine absolute Freiheit. Es gibt immer nur eine Freiheit im Rahmen ganz bestimmter Bindungen. Der Mensch bezahlt es immer, wenn er sich von den ewigen Gesetzen löst. Er hat seine Freiheit immer nur im Rahmen dieser ewigen Gesetze.

Machen wir uns das an einigen Beispielen klar.

Da sind die Naturgesetze. Ich kann es ärgerlich finden, dass man sich nur bis zu einer gewissen Weite aus dem Fenster lehnen darf, weil man sonst fällt. Aber ändern kann ich es nicht. Natürlich habe ich die „Freiheit,“ mich weiter hinauszulehnen. Nur bin ich selber es, der dann mit seiner Gesundheit oder gar seinem Leben bezahlt. Ich habe eben keine größere Freiheit, als wenn ich diese Naturgesetze respektiere, mich an sie binde.

Ebenso ist es mit gewissen Sittengesetzen, zum Beispiel „Du sollst nicht lügen.“ Natürlich habe ich wieder die Freiheit, mich nicht daran zu halten. Kurzfristig gesehen, habe ich von dieser Freiheit sogar einen Vorteil (wie der verlorene Sohn von seiner Freiheit). Aber was kostet diese „Freiheit“ von der Wahrheit? Den Preis müssen wir bezahlen. Und er ist enorm hoch. Lügen zerstört unweigerlich das Vertrauen zwischen Menschen. Der Mensch muss es zur Kenntnis nehmen: Seine Freiheit ist durch ewige Gesetze begrenzt. Missachtung dieser Gesetze schadet immer nur dem Menschen.

Genauso gibt es auch ein geistliches Gesetz. Der Prophet Jeremia schreibt: „Du musst innerwerden und erfahren, was es für Jammer und Herzeleid bringt, deinen Gott, zu verlassen und ihn nicht zu fürchten“ (Jer. 2,19).

Genau das ist aber die Erfahrung, die der verlorene Sohn nun macht: die Freiheit ohne Gott ist noch erheblich begrenzter als die bei Gott. Jesus hat recht mit seinem Wort: Wer Sünde tut, der ist damit zum Knecht der Sünde geworden (Joh. 8,34). Er ist damit nicht mehr frei. Luther sagt: Der Mensch ist wie ein Schlachtfeld, auf dem Gott und Satan kämpfen. Wer sich von Gott freigestrampelt hat, ist damit unweigerlich zum Sklaven Satans geworden.

Es gibt nur eine Chance: Jesus kann uns aus der Umklammerung durch Sünde und Satan frei machen. Wen der Sohn Gottes frei macht, der ist richtig frei (Joh. 8,36). Das ist die großartige Einladung Jesu an alle verlorenen Söhne.

2. Das Leben im Elend.

„. . . kam eine große Hungersnot . . . und fing an zu darben.“

Wir in Deutschland könnten auf den ersten Blick sagen: Betrifft uns nicht. Uns geht es gut. Natürlich, wenn wir dies Darben nur im Brotsinn verstehen, betrifft es uns nicht. Aber erleben wir nicht trotz hohen Lebensstandards in unserer Zeit auch ein ungeheures Darben? Ich nenne einige Fakten:

➤ steigende Ehescheidungsziffern. Das sind ja nicht nur Zahlen. Dahinter steckt ja in jedem Fall ungeheures Elend des Menschen, der Geschiedenen wie erst recht der Kinder.

➤ steigende Suchtziffern. Nachdem die Zahl der Drogensüchtigen nicht mehr wächst, nimmt die Zahl der Alkoholsüchtigen zu.

➤ steigende Zahlen von Neurosen und von Leuten, die in psychotherapeutische Behandlung gehören. Man spricht von 8 – 10% der Bevölkerung bereits!

Hinter all diesen Zahlen steckt ein großes „Darben“ des Menschen. Die Freiheit von Gott, die sich unser Jahrhundert leistet, kommt uns teuer zu stehen. Wir wiederholen nur die Erfahrung des verlorenen Sohnes.

Recht und Freiheit sind zweifellos gute, gottgewollte Dinge. Aber der Mensch wollte sie sich ohne Gott schaffen. Nun kommt er ins Darben. Wie der verlorene Sohn. Nun ist er enttäuscht an seinen eigenen Unternehmungen.

Gott aber erlaubt uns, umzukehren zu ihm. Gott will uns nicht Recht und Freiheit vorenthalten. Im Gegenteil: Er will sie uns so geben, dass wir nicht darüber enttäuscht werden und ins Darben kommen.

Ob Sie den Ruf Jesu zur Umkehr hören? Für sich persönlich?

3. Die unerkannte Heimsuchung.

Es gibt eine Art von Frömmigkeit, die auf den verlorenen Sohn mit Fingern zeigt und sagt: Das ist deine gerechte Strafe! Haben wir es nicht gleich gesagt? Aber du wolltest ja nicht hören auf uns . . .

Diese Art von Frömmigkeit ist zwar weit verbreitet, aber falsch. Unsere Väter haben Gottes Wege da viel besser begriffen. Sie pflegten bei Hungersnöten, bei Kriegsnöten, bei Katastrophenfällen u.s.w. zu sagen: Das ist eine Heimsuchung! Und sie verstanden dies Wort ganz wörtlich: In solchen Geschehnissen will Gott uns nicht bestrafen, sondern heim = in sein Heim suchen. Durch solche Ereignisse hindurch klingt Gottes Ruf: Komme doch nach Hause! Bei mir hast du es gut.

Das ist die Frage an die verlorenen Söhne aller Zeiten: Geht Eure Enttäuschung an der Freiheit so weit, dass Ihr meint, es gäbe keinen Ausweg mehr, oder seht Ihr dies als Chance Eures Gottes an, der Euch heim-sucht?

Ein Pfarrer berichtete folgendes Erlebnis: Wieder einmal steht er am Bett eines jungen Bergmanns, der seit zwei Jahren durch einen Unfall gelähmt ist. Plötzlich sagt dieser Bergmann: „Ich danke Gott, dass er mir mein Rückgrat zerschlagen hat!“ Erschrocken fragt der Pfarrer zurück: „Wie können Sie das sagen?“ Antwort: „Ohne diesen Unfall wäre ich immer noch so gottlos wie damals und meine Kollegen noch heute. Nun aber hat Gott mir Zeit gegeben, meinen Irrweg einzusehen und zu ihm zurückzukehren. Er hat mich heimgesucht zu sich. Dafür danke ich ihm.“ Auch der Pfarrer kann nun Gott danken, dass all sein Bemühen um diesen jungen Mann nicht vergebens war.

Während der verlorene Sohn im Hunger darbt, ahnt er gar nicht, dass sein Vater längst auf ihn wartet.

Darum hat er seinen Sohn Jesus Christus in unsere Welt geschickt. Darum musste Jesus diesen Weg ans Kreuz gehen. Darum lässt Gott Sonntag für Sonntag sein Wort in alle Öffentlichkeit gehen. Darum, weil er denen, die irgendwo am Darben sind, zurufen lässt: Ich warte auf Dich! Ich suche Dich!

Wohl dem, der Gottes Heimsuchung in seinem Leben erkennt!

Amen

Jürgen Blunck

XLVII.

Die Erweckung.

Lukas 15,17

Da ging er in sich und sprach: Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die Brot in Fülle haben, und ich verderbe hier im Hunger!

Der Anfang dieses Verses lautet in wörtlicher Übersetzung: Da kam er zu sich. Das ist ein Ausdruck und Bild, das wir auch vom Schlaf her kennen. Da rappelt plötzlich der Wecker. Und nun kommt man langsam zu sich.

Was will die Bibel mit diesem Bild sagen? Im Schlaf existiert der Mensch, führt unter Umständen ein intensives Traumleben von großen Aktivitäten, das aber nicht an der Wirklichkeit orientiert und nur Schein ist.

Genauso ist der Mensch ohne Gott! Er handelt, ist aktiv, aber er lebt an der großen Wirklichkeit „Gott“ vorbei.

Das wahre Leben beginnt erst, wenn ein Mensch vom Schlaf aufwacht, sich vielleicht die Augen reibt, diese Wirklichkeit zur Kenntnis nimmt und sein Leben an ihr orientiert.

So geht es auch dem verlorenen Sohn. Er hatte sich ein Leben ohne den Vater, ohne Gott erträumt. Und nun ist er aufgewacht aus seinen Illusionen über das Leben. Er merkt, welch ein Unsinn das ist, ohne den Vater leben zu wollen. Er kam zu sich. Genau damit beginnt der Rückweg eines Menschen zu Gott, dass er aus seinem Traumleben aufgeweckt wird.

1. Man sieht die Schuld an allem Elend bei sich selbst.

Luther hat diesen Schritt der Erweckung sehr treffend übersetzt, wenn es in früheren Ausgaben heißt: „Da schlug er in sich.“ Der normale, nicht erweckte Mensch schlägt nämlich viel lieber um sich, wenn er im Dreck sitzt. Immer sind die anderen schuld: die verkehrte Erziehung der Eltern, die verführerischen Freunde, die unsozialen Strukturen, die schlechten Verhältnisse u.s.w . . .

Genauso – sagt die Bibel – handelt der Mensch immer. Als Adam (und Adam heißt auf deutsch: der Mensch!!) in der Klemme saß, da schlug er auch um sich: das Weib, das du mir gegeben hast (natürlich die anderen!), das Weib, das du mir gegeben hast (natürlich ist Gott selber auch schuldig – nur eben Adam, der Mensch, nicht!?).

Wer aber gibt einmal zu: Ich bin gottlos – ich habe mich von dem lebendigen Gott abgesetzt – mea culpa, mea maxima culpa (ich trage die Schuld daran ganz allein oder zumindest ganz entscheidend)?

Wie gehen wir eigentlich mit unserem Ich um? Solange wir es nur immer streicheln und hätscheln und uns selbst rechtfertigen, ändert sich allerdings nichts. Da lernt man Gott nicht kennen und wird schon gar nicht Gottes froh. Da bleibt einem die Freude der Christen immer unverständlich oder gar schwärmerisch.

Folgende Geschichte fiel mir vor einiger Zeit in die Hände: Ein junger Christ hat es zu Hause schwer. Sein Vater ist nervlich nicht sehr gesund und schimpft bei jeder Kleinigkeit. Natürlich auch auf das Christsein des Jungen: „Du willst Christ sein und benimmst dich so?“ Schließlich wird es so schlimm, dass der Vater in ein Nervensanatorium muss. Er hat das Glück, dass ihm dort ein Arzt begegnet, der nicht nur ein guter Nervenarzt, sondern zugleich Christ ist. Der führt ihn behutsam den Weg zu Christus. Als der Mann schließlich wieder nach Hause kommt, empfängt ihn der Sohn mit der Frage: „Vater, sind deine Nerven nun wieder ganz gesund?“ Da bekennt der Mann vor seiner ganzen Familie: „Nun ja, 10 % an meinem unmöglichen Verhalten vorher waren wohl meine Nerven schuld, aber 90 % ich selber, weil ich ohne Gott lebte und leben wollte.“

Da schlug einer nicht mehr um sich, sondern in sich. Und damit begann der Rückweg zu Gott. So ist es auch bei dem verlorenen Sohn. Ihn packt plötzlich ein Ekel vor sich selbst und vor dem, was er auf sich geladen hat. Alle Phrasen wie „Andere sind doch nicht besser,“ „Schließlich habe ich nur Pech gehabt,“ „Hätte mein Vater mich doch nicht gehen lassen, er konnte es doch verhindern“ – alle diese und andere Phrasen müssen plötzlich verstummen vor der nüchternen Erkenntnis: Diesen Weg bin ich selber gegangen und niemand anders.

Jeder von uns ist seinen Weg selber gegangen! Da wollen wir uns nichts vormachen.

Doch da darf ich erfahren: Christus nimmt die Sünder an, saget doch dies Trostwort allen . . . Sie und ich sind mit unserem Versagen nicht allein. Da ist Jesus und hilft uns. Wir müssen unsere Augen nicht verschließen vor unserer Schuld. Denn Er trägt sie für uns ans Kreuz. Das gilt!

2. Man lernt Gott ganz neu sehen.

Dies Zweite gehört zu einer Erweckung unbedingt sofort dazu, wenn es nicht eine trostlose Sache werden soll. Es gibt nämlich einen Ekel vor sich selbst, der zum Selbstmord führt. Judas war nach seinem Verrat auch wieder zu sich gekommen. Er sah seine Schuld in aller Klarheit, er wollte es wieder rückgängig machen. Und muss erfahren, dass man Schuld nie wieder rückgängig machen kann. Und weil er nun nicht mehr sieht bei seinem Erwachen als eben seine Schuld, weil er Gott nicht wieder in den Blick bekommt, darum endet sein Leben in der Hoffnungslosigkeit.

Zu einer echten Erweckung gehört das, was bei dem verlorenen Sohn geschieht. Er erinnert sich seines Vaters. Er lernt Gott ganz neu sehen: „Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die Brot in Fülle haben!“

Früher hatte er über seinen Vater ganz anders gedacht: Er beschränkt meine Freiheit. Er hat nur Ge- und Verbote für mich. Ich kann zwar nicht leugnen, dass er existiert – aber ein Leben in seiner Nähe ist nicht zum Aushalten. Wie viele Menschen mögen wohl auch in unserer Zeit solch einen negativen Blick haben?

Nun aber ist der verlorene Sohn aufgewacht und merkt: Bei Gott hat man's ja gut! Erweckung schafft einen positiven Blick für Gottes Tun.

Vor einer Erweckung empfindet der Mensch alle Frömmigkeit als eine Einengung seiner Lebensmöglichkeiten. Wenn wir aber aufwachen aus unseren selbstgemachten Gottesvorstellungen, aus all unseren Weltanschaulichen oder theologischen Verkrampfungen, wenn wir den wahren Gott zu Gesicht bekommen, dann merken wir: Es gibt nichts Großartigeres auf dieser Erde, als in der Nähe Gottes zu leben. Da hat man „Brot die Fülle“ = „Leben die Fülle.“ Gott macht ein Leben eben nicht arm, wie der unerweckte Mensch bis heute meint, sondern unendlich reich und geborgen.

Der verlorene Sohn sieht, dass Gott es mit seinen Leuten doch recht gut meint. Das gibt ihm die Hoffnung, dass er es vielleicht auch mit ihm gut meint. Nicht die Angst vor der Verdammnis, sondern die Hoffnung auf die Güte Gottes ist das Motiv zur Umkehr.

3. Erweckung ist nur der Anfang.

Es gibt manche Menschen, die im biblischen Sinn erweckt sind:

- sie sehen ihre eigene Schuld und ihr Versagen,
- sie glauben, dass ein Mensch es bei Gott gut hat.

Aber: sie gleichen einem Menschen, der vom Schlaf aufgewacht ist und doch liegenbleibt. Er sieht das Licht, er sieht die Wirklichkeit des Lebens – aber er engagiert sich nicht in dieser Wirklichkeit, er bleibt im Grunde unbeteiligt.

Darum ist es mit einer Erweckung allein nicht getan. Erweckung ist nur der Anfang. Nun gilt es aufzustehen und an der Wirklichkeit Jesu teilzuhaben.

Im letzten Buch der Bibel, in der Offenbarung des Johannes, wird uns von der Gemeinde Sardes berichtet. Dieser Gemeinde (also nicht irgendwelchen Heiden!) ruft der auferstandene Jesus zu: Werde wach und stärke das andere, was sterben will! Da schlief diese Gemeinde also den „Schlaf des Gerechten“ (besser: des Ungerechten!). Jesus will sie aus ihren frommen Träumen, dass bei ihr alles in Ordnung sei, aufwecken. Wenn sie dann aufgewacht ist, soll sie – und eben das ist das Kennzeichen dessen, der nicht nur aufgewacht ist, sondern auch aufsteht – sich um die anderen kümmern. Die nicht nur Auferweckten treiben nun im Namen Jesu Mission in dieser Welt! Sie sind diakonisch tätig. Sie leben nicht mehr für sich selbst, sondern für die anderen, die Gott doch auch zu sich holen will.

Wie viele unter uns mögen wohl erweckt sein? Sicherlich fast alle. Aber wie viele sind eben dabei stehen- bzw. liegengeblieben? Begnügen Sie sich vielleicht damit, sonntags (nicht mal jeden) in das Licht der Sonne Jesu Christi zu blinzeln, aber im übrigen genauso weiterzuleben wie die Menschen ohne Gott?

Es wäre zu schade um den verlorenen Sohn gewesen, wenn er nur bis zu diesem ersten Schritt gekommen wäre. Es wäre auch um uns zu schade. Gott hat noch mehr mit uns vor. Wir dürfen uns seinem Vorhaben mit uns vertrauensvoll anschließen. Wir werden es so wenig bereuen wie der verlorene Sohn.

Amen

Jürgen Blunck

XLVIII.

Die Erfahrung der Liebe Gottes.

Lukas 15,20

Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater. Als er aber noch weit entfernt war, sah ihn sein Vater, und es jammerte ihn; er lief und fiel ihm um den Hals und küsste ihn.

Die moderne Psychologie hat uns gelehrt, dass der Mensch und schon der Säugling nichts nötiger braucht als Liebe. Vitamin „L“ (Liebe) ist wichtiger für die Entwicklung des Menschen als jedes andere Vitamin. Ein Mensch, der nicht Liebe empfangen hat und empfängt, ist nicht voll lebensfähig. Darum ist das die heimliche Grundfrage des Menschen: Wo finde ich Liebe?

Vielen ist die amerikanische Jesus-People-Bewegung ein Begriff. Ein Satz ist von diesen jungen Leuten immer wieder zu hören: God loves you – Gott liebt dich! In Versammlungen, auf den Straßen, mit Worten, mit Aufklebeschildern – immer wieder geben sie diesen Satz weiter: Gott liebt dich!

Für Erwachsene, namentlich für Europäer, mag dieser kleine Satz sehr aufdringlich und vielleicht ein wenig primitiv wirken. Doch zögert man mit solch einem Urteil, wenn man sieht, wie bei diesen Leuten das ganze Leben hinter ihrem Liebessatz steht. Die Erfahrung der Liebe Gottes ist nach ihren eigenen Aussagen das Geheimnis, das hinter ihrem neuen Leben steckt. Die Antwort auf die Grundfrage jedes menschlichen Lebens ist ihnen gegeben worden, als sie Gottes Handeln in Jesus Christus kennenlernten.

Genau das ist auch die Erfahrung des verlorenen Sohnes in unserem Gleichnis. Nach seiner Erweckung (Vers 17) und seinem Entschluss zur Umkehr (Vers 18 und 19) kommt es nun zur Heimkehr.

1. Wie es zu dieser Erfahrung der Liebe Gottes kommt.

Es gibt kaum eine Frage, mit der Christen häufiger konfrontiert werden als die nach der Liebe Gottes. „Wo bleibt denn die Liebe Gottes, wenn in Kriegen immer wieder ungezählte unschuldige Menschen sterben müssen?“ „Wo bleibt die Liebe Gottes, wenn in Indien ungezählte Menschen verhungern?“

Ich halte die Frage für völlig berechtigt. Denn wenn die Liebe Gottes eine Realität, eine Wirklichkeit ist – dann muss sie auch erfahrbar sein. Wenn sie dagegen nur ein theologischer Glaubenssatz ist – dann interessiert sie nicht weiter. Das ist also die große Frage: Kann man die Liebe Gottes erfahren? Wenn ja, wie?

„Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater.“

Der verlorene Sohn blieb nicht stehen bei seinen Gedanken über Gott und seinen guten Vorsätzen.

Er machte sich auf! Er nahm die direkte Verbindung zu seinem Vater wieder auf, die so lange unterbrochen war. Alle Erfahrung im Leben setzt nämlich voraus, dass ich die Distanz aufgebe.

Genau das ist unser Problem mit der Liebe Gottes: Die meisten Menschen leben in einer großen Distanz zu Gott. Sie reden nicht mit ihm (= beten nicht). Sie hören nicht auf seine Antworten (= lesen nicht in der Bibel). Sie lernen ihn gar nicht kennen, wie er wirklich ist. Sie haben nur ihre eigenen Gedanken über Gott. Und darum – weil sie in der Distanz zu Gott bleiben – haben sie keine Ahnung von der Liebe Gottes und keine Erfahrungen mit der Liebe Gottes.

Kommt ein Mensch aber mit dem lebendigen Gott in persönliche Verbindung, dann auf einmal erfährt er etwas von der großartigen Liebe Gottes zu uns Menschen.

Gott will, dass auch Sie die Erfahrung der Liebe Gottes machen. Darum dürfen auch Sie sich aufmachen.

2. Wie die Liebe Gottes aussieht.

❶ „Da er noch ferne war, sah ihn sein Vater“

Das kann offenbar kein Zufall gewesen sein. Sonst hätte der Vater ihn nicht schon in der Ferne gesehen. Offensichtlich wartete der Vater auf seinen Sohn.

Das ist das Geheimnis über unserem Leben: Gott ist nicht böse auf uns, er grollt uns nicht wie ein beleidigter Vater, sondern er wartet auf uns. Liebe wartet voller Sehnsucht. Zweimal heißt es in der Bibel: „Den ganzen Tag habe ich meine Hände ausgestreckt zu dem Volk, das sich nichts sagen lässt.“

Es ist das Kennzeichen der Liebe, dass sie schon von ferne einen Blick für den hat, der nach dieser Liebe verlangt. Als Jesus durch Jericho kam, sah er nicht all die vielen Neugierigen am Straßenrand. Aber den einen, der voller banger Hoffnung auf die Liebe Jesu wartete, der sich dabei ein wenig scheu in den Blättern eines Baumes versteckt hatte, den Zachäus, genau den sah Jesus und kam zu ihm.

Keiner unter uns, der eine Sehnsucht nach der Erfahrung der Liebe Gottes hat, soll meinen, dies wäre eine einseitige Sehnsucht. Der lebendige Gott hat eine noch viel größere Sehnsucht nach Ihnen. Und seine Sehnsucht dauert schon viel länger. Er erwartet Sie!

❷ „und es jammerte ihn“

Menschliche Väter pflegen sehr oft anders zu reagieren. Natürlich freuen sie sich auch, wenn alles wieder in Ordnung kommt. Aber wie oft sind da viele Nebengedanken: Habe ich also doch recht behalten – hat er endlich eingesehen, welchen Unsinn er da gemacht hatte – hoffentlich kommt er jetzt nicht nur, weil er in Not ist, sondern weil er auch seine ganze Schuld einsieht und bereut . . .

Gottes Liebe aber reagiert anders. Sie sieht jetzt nicht all die Schuld und das Versagen, sie sieht jetzt nicht das eigene Rechtbehalten. Sie sieht nur die äußere und vor allem auch die innere Not des anderen. Mehr noch: Gottes Liebe ist so groß, dass sie innerlich mitbeteiligt ist am Elend des anderen. Das meint dieser Ausdruck „es jammerte

ihn.“ Wenn unser Gott in Jesus Christus Mensch wurde, dann heißt das doch, dass er sich (aus Liebe!) ganz und gar mitbeteiligt hat am Jammer des Menschen. So groß ist seine Liebe.

③ „lief ihm entgegen“

Die Bibel sagt immer wieder ganz eindeutig, dass es nur einen einzigen Weg zu Gott gibt, nämlich den, dass ein Mensch umkehrt von seinem bisherigen Leben, dass er Buße tut und sich bekehrt, dass er sich aufmacht wie der verlorene Sohn.

Doch da, wo sich ein Mensch aufgemacht hat, da macht er die großartige Entdeckung: Gott wartet nicht, dass ich reumütig zu Kreuze krieche. Gott läuft mir ja entgegen!

Das ist das einzige Mal in der Bibel, dass vom Laufen Gottes die Rede ist. Sonst immer nur vom Sitzen oder Aufstehen. Wenn aber ein Sünder nach Hause kommt, hält es Gott in seiner Liebe nicht mehr an seinem Platz. Warum? Weil er weiß, dass das letzte Stück Weg das schwerste ist. Wie oft begegnet uns unter Menschen nur ein eisiges Schweigen, wenn einer seine Schuld zugibt. Da ist kein Stück Mutmachen dabei. Liebe aber ist anders. Die kommt immer entgegen.

④ „fiel ihm um seinen Hals“

Man bedenke: der Sohn war total schmutzig. Er stank nach Schweinen. Müsste er sich nicht erst mal baden? Liebe aber macht sich schmutzig!

Viele Menschen meinen, wenn sie zu Gott kommen wollen, wenn sie Christ werden wollen, müssten sie zuerst ordentlich werden, müssten sie zuerst alle Sünde und allen Schmutz ablegen. Sie wollen sich Gott nur als gebesserte Sünder nähern. Genau das führt nie zum Ziel. Das ist Selbstrechtfertigung, wie die Pharisäer sie betrieben haben.

Nur so kommt ein Mensch zum Frieden und erfährt er die Liebe Gottes, dass er sich in seinem verkehrten Zustand von dieser Liebe umfassen lässt. Danach wird es neu. Denn Er allein kann uns wirklich neu machen. Nicht unsere Selbstreinigung führt zur Liebe Gottes, sondern die Liebe Gottes macht uns rein.

⑤ „küsste ihn“

Der Kuss ist das Siegel der Liebe. Damit ist der Sohn wieder als Kind eingesetzt, nicht als Knecht. Gott will uns nicht als furchtsame Knechte in seiner Nähe haben, sondern als fröhliche Kinder! Seine Liebe macht uns nicht zu Sklaven, die unter Zwang tun, was ihr Chef will. Sie macht uns zu dankbaren Kindern, die bei allem immer wieder vorkommenden Versagen dennoch ihrem Vater gerne Freude machen wollen, gerne mit ihm zusammen in dieser Welt arbeiten wollen, gerne seinen Plan mit dieser Welt mit in die Tat umsetzen wollen.

Das also ist Gottes Liebe: eine suchende, eine mitleidende, eine entgegenlaufende, eine sich schmutzig machende und eine wiederherstellende. Das größte an der Liebe Gottes allerdings fehlt in diesem Gleichnis noch: Der, der uns dieses Gleichnis erzählt hat, hat mit seinem Leben den Schlusspunkt dieses Gleichnisses und damit der Liebe Gottes geschrieben – die Liebe Gottes ließ Jesus am Kreuz sterben, damit Sie und ich auch wirklich Anteil an ihr haben dürfen.

Wirklich – es gibt nichts Schöneres, als Christ zu werden. Lassen Sie sich doch auch von dieser gekreuzigten Liebe Gottes umarmen!

Amen

Jürgen Blunck

XLIX.

Maria – Gott beginnt in der Provinz.

Lukas 1,26 – 31

Im sechsten Monat wurde der Engel Gabriel von Gott gesandt in eine Stadt in Galiläa, die heißt Nazareth, zu einer Jungfrau, die vertraut war einem Mann mit Namen Josef vom Hause David; und die Jungfrau hieß Maria. Und der Engel kam zu ihr hinein und sprach: Sei gegrüßt, du Begnadete! Der Herr ist mit dir! Sie aber erschrak über die Rede und dachte: Welch ein Gruß ist das? Und der Engel sprach zu ihr: Fürchte dich nicht, Maria, du hast Gnade bei Gott gefunden. Siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären, und du sollst ihm den Namen Jesus geben.

In dieser Predigt gehe ich mit dem Finger durch die Zeilen und gebe zu einigen Stellen des Berichtes eine Erklärung.

1. Die Ortsangaben.

Gott sendet seinen Boten zu Maria nach Nazareth in Galiläa. Was steckt dahinter?

In einem Lexikon zur Bibel habe ich gelesen, dass Galiläa zur Zeit Jesu ein wohlhabender, fruchtbarer, bevölkerungsreicher Landstrich von etwa 40 km Durchmesser war mit 200.000 bis 300.000 Einwohnern. Die Städte lagen dicht beieinander. Landwirtschaft und Fischerei erbrachten guten Verdienst. Neben einer kleinen reichen Oberschicht gab es eine relativ breite Mittelschicht aus Handwerkern, Kleinbauern und Fischern sowie eine große Unterschicht aus Bettlern und Tagelöhnern. Zur Mittelschicht werden wohl auch Josef und Maria gehört haben. Im Gegensatz zu dem Vorurteil, das in Jerusalem herrschte, war die Bevölkerung sehr fromm. Überall in den Städten gab es Synagogen, die regelmäßig besucht wurden, und man unternahm auch die vorgeschriebenen Wallfahrten nach Jerusalem.

Trotzdem galt Galiläa, aufs Ganze gesehen, als hinterwäldlerische Provinz. Für die Jerusalemer Bürger war allemal klar: Was man in Galiläa macht, denkt und glaubt, ist uns zutiefst suspekt. Triftige Gründe für diese Einschätzung gab es eigentlich nicht. Es war eben das Vorurteil des Großstädtlers, der im Zentrum wohnt. „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ fragte schon Nathanael. Und bei der Pfingstpredigt des Petrus in Apostelgeschichte 2 wird gleich skeptisch vermerkt: „Sind nicht diese alle, die da reden, aus Galiläa?“ – Und wie steht es um Maria? Sie war eine ganz normale Frau aus dieser Provinz.

Und an dieser Stelle setzt Gott an. Da beginnt die Weihnachtsgeschichte, die Geschichte der Rettung der Welt. Gott geht in die Provinz, nicht in die religiösen oder

politischen Weltzentren, nicht nach Jerusalem oder Rom. Im verborgenen Winkel fängt er sein Werk an.

2. Der Engel.

In Vers 28 wird ganz schlicht festgestellt: „Und der Engel kam zu Maria hinein.“ Wie müssen wir uns das vorstellen?

Wenn wir „Engel“ hören, steigen ganz eigenartige Bilder vor unserem inneren Auge auf: Ein Engel, das ist so ein kleines, pausbäckiges, molliges, süßes nacktes Barockbaby mit goldenen Flügelchen. Ist das gemeint?

Zunächst muss klar gesagt werden: Engel müssen nicht Wesen mit Flügeln sein, wenn sie auch an manchen Stellen der Bibel so beschrieben werden. Im Richterbuch Kapitel 13 wird bei der Ankündigung der Geburt Simsons auch von einem Engel erzählt, der mit Simsons Mutter spricht. Der Vater Simsons, Manoach, läuft hinter dem Boten her, und es heißt im Text ausdrücklich: „Manoach aber wusste nicht, dass es der Engel des Herrn war.“ Engel sind als Gesandte Gottes als himmlische Wesen nicht immer erkennbar!

Aber was ist dann an ihnen das Besondere? Engel kommt vom griechischen *angelos* = der Bote. Er ist der Überbringer einer Nachricht, und die Botschaft ist sein besonderes Kennzeichen. In Vers 29 unseres Textes heißt es von Maria: „Sie erschrak.“ Worüber? Nicht über das Aussehen des Engels, sondern „über die Rede.“

Weil der Engel Botschafter Gottes ist, ist er in dieser Geschichte unerlässlich. Er sagt etwas, was sich Menschen nie selbst sagen können: Der lebendige Gott tritt ein in die raum-zeitliche Wirklichkeit. Das ist das Wunder, das sich Maria nicht selbst ausdenken kann.

Überall in der Bibel, wo Engel auftreten, werden unsere menschlichen Kategorien gesprengt, kommt eine Botschaft Gottes, die wir uns nicht selbst verkündigen können. Die Hirten auf dem Feld und die Weisen aus dem Orient können sich nicht selbst denken, dass das Kind in der Krippe die Schlüsselfigur der Weltgeschichte sein wird. Die Jünger und Frauen am leeren Grab können sich nicht selbst sagen, dass der tote Jesus auferstanden ist und lebt. In das System unseres Denkens bekommen wir nur die Kategorien des Todes. Aber durch die Engel sendet Gott die Botschaft des Lebens und der Rettung und sprengt unsere verschlossenen Räume auf.

3. Der Gruß.

Wir wollen uns den Gruß ansehen, mit dem der Engel Maria anspricht: „Sei begrüßt, du Begnadete!“ Das klingt ganz schlicht, aber bei näherem Hinsehen stellt man fest, dass die Erklärung nicht so einfach ist. Wie ist dieser Gruß zu verstehen? Ist der Engel nur höflich? Redet er katholisch oder evangelisch?

Zunächst zeigt sich der Engel tatsächlich höflich Maria gegenüber. Zur Zeit Jesu wurden Frauen eigentlich nicht besonders begrüßt. „Sei begrüßt“ war eine allgemeine Grußformel, aber bei der Anrede „du Begnadete“ wird es schon schwierig. Für die katholische Kirchenlehre steckt darin der einzigartige Hoheitstitel der Maria, der ihre besondere Würde unterstreicht, die sie mit keinem anderen Menschen teilt. Luther hat in seiner Auslegung seine Probleme mit dem Gruß und der katholischen Deutung: voll Gnade.

In seinem „Sendbrief vom Dolmetschen“ kann man über den engelischen Gruß lesen: „Der Engel grüßt Maria und spricht: Gegrüßet seist du, Maria, voll Gnaden. Wohlan, sage mir aber, ob solchs gut Deutsch sei. Wo redet der deutsche Mann also: Du bist voll Gnaden? Welcher Deutsche versteht, was damit gesagt ist: voll Gnaden? Er muss doch denken an ein Fass voll Bier oder an einen Beutel voll Geld. Darum habe ich's verdolmetscht: du Holdselige.“

Ob das weiterhilft, wenn wir statt „du Begnadete“ sagen „du Holdselige?“ Ich glaube schon. Denn einen Holdseligen nennt man jemanden, der mit Huld, mit Gnade beglückt worden ist. Maria, die Holdselige, ist eine ganz normale Frau. Ihre einzige Auszeichnung besteht in der Gnade Gottes, der sie gebraucht für seine Pläne. Maria trägt damit den Orden, den alle bekommen, die sich von Gott gebrauchen und in seine Pläne einsetzen lassen. Nein, mit dem Titel „du Begnadete“ ist nicht ein einzigartiger, unübertragbarer Hoheitstitel gemeint.

4. Die Ankündigung der Geburt.

Der Engel kündigt Maria an: „Du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären, und du sollst ihm den Namen Jesus geben.“

Wenn ich die höfliche Anrede, die höfliche Begrüßung des Engels bedenke, dann finde ich, dass seine Botschaft so höflich nicht weitergeht. Was ist das für ein Stil?

Maria könnte doch Widerspruch einlegen und aufbegehren: „Wieso? Ich werde schwanger werden? Ich werde einen Sohn gebären? Ich werde ihm den Namen Jesus geben? Das ist doch schließlich eine Frage meines Willens! Das muss ich doch entscheiden! Mein Bauch gehört mir! Und wie mein Kind heißt, das bestimme ich! Und was aus ihm wird, das ist auch meine Sache! Wenn das, was der Engel sagt, mich betrifft, dann habe ich doch wohl auch ein Wort mitzureden!“

Aber sehen Sie, genau das geschieht nicht! In der Ankündigung des Engels kann ein Widerspruch überhaupt gar nicht aufkommen. Der Engel gibt mit zwingender Majestät hier einen göttlichen Befehl weiter. Der menschliche Wille hat hier gar keinen Spielraum. Gott fragt nicht: Maria, das habe ich vor, machst du da mit? Er sagt: So wird es sein, und du bist dabei. Nicht anders hat Jesus später geredet, als er seine Jünger berief: „Ihr werdet meine Zeugen sein.“

Ob wir etwas von dieser gebieterischen Vollmacht der Worte Jesu wissen? Wir leben in maßloser Selbstüberschätzung, wenn wir meinen, wir hätten die Souveränität, zu überlegen, ob wir bei Gott mitmachen wollen, wenn wir meinen, wir könnten entscheiden, wie wir uns denn stellen zu seinen Plänen und seinen Geboten.

Gott fragt nicht. Gott gebietet. Und für uns gibt es nur eine Antwort, nämlich die der Maria: „Mir geschehe, wie du gesagt hast.“

Amen

Rüdiger Mielke

L.

Maria – diese Frage ist erlaubt.

Lukas 1,34.35.37

Da sprach Maria zu dem Engel: Wie soll das zugehen, da ich doch von keinem Mann weiß? Der Engel antwortete und sprach zu ihr: Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; darum wird auch das Heilige, das geboren wird, Gottes Sohn genannt werden. Denn bei Gott ist kein Ding unmöglich.

Bei einem Ereignis ist die erste spontane Reaktion immer von besonderem Interesse. Was geschieht unmittelbar danach? Das ist auch die Frage in unserem Text. Maria hat die Botschaft des Engels gehört, und wir wollen ihre Reaktion darauf ansehen. Ich möchte in drei Schritten an unserem heutigen Text entlanggehen.

1. Wie soll das zugehen?

Marias Ausruf trifft auch genau unsere Überlegungen. Der Bericht von der Jungfrauengeburt ruft doch Fragen über Fragen hervor. Wie ist das zugegangen?

Da sind doch zunächst die Naturgesetze, die von Gott selbst gegeben wurden. Es geschieht doch keine Geburt ohne Zeugungsakt, ohne Befruchtung. Wir kennen doch die biologischen Zusammenhänge. Wie soll die Jungfrau Maria, „die von keinem Mann weiß,“ das heißt doch, nicht in ehelicher Gemeinschaft mit einem Manne lebt, schwanger werden und ein Kind austragen? Die Frage ist erlaubt, denn Maria stellt sie auch.

Dann stehen da die religionswissenschaftlichen Einwände. Die Jungfrauengeburt ist doch nicht von der Bibel erfunden worden. Da gibt es doch in den Mythen der alten Ägypter und Griechen viele Parallelen, in denen erzählt wird, wie Götter mit irdischen Frauen Kinder zeugen, die natürlich Helden, Übermenschen werden. Ist das hier auch so gemeint, dass statt eines menschlichen Erzeugers ein göttlicher auftritt? Nein! Diese zutiefst heidnische Anschauung hat mit der Bibel nichts zu tun! Gott ist kein Geschlechtswesen wie die heidnischen Götter, denn Geschlechtlichkeit ist in der Bibel ein Kennzeichen der Schöpfung und niemals des Schöpfers. Der Heilige Geist tritt nicht als Erzeuger, sondern als Schöpfer Jesu auf. Jesus aber ist auch kein Übermensch, sondern wahrer Gott und zugleich wahrer Mensch. Nein, diese Parallelen bringen uns nicht weiter.

Schließlich gibt es noch Probleme, die in der Bibel liegen. Die Jungfrauengeburt wird nur bei Matthäus und Lukas berichtet. In den anderen Evangelien und bei Paulus fehlt sie. Manchmal, etwa in den Stammbäumen, erscheint Josef als der Vater Jesu, und die Bibel spricht auch von Geschwistern Jesu. Dass die Jungfrauengeburt in manchen biblischen Büchern nicht erwähnt wird, bedeutet aber nicht, dass sie nicht existiert. Dieser Gedankenschluss wäre absurd. Dass das Gleichnis vom verlorenen Sohn nur bei Lukas

vorkommt, heißt doch nicht, dass Jesus es nicht erzählt hat. Die Erwähnung der irdischen Familie, in der Jesus aufwuchs, bereitet der biblischen Anschauung keine Schwierigkeiten, sondern allein der katholischen Lehre, nach der Maria semper virgo, immer Jungfrau geblieben ist. Nach der Geburt Jesu nahm Josef die eheliche Gemeinschaft mit Maria auf, und sie hatten miteinander mehrere Kinder. Jesus wurde von Josef in den Familienverbund rechtmäßig aufgenommen. Das ist wichtig, weil Josef zum Geschlecht Davids gehörte, aus dem der Messias kommen sollte.

Aber auch nach all diesen Erklärungen bleibt die Frage bestehen: Wie konnte das zugehen? Gibt es darauf eine Antwort? Hören wir, was der Engel dazu sagt, denn er weist Marias Frage nicht zurück.

2. „Die Kraft des Höchsten wird dich überschatten.“

Ist das überhaupt eine Antwort? Immerhin brauchen wir uns nicht in Schweigen zu hüllen angesichts der Jungfrauengeburt, da der Engel redet.

„Die Kraft des Höchsten . . .“ Was ist damit gemeint? Die Bibel spricht so vom Heiligen Geist. „Überschatten“ aber ist ein Fachwort aus dem Alten Testament und kommt dort in ganz bestimmtem Zusammenhang vor. Im 2. Buch Mose Kapitel 40 wird von der Stiftshütte, dem Zelt der Begegnung, erzählt, gebaut nach der Anweisung Gottes. Dort durfte Mose vor Gott kommen. Da heißt es: Da bedeckte, „überschattete“ wörtlich, die Wolke des Herrn die Stiftshütte, und die Herrlichkeit des Herrn erfüllte die Wohnung. „Überschatten“ bedeutet also: Der lebendige Gott ist in seiner Herrlichkeit ganz da und doch zugleich verborgen, durch die Wolke verdeckt. Genau das gleiche meint die Antwort des Engels in Lukas 1.

Was für eine Botschaft! Gott ist in seiner Schöpferkraft ganz da und wirksam und doch nicht zu fassen! An dieser Geschichte wird deutlich, wie vorsichtig die Bibel von dem lebendigen Gott redet, wenn er handelnd in die raum-zeitliche Wirklichkeit eintritt. Das ist für uns nicht erklärbar, auch nicht gedanklich einzuordnen. Manche werden da enttäuscht sein, denn manche Fragen bleiben doch offen. Die biologische etwa ist damit nicht erklärt.

Sehen Sie, unser Text gibt keine Antwort im wissenschaftlichen Sinn. Er verlangt von uns aber auch nicht, das Wunder eben zu schlucken, sondern er macht deutlich: Die Jungfrauengeburt geschah durch das verborgene und zugleich ganz wirkliche Handeln des Schöpfers. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“ Der Weihnachtsgeschichte gegenüber geht es nicht um eine allgemeine Wundergläubigkeit, dass eben vieles möglich sein könnte. Es geht um den Glauben, der dem lebendigen Gott alles zutraut. Auf die Frage: „Wie kann das zugehen?“ antwortet der Engel, wer das ist, der das Wunder tut. Das ist eine wichtige Weichenstellung für den Umgang mit dieser Geschichte.

Allgemeine Wundergläubigkeit ist eine zutiefst heidnische Sache. Nein, eine Jungfrauengeburt ist nicht möglich. Das Evangelium will uns nicht die allgemeine Möglichkeit von Wundern vor Augen stellen, sondern es zeigt uns den Schöpfer, der Wunder tun kann, und ermuntert uns zum präzisen Glauben an ihn.

Auf diesen Herrn können wir uns verlassen. Er kann auch Neues schaffen in meinem Leben, selbst da, wo alles aussichtslos erscheint.

Ich möchte noch einen Schritt weitergehen und die Antwort des Engels noch weiter ausleuchten.

3. „Er wird Sohn Gottes genannt werden.“

Diese Auskunft des Engels birgt die Gefahr eines grundlegenden Missverständnisses in sich.

Da mag einer die Frage stellen: Ab wann ist Jesus Gottes Sohn genannt worden? Etwa von der Taufe an? „Du bist mein lieber Sohn,“ hatte Gott zu ihm gesagt. Oder von der Auferstehung an? Es gab in der Kirchengeschichte schon von frühester Zeit an immer wieder Leute, die das behauptet haben: Der Mensch Jesus erhält um seiner besonderen Eignung für Gott, seines Gehorsams und seiner religiösen Gaben willen zu irgendeinem Tag seines Lebens die besondere Hoheitsbezeichnung „Sohn Gottes,“ sozusagen ein Verdienstkreuz vom lebendigen Gott.

Die Botschaft von der Jungfrauengeburt streicht diese Anschauung radikal durch. Jesus ist Sohn Gottes von Anfang an. Er ist nicht zunächst Mensch wie Sie und ich und macht dann Karriere. Nein, er ist wirklicher Sohn einer wirklichen Mutter, und er ist Sohn Gottes, und zwar beides von Anfang an.

Warum ist das so wichtig? Sehen Sie, es wäre ja eine ungemein verlockende Möglichkeit, wenn Jesus ein Mensch wie wir gewesen wäre, dann kraft seiner Persönlichkeit aufgestiegen und zu göttlicher Ehre gekommen wäre. Dann wäre Jesus einer von uns, und letztlich würde das bedeuten, dass wir aus eigener Kraft, wenn auch mit Gottes Hilfe, den Weg zu Gott geschafft hätten. Jesus wäre dann der edelste Vertreter der Menschheit, der alle Mittelmäßigen und Schlechten aus dem Dreck gezogen hätte. In Jesus hätte die Menschheit Karriere gemacht.

Sehen Sie, dagegen sagt die Jungfrauengeburt ein ganz klares Nein! Jesus ist Sohn Gottes von Anfang an, und damit wird deutlich, dass bei der Frage unserer Erlösung, unserer Rettung kein Mensch produktiv tätig gewesen ist.

Wir haben uns nicht selber erlöst, sondern der lebendige Gott hat neu eingegriffen und gehandelt. Deshalb ist die Lehre von der Jungfrauengeburt nach dem biblischen Zeugnis unverzichtbar wichtig, weil sie klarmacht, dass Jesus von Gott kommt und darum die Erlösung durch ihn gültig ist.

Gott sei gelobt, dass Jesus geboren ist „von der Jungfrau Maria!“

Amen

Rüdiger Mielke

LI.

Maria – eine vorbildliche Antwort.

Lukas 1,38

Maria aber sprach: Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast. Und der Engel schied von ihr.

Maria hat eine umstürzende Begegnung hinter sich. Mitten in ihren Alltag hinein trat der Bote Gottes und konfrontierte sie mit Gottes Plänen, die sie kaum verstehen konnte. Und vor allem: Maria sollte in diesen Plänen eine Rolle spielen! Es ist erstaunlich, wie sie auf dieses Erlebnis reagiert: „Mir geschehe, wie du gesagt hast.“

Naheliegender wären ganz andere Reaktionen gewesen. Maria hätte zum Beispiel schweigen können, erschrocken schweigen nach dem Motto: Was will und kann man noch sagen, wenn der lebendige Gott in die raum-zeitliche Wirklichkeit, in das Leben eines Menschen eintritt und ihm seinen Rettungsplan mitteilt? Das ist doch wie ein Überfall! Da haben Menschen doch nichts mehr zu melden! Nein, es ist anders: Gott wartet auf unsere Antwort. Er will uns dabeihaben lassen.

Aber auch eine andere Reaktion wäre bei Maria denkbar gewesen. Gott gibt seine Pläne bekannt? Ja, da mache ich mit! Da packe ich an! Das stehe ich durch! Aber auch darum geht es nicht. Unsere Aktivitäten sind gar nicht gefragt. „Mir geschehe, wie du gesagt hast.“

Maria hätte auch sagen können: „Ich brauche erst noch Bedenkzeit. Die Konsequenzen sind nicht überschaubar. Worauf lasse ich mich da ein?“ Aber auch das ist letztlich nicht möglich. Gott wartet bei Maria auf einen Entschluss.

Wir wollen versuchen, die Antwort Marias ein wenig auszuloten. Maria ist ein Vorbild des Glaubens gerade in dieser nicht naheliegenden, aber vorbildlichen Antwort.

1. Gott will uns dabeihaben.

Wie ein Überfall war das, als Gott in das Leben der Maria hineintrat. Mit einem herrscherlichen Wort von gebieterischer Majestät hatte er sie angesprochen. Und trotzdem: Maria wird nicht einfach zu einem toten Werkzeug degradiert, zu einer Marionette, zu einem Statisten. Sie hat zwar keinen Spielraum, ja oder nein zu sagen, aber sie bekommt die Freiheit, ja zu sagen.

Maria steht wie in einem Flur mit einer offenen Tür, und sie ist eingeladen, durch diese Tür zu gehen. Sie erhält einen Freiraum zur Antwort und wird nicht einfach an die Wand gedrückt. „Fürchte dich nicht,“ spricht der Engel zu ihr.

Es ist eine wunderbare Geschichte, eine Geschichte der Barmherzigkeit Gottes, der sich von Anfang an erniedrigt, indem er seine Majestät in Liebe einhüllt. Wohl greift er mit Wucht in das Leben eines Menschen ein: „Du wirst schwanger werden . . .“, beschlagnahmt diesen Menschen als Werkzeug in seiner Heilsgeschichte, aber er degradiert ihn nicht zum Spielball in der göttlichen Hand.

Gott handelt nicht nach dem Motto autoritären Gebarens, wie wir es oft hören: „Du bist hier nicht gefragt! Du hast zu tun, was ich sage!“ In dieser Richtung dürfen wir die Antwort der Maria nicht verstehen: „Ich bin des Herrn Magd.“ Das ist zwar die Aussage der Unterordnung unter Gott, die Selbstbezeichnung der Niedrigstehenden gegenüber dem Höheren. Aber es ist zugleich eine Auszeichnung.

Gott hat mich aufgefordert, in seinen Plänen mitzuwirken! Jetzt darf ich ja sagen! Im Lobgesang der Maria kommt das deutlich zum Ausdruck: Du, Herr, hast die Niedrigkeit deiner Magd angesehen. Du hast große Dinge an mir getan. Du hast den Niedrigen erhoben.

Maria erkennt, dass es die einzige Würde und Hoheit des Menschen ist, dass Gott ihn bei seinem Handeln dabeihaben will und dass der Mensch ja sagen darf dazu. Gott könnte ja auch ohne uns wirken in dieser Welt. Dass er uns brauchen will, öffnet einen schmalen Grat für den Glaubensweg. Wie gefährlich man dabei abstürzen kann, zeigt die katholische Marienlehre. Da wird erklärt, dass Maria durch ihr Ja zur Pforte des Heils wird für alle, die an Jesus Christus glauben. Die Gnade wird so unter der Hand zur falschen Würde gemacht. Nein, das ist nicht biblisch!

Gott will uns dabeihaben, das heißt: Er sieht Maria gnädig an, sie darf sein Werkzeug sein; aber das Heil wird allein durch den lebendigen Gott gewirkt in Jesus Christus.

2. *Unsere Aktivitäten sind gar nicht gefragt.*

Es ist eigenartig, wie Maria ihre Antwort formuliert: „Mir geschehe, wie du gesagt hast.“ Sie sagt nicht: Ja, Gott, ich tue für dich nach deinem Plan, was du willst. Sie antwortet: Gott, tue du mit mir, was du willst.

Diese Antwort ist wichtig und gute Nachricht für erschöpfte Mitarbeiter und verkrampte Christen. In ihr geht es um einen wichtigen Zusammenhang.

Dass Gott uns dabeihaben will, heißt nicht, dass er uns gut gebrauchen kann, weil wir ja auch allerlei einbringen in den Dienst für ihn, etwa unseren guten Willen. Wir sind ja produktiv mit dabei, wenn wir für Gott etwas tun. Genau dieses Missverständnis wird in der ganzen Weihnachtsgeschichte durchgestrichen. Wenn es um die Grundfragen der Rettung geht, ist der Mensch mit seinem Vermögen nicht beteiligt. Bei der Geburt Jesu aus der Jungfrau Maria spielt der Mann als Erzeuger keine Rolle. Maria empfängt das Kind, und so empfängt die Welt das Heil.

Karl Barth hat das einmal ganz pointiert gesagt: „Die Weihnachtsgeschichte ist keine Männergeschichte.“ Die Geschichte der Staaten, der Kunst, der Wissenschaft, der Welt und der Völker, diese Geschichte wird weitgehend von Männern bestimmt und gemacht. (Ob es wirklich so ist, mag dahingestellt bleiben.) Für die Rettungsgeschichte Gottes mit der Welt trifft das aber nicht zu. Der Mann als produktiver, genialer, als wollender, vollbringender Mensch, der Mensch „im Schwunge seines Eros,“ wie Karl Barth sagt – dieser Mensch kommt in der Weihnachtsgeschichte nicht vor. Er ist nicht gut für Gottes Geschichte

geeignet. Auch all das steckt in der vorbildlichen Antwort der Maria. Das Heil können wir nur empfangen, weiter nichts. Darum ist unsere angemessene Haltung der Weihnachtsbotschaft gegenüber nur die Frage: „Wie soll ich dich empfangen?“

Dass die männliche Vorrangstellung seit Weihnachten in Frage gestellt ist, hat aber auch Konsequenzen für das Verhältnis von Mann und Frau in der Gemeinde. Seit Weihnachten kann eine geistliche Vorherrschaft der Männer nicht mehr aus der Geschichte des Sündenfalls in 1. Mose 3 hergeleitet werden. Das Gebot Gottes, dass die Frau dem Mann untertan sein soll, gehört nicht zu seiner Heilsordnung, sondern ist eine Notverordnung im Zusammenhang des Sündenfalls, um dem Chaos zu wehren. Weihnachten öffnet uns aber wieder die Tür zum Paradies. Wir dürfen zurückkehren zu Gottes guter Heilsordnung. So kann Paulus dann später an die Gemeinde schreiben (Epheser 6,21): „Ordnet euch einander unter in der Furcht Christi.“

Der produktive Teil des Menschen ist beim Heil nicht gefragt. Das ist die Lektion, die wir aus der Weihnachtsgeschichte lernen sollen.

3. *Gott wartet auf unseren Entschluss.*

Am Ende der Begegnung zwischen dem Boten Gottes und Maria steht nicht Marias zögernde Überlegung: Wie soll es weitergehen? Wie soll ich mich entscheiden?

Maria fasst sofort einen schlichten Entschluss, der ihr weiteres Leben bestimmt mit allem, was dann passiert bis zu dem Zeitpunkt hin, wo sie unter dem Kreuz Jesu steht, dem Kreuz, an dem ihr Sohn stirbt. „Mir geschehe, wie du gesagt hast.“

Wie viel zögernde Unentschlossenheit gibt es bei uns, wenn der Ruf Gottes uns trifft! Wie oft reden wir mit Gott und mit anderen Menschen so lange, bis nichts mehr klar ist, statt einen klaren Entschluss zu fassen und ihn auch zu vollziehen.

Gott wartet auf unseren Entschluss. Lassen wir ihn heute nicht vergeblich warten!

Amen

Rüdiger Mielke

LII.

Es geht um den Namen.

Matthäus 1,20 – 23

Als Josef das noch bedachte, siehe, da erschien ihm der Engel des Herrn im Traum und sprach: Josef, du Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria, deine Frau, zu dir zu nehmen; denn was sie empfangen hat, das ist von dem heiligen Geist. Und sie wird einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben, denn er wird sein Volk retten von ihren Sünden. Das ist aber alles geschehen, damit erfüllt würde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht (Jesaja 7,14): „Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären, und sie werden ihm den Namen Immanuel geben,“ das heißt übersetzt: Gott mit uns.

Wor der Geburt eines Kindes ist es ja immer eine spannende Überlegung: Welchen Namen geben wir den neuen Erdenbürger?

Bei diesem besonderen Kind, dem Kind, von der Jungfrau Maria geboren, wird die Frage der Namensgebung noch bedeutend wichtiger. Namen und Titel für dieses Kind kommen im 1. Kapitel des Matthäusevangeliums gehäuft vor. Da ist vom Kind der Jungfrau die Rede, von Jesus, vom Sohn Davids, von Immanuel.

Unser heutiger Text zeigt uns, dass Gott selbst für den Namen Jesu sorgt. Er überlässt diese Entscheidung nicht den Menschen. Trotzdem wird der Mensch, wird Josef beteiligt bei der Namensgebung. Denn das war zur Zeit Jesu klar: Namensgebung ist Vaterrecht. Wir wollen uns Namen und Titel, die Josef diesem besonderen Kind im Auftrag Gottes geben soll, näher ansehen.

1. Sohn Davids.

Am Anfang unseres Textes, in Vers 20, wird von Josef als dem „Sohn Davids“ gesprochen, und unmittelbar vor unserem Text, im ersten Abschnitt des Matthäusevangeliums mit dem Stammbaum Jesu, wird Jesus auch „Sohn Davids“ genannt. Was steckt hinter diesem Titel?

Manche fragen sich: Wie kann man sagen, dass Jesus Sohn Davids ist, wenn er doch von der Jungfrau Maria geboren wurde und Josef als Erzeuger, als leiblicher Vater doch gar keine Rolle dabei gespielt hat? Nun, Jesus gehört ganz zu Josef und zu dessen Familie und Geschlecht, weil Josef das von der Jungfrau geborene Kind angenommen und damit vollrechtlich in seinen Familienverbund eingegliedert hat. Darum kann mit Recht gesagt werden: Jesus ist Sohn Davids. Für die biblische Erzählung ist das gar kein Problem.

Adolf Schlatter sagt zu dieser Frage: „Es macht gar keinen Unterschied, ob Jesus dem Josef verbunden ist durch das Wunder der Geburt, das Geschenk der Natur, oder ob Jesus dem Josef als Kind geschenkt ist durch das Wunder der göttlichen Schöpfermacht.“

Aber mit dieser Erklärung sind wir noch nicht viel weiter. Entscheidend ist es, zu wissen: Was bedeutet diese Tatsache? Dazu müssen wir den Stammbaum Jesu ansehen, wie er gleich am Anfang des Matthäusevangeliums aufgezählt wird. Was soll der Bezug auf David, diesen König in Israel?

Sehen Sie, im 2. Samuelbuch Kapitel 7 gibt Gott dem König David in einem kritischen Augenblick eine Verheißung, die letztlich auf den Messias weist: „Ich will dir einen Nachkommen erwecken, dem will ich sein Königtum bestätigen. Ich will seinen Königsthron bestätigen ewiglich.“

Durch den Stammbaum wird nun deutlich: Jesus gehört in diesen Zusammenhang. Wenn ihr verstehen wollt, wer Jesus ist, dann müsst ihr ihn sehen von der Verheißung her, die Gott damals dem König David gab. Jesus ist dieser Nachkomme Davids.

Es wird durch den Stammbaum aber auch unübersehbar, dass Jesus in die Geschichte Gottes mit seinem erwählten Volk Israel gehört. Die Namen, die nach dem Matthäusevangelium im Stammbaum Jesu genannt werden, skizzieren diese Geschichte Gottes mit seinem Volk in großen Strichen: Abraham, David, dann die babylonische Gefangenschaft und dann Jesus, der Messias. Damit wird deutlich: Jesus ist der Messias seines Volkes Israel, die Hoffnung Israels.

Das war wichtig für die Judenchristen in Palästina, an die Matthäus sein Evangelium schrieb. Als kleine Minderheit wurden sie von den Juden massiv verfolgt, weil sie an den Messias Jesus glaubten. Andererseits standen sie in Gefahr, die Juden abzuschreiben: Die haben Jesus ans Kreuz gebracht, für die kann Jesus nichts mehr bedeuten. Immer wieder hat es in der Geschichte der christlichen Gemeinde solche Anschauungen gegeben. Mit dem Titel „Sohn Davids“ und dem Stammbaum gleich am Anfang des Evangeliums wird mit dieser gefährlichen Einstellung gründlich aufgeräumt. Jesus ist nicht nur der Heiland der Welt, sondern er gehört auch in die Geschichte mit seinem erwählten Volk als der Messias Israels.

Wenn wir uns den Stammbaum näher ansehen, werden wir noch etwas anderes entdecken. Jesus kommt in keine prächtige Ahnengalerie, sondern er tritt in die Reihe der Sünder. Natürlich sind Namen wie Abraham, David, Hiskia große Persönlichkeiten. Aber es fehlen die großen Stamm-Mütter Israels, Sara, Rebekka, Rahel. Statt dessen werden andere Frauen genannt: Tamar, Rahab, Rut, Batseba. Mit diesen Namen verbinden sich dunkle Geschichten von Schuld und Sünde. Warum stehen diese Namen in der Ahnengalerie Jesu? Warum wird Jesus in diese dunkle Gesellschaft hineingestellt? Es soll ganz deutlich werden: Dieser Jesus ist der Messias, aber er tritt in die Reihe der Sünder. Das erwählte Volk soll verstehen: Eure Geschichte mit Gott ist auch eine Geschichte der Schuld. Ihr könnt nicht sagen: Wir brauchen keinen Messias, denn wir sind erwählt!

So verbindet sich mit dem Titel „Sohn Davids“ zweierlei. Einmal wird den Christen, die ihre ungläubigen jüdischen Volksgenossen abschreiben wollen, klargemacht: Jesus ist und bleibt der Messias Israels! Er ist der Sohn Davids. Das ist für die Gemeinde Jesu bis auf diesen Tag wichtig zu wissen. Welche Geschichte des Leides ist über das Volk Israel gekommen, weil die Christen diese Tatsache immer wieder verdrängt haben!

Aber dann gilt auch noch das andere, und das ist dem erwählten Volk gesagt: Ihr könnt nicht auf eure Erwählung stolz sein nach dem Motto: „Wir haben Abraham zum

Vater! Wir brauchen den Messias Jesus nicht!“ Jesus tritt in eure Ahnenreihe, und das ist eine Geschlechterfolge der Sünder. Diese Schuld auf sich zu nehmen, dazu ist er gekommen der Messias des Volkes Israel.

2. Jesus.

Im ersten Punkt haben wir uns einen Titel angesehen, den das Kind der Jungfrau Maria trägt. Nun wollen wir auf den Namen schauen, den Josef ihm nach dem Befehl Gottes geben soll.

Zunächst einmal ist dazu zu sagen: Jesus ist ein ganz alltäglicher, in seiner Bedeutung sehr verschwommener Name. Zur Zeit der Geburt Jesu war er sehr verbreitet. Er ist abgeleitet von Jehoshua, Jahve: Der Herr ist Hilfe. Von Heil und Rettung spricht er, aber von wem, durch wen die Rettung kommt, das wird durch diesen Namen nicht klar.

Der Allerweltsname Jesu unterscheidet das von der Jungfrau Maria geborene Kind nicht von anderen Kindern. In den Städten und Dörfern Palästinas erklang er oft, wenn Eltern ihre Kinder ins Haus riefen. Nein, dass der Sohn Gottes den Namen Jesus trägt, ist nichts Besonderes, sondern ein Zeichen seiner Erniedrigung. Er geht wirklich in unser kleines, alltägliches Allerweltsdasein ein.

Aber umgekehrt muss man sagen: Dieses Kind, der von der Jungfrau geborene Sohn, macht diesen Namen zu einem einzigartigen, zu einem heilbringenden Namen. Im Namen Jesus liegt alles Heil, wie es in der Apostelgeschichte einmal heißt: „In keinem andern ist das Heil, auch ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den wir sollen selig werden“ (Apg. 4,12).

Ja, dieser Name ist ein Programm: Jahve ist Heil. Und was Heil bedeutet, das erklärt unser Text gleich ganz deutlich in Vers 21: Rettung von den Sünden. Alle Verheißungen des Alten Testaments laufen darauf zu, aller Glanz der Versprechungen Gottes weist auf diese höchste hin: Rettung von den Sünden.

Da heißt es etwa in Jes. 33: „Kein Bewohner wird sagen: ‚Ich bin schwach‘, denn das Volk, das darin wohnt, wird Vergebung der Sünden haben.“ Hesekiel ruft auf (Kap. 11): „Ich will ihnen ein anderes Herz geben und einen neuen Geist in sie geben und will das steinerne Herz wegnehmen aus ihrem Leibe und ihnen ein fleischernes Herz geben.“ Sacharja spricht in Kap. 13 davon: „Zu der Zeit werden das Haus David und die Bürger Jerusalems einen offenen Quell haben gegen Sünde und Befleckung.“

Alle diese Verheißungen sind in dem Kind, von der Jungfrau Maria geboren, in diesem Jesuskind erfüllt. „Dir sind deine Sünden vergeben!“ Das ist das Machtwort, das Jesus spricht. Darum wird das ganze Evangelium zusammengefasst in der Zusage: In seinem Namen empfangen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden (Apg. 10,43). Vergebung der Sünden aber ist nicht ein frommes Mäntelchen, das wir über unser altes Leben decken, sondern – wie Luther sagt – ist Leben und Seligkeit. Gebe Gott, dass auch wir sie erleben!

Amen

Rüdiger Mielke